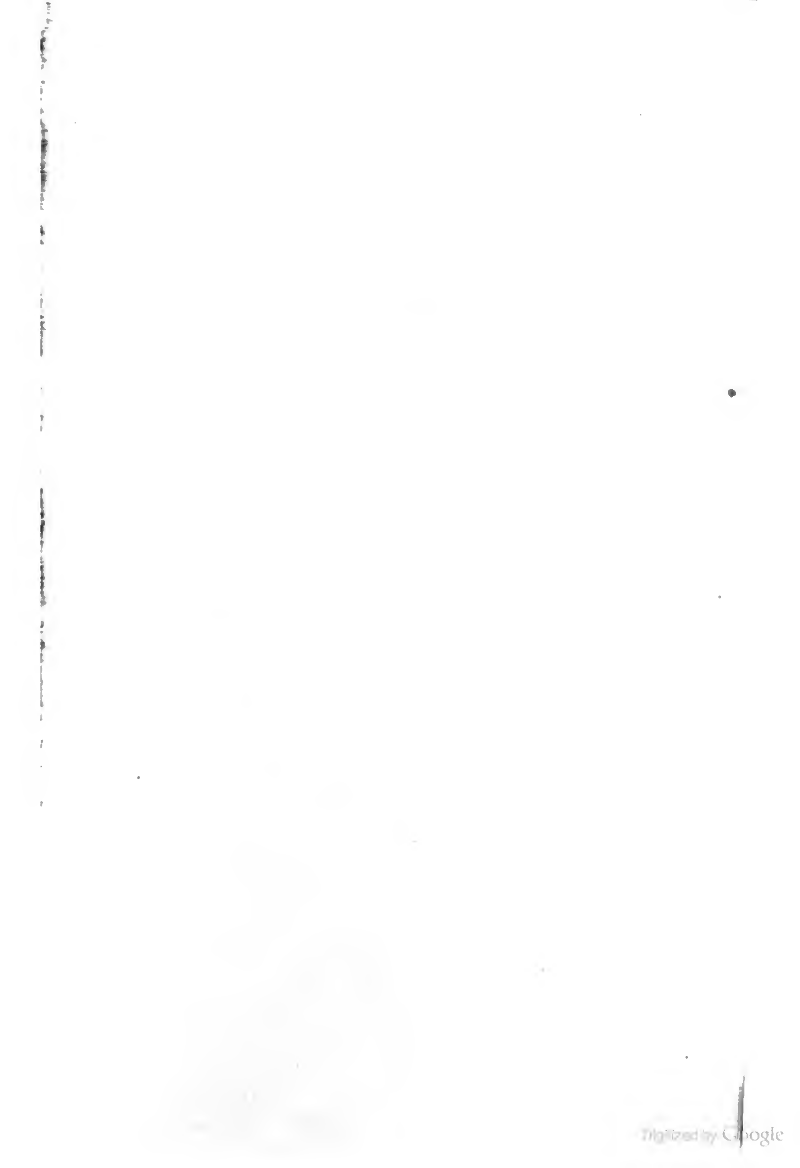


Scheffel

Johannes Moritz Proelss





Johannes Proelß.

Scheffel.

Ein Dichterleben.






LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Joseph Victor Scheffel

Scheffel.

Ein Dichterleben.

Von

Johannes Proelß.

Volksausgabe.



Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1902.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorrede.

Wie gelangte Scheffel inmitten der Pracht des Golfs von Neapel — auf Capri — dazu, das Schwarzwaldepos vom Säkkinger Trompeter zu schreiben? Wie geriet er darauf, der Odenwaldsage von des Rodensteiners wilder Jagd in Heidelberg die berühmte humoristische Deutung zu geben? Diese und ähnliche Fragen beschäftigten mich schon in der fröhlichen Jugendzeit, in der Scheffels Lieder gar hellen Widerhall in meiner Seele fanden.

Als „Feuilletonist" der „Frankfurter Zeitung" hatte ich dann, noch zu Scheffels Lebzeiten, Gelegenheit, an die Lösung der Fragen zu gehen; manchen schönen Ferientag habe ich von der Mainstadt aus auf Scheffels Spuren dem Besuch der Stätten gewidmet, die seine Poesie verherrlicht hat. Durch diese Arbeiten wurde ich seinen Freunden bekannt, und als ich nach dem Tode des Dichters daran ging, sein ganzes Leben im Zusammenhang mit seiner Dichtung zu schildern, ermöglichten mir das Vertrauen und die Hilfe dieser Männer, das Werk so auszuführen, daß mich nach der Vollendung ihre herzliche Zustimmung wie die warme Anerkennung der Kritik für den Aufwand von Mühe und Sorge reichlich entschädigen konnten. Es war ein Werk der Liebe und wurde auch liebevoll aufgenommen.

Nur einen Tadel mußte ich öfters hören; der Band mit seinen 42 Bogen war zu dick geraten. Ich wußte das selbst, hatte dies Mißgeschick aber nicht abwenden können; die Gründe habe ich schon in der damaligen Vorrede auseinandergesetzt. Eine große Zahl von Briefen des Dichters, deren Inhalt sein Charakterbild in ganz neue Beleuchtung brachte, hatte

ich meiner Darstellung als beweiskräftige Dokumente einfügen müssen; manche waren mir nur unter dieser Bedingung anvertraut worden. Einer der treuesten Jugendfreunde Scheffels, der schon als Nachbarskind zu Karlsruhe mit ihm gespielt, der in Olevano und Rom mit ihm gemalt und geschwärmt hatte, der Maler Wilhelm Klose, schrieb mir: „Nun ich das ganze Werk vor mir habe und kenne, fasse ich mein Urteil dahin zusammen, daß eine bessere Scheffelbiographie von niemand gemacht werden kann, außer von Ihnen selbst in der in der Vorrede angedeuteten Weise, indem Sie aus dem Mosaikbild ein Gemälde mit breiten Pinselstrichen machen. Getroffen haben Sie den Dichter."

Die vorliegende Ausgabe will dieses Lebensbild bieten. Viele Partien haben stark gekürzt werden müssen, auf Quellennachweise war zu verzichten; aus der Fülle des Neuen, das inzwischen ans Licht trat, ist dafür andrerseits das Wesentlichste berücksichtigt worden. Mit größerer Bestimmtheit als früher findet der Leser die Frage beantwortet: wie kam es, daß Scheffel in der Zeit der Gründung des neuen Deutschen Reichs zum Lieblingsdichter unserer Nation ward?

Allen, die mir früher und jetzt wieder irgendwie am Werke geholfen haben, sage ich herzlichen Dank. Ihre Zahl ist zu groß, als daß mir gestattet wäre, hier Namen anzuführen. Dank sage ich auch dem Verleger dafür, daß er sich entschloß, den Preis des Buchs so niedrig als möglich zu halten.

Möge die Scheffelbiographie in ihrer neuen Gestalt den Kreis derer recht beträchtlich erweitern, die sich an dem sonnigen Humor, der kräftigen Frische, dem freien deutschen Wesen von Scheffels Dichtung um so mehr erfreuen, weil sie wissen, daß ein edles Herz sie einem Leben voll Kampf und Leid abgerungen hat!

Stuttgart, im Mai 1902.

Johannes Proelß.

Inhalt.

		Seite
I.	Ursprung und Kindheit	1
II.	Studiosus Scheffel	35
III.	Sturm und Drang	64
IV.	In Säckingen	93
V.	Josephus vom dürren Ast	116
VI.	In Rom und auf Capri	140
VII.	Ekkehard	162
VIII.	Marie	199
IX.	Im Banne der Wartburg	
	1. Donaueschingen: Juniperus	245
	2. Der Bergpsalmist — Frau Aventiure	294
X.	Gaudeamus	339



I. Ursprung und Kindheit.

Am 16. Februar 1826 kam Joseph Victor Scheffel in Karlsruhe, der Hauptstadt des Großherzogtums Baden, zur Welt. Er war der Sohn des Regierungsingenieurs Philipp Jakob Scheffel, der als Baurat der badischen Wasser- und Straßenbaudirektion und zugleich als Hauptmann à la suite dem badischen Geniekorps angehörte. Mit seiner jungen Frau Josephine bewohnte er damals den zweiten Stock des dreistöckigen Wohnhauses Steinstraße Nr. 25.

Es giebt viele Dichter, für deren Lebensgang und Talententfaltung der Ort der Geburt und die Eigenart der engeren Heimat nur geringe Bedeutung hatten; für ein Charakterbild des Dichters Scheffel sind sie von größter Wichtigkeit. Die Hauptkräfte seines Talents wurzelten in seinem innigen Heimatsgefühl, und so schön sich in seinen Werken auch die leuchtende Pracht Italiens, die Großartigkeit der Alpenwelt, die Anmut des Thüringer Waldes spiegeln, dem Ruhm seiner engeren Heimat ist doch das Schönste, was er schuf, gewidmet.

Wer heute den Lauf des Oberrheins vom Bodensee nach Säckingen verfolgt und hier abbiegt in den Hotzenwald und ins Thal der „Wiese" —, wer von der Ueberlinger Seebucht und ihren „Heidenhöhlen" nach Radolfzell, zur Insel Reichenau die Fahrt richtet und die Kegelberge des Hegau besteigt, deren höchster der Hohentwiel ist —, wer in den Thälern des Schwarzwalds Schattenkühle genießt, in den

tannendunklen Revieren des Feldbergs, im Quellgebiete von Neckar und Donau, in Baden-Baden und Rippoldsau —, wer inmitten der burggekrönten Rebenhügel des Breisgaus, des Markgräflerlands und der Pfalz fröhlich vom Heurigen trinkt und durch den Odenwald den Neckar bis dorthin begleitet, wo sich in seiner grünen Flut Altheidelberg spiegelt, der bewegt sich in des Dichters Revier. Die erinnerungsreiche Poesie dieser Gegenden hat der Sänger des „Trompeters von Säkkingen" und des „Gaudeamus", der Dichter des „Ekkehard" und des „Juniperus" dem ganzen deutschen Volke vertraut gemacht. Aber auch die nationale Bedeutung seiner Mission als Dichter, die Eigenart seines Humors, haben zur Voraussetzung, daß er just im Großherzogtum Baden um 1826 zur Welt kam.

Baden hat seine jetzige langgestreckte Gestalt zwischen der württembergischen Westgrenze und dem Rhein, der sie von der bayrischen Pfalz, dem Elsaß und der Schweiz scheidet, erst in neuerer Zeit, im ersten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts gewonnen. Als 1771 unter Markgraf Karl Friedrich die beiden Markgrafschaften Baden-Durlach und Baden-Baden vereinigt wurden, umfaßte das Land nur 64 Geviertmeilen mit 190000 Einwohnern, und als dieser staatskluge Fürst 1796 mit Frankreich den Separatfrieden zu Paris schloß, mußte er diesen durch die Abtretung seiner linksrheinischen Besitzungen und der Straßburg gegenüber liegenden Festung Kehl erkaufen. Nach Napoleons Sieg über Oesterreich änderte sich aber das Bild. Durch den Frieden von Luneville und den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 wurde nach den Plänen Napoleons und des Kaisers von Rußland das „heilige römische Reich deutscher Nation" seiner Auflösung zugeführt; die geistlichen Fürstentümer wurden aufgehoben, ihr Ländergebiet aufgeteilt, zahlreiche Kirchengüter wurden eingezogen, die meisten reichsunmittelbaren Standesherrschaften und freien Reichsstädte mediatisiert. Karl Friedrich von Baden wurde Kurfürst, sein Ländergebiet ver-

doppelte sich. Das Hochstift Konstanz, Teile der rechtsrheinischen Besitzungen der Hochstifte Basel, Straßburg und Speyer, ein schönes Stück von Kurpfalz mit den Städten Mannheim und Heidelberg, zahlreiche Reichsstädte, Abteien und Ritterkommenden im Schwarzwald und am Bodensee kamen an Baden. Noch größer war der Zuwachs, der 1806 durch den Beitritt zum Rheinbund dem badischen Landesherrn mit der Großherzogswürde zuteil ward. Der bisher österreichische Breisgau mit der Universität Freiburg, die fürstlich Fürstenbergische Landgrafschaft in der Baar mit Donaueschingen, eine große Zahl bisher reichsritterlicher Gebiete in den alten Ritterkantonen Hegau, Ortenau, Kraichgau, Odenwald gehörten zu den neuen Erwerbungen. Seinem Erben, dem Großherzog Karl Ludwig, der als Erbprinz 1806 auf Wunsch Napoleons dessen Adoptivtochter Stephanie Beauharnais geheiratet hatte, hinterließ Karl Friedrich 1811 einen abgerundeten Staat von 275 Geviertmeilen mit nahezu einer Million Einwohnern, dafür freilich auch die schnödeste Abhängigkeit von dem gewaltigen Zwingherrn des Rheinbunds.

So waren gar vieler Herren Unterthanen in kurzer Zeit unter der badischen Oberhoheit vereinigt worden. Abkömmlinge von sehr verschiedener Stammesart sollten sich nun als Bürger des einen Staatswesens fühlen. Die Alemannen im Oberland unterschieden sich stark von den Schwaben am Bodensee, beide noch mehr von den Franken, die das Land von der Murg abwärts bewohnten. Dann gab es noch viele Abstufungen. Die zäh am Alten hängenden trutzköpfigen Schwarzwälder vom Schlage der Hauensteiner blickten auf die leichtbeweglichen aufgeweckten Nachbarn im Rheinthal wie auf Fremde. Die lebhaften genußfrohen Pfälzer und die still besonnenen anspruchslosen Odenwälder, so nah sie bei einander wohnten, fühlten sich nicht wie Brüder eines Stammes. In Sitte und Brauch, Bildung und Sprache traten diese Unterschiede viel, viel mehr hervor als heute. Viele Grenzbewohner

waren den Nachbarn jenseits der Grenze verwandter als den Nachbarn im eigenen Staate. Schon die Sprache brachte das mit sich. Der alemannische Dialekt, in welchem Hebel gedichtet hat, rauh und hart, doch nicht ohne Wohllaut — so belehrt uns ein Kenner über diese Sprachunterschiede — herrscht im Oberland, ist aber auch weiter, in der deutschen Schweiz, in Schwaben und im Elsaß verbreitet. Die schwäbische Mundart, welche in den Seegestaden und an der Ostseite des Schwarzwaldgebirges bis Pforzheim hin herrscht, ist eine Abart der alemannischen. Milder wird der Dialekt, wenn man die Ortenau überschritten hat; er schwäbelt noch, bis der fränkische Dialekt, die Sprache der Pfälzer und Odenwälder, erscheint, welcher weicher und feiner tönt, mit Anklängen ans Niederdeutsche.

Besonders trennend trat den politisch Neugeeinten der Unterschied des kirchlichen Bekenntnisses ins Bewußtsein. Die alten badischen Stammlande waren meist von Protestanten bewohnt, die mit dem Großherzog das evangelisch-lutherische Bekenntnis teilten. Die Mehrzahl der neuen Landesteile hatten katholische Einwohner; in der Pfalz, an der Schweizer Grenze gab es viel Reformierte. Die Katholiken waren verstimmt wegen der Säkularisation der Abteien und Stifter; der bisher reichsunmittelbare Adel frondierte gegen die Regierung, deren Oberhoheit er widerwillig anerkennen mußte.

Die schwierige Aufgabe, die widerstrebenden neuen Gebiete mit dem alten Staatswesen zu einem einheitlichen Gebilde zu verschmelzen, suchte die badische Regierung zunächst durch eine gleichmäßige liberale Verwaltungs- und Justizreform nach französischem Muster zu lösen. Eine weitere Förderung der Staatseinheit wurde durch die Heeresfolge bewirkt, welche die badischen Truppen den Adlern Napoleons leisten mußten. Aber nur verdrossen fühlte sich das badische Volk an den Siegen Napoleons beteiligt. Viele konnten nicht vergessen, wie furchtbar die Franzosen wieder und wieder am Oberrhein und in der Pfalz gleich Mordbrennern gehaust

hatten. Ein ganz anderes Gefühl der Gemeinschaft erwachte, als der Schlachtendonner von Leipzig auch für die Rheinbundstaaten das Signal gab zum Kampfe wider den fremden Gewalthaber. Jubelnd zogen Anfang 1814 auch die badischen Truppen über den Rhein zur völligen Niederwerfung Napoleons. Und als dann auf dem Wiener Kongreß die Zukunft Deutschlands beraten ward, als die deutschen Fürsten, geblendet vom dynastischen Eigennutz, den „Deutschen Bund" in einer Form ins Leben riefen, der die gewonnene Einheit gleich wieder aufhob, als auch die meisten von ihnen das ihren Völkern gegebene Versprechen einer landständischen Verfassung nicht einlösen wollten, da erkannte im Gegensatz dazu der Berater des badischen Großherzogs, Freiherr von Marschall, die Einführung einer solchen in Baden als bestes Mittel, die so nötige Verschmelzung der alten und neuen Landesteile des weitern zu fördern. Als solches bewährte sich denn auch die am 22. August 1818 ins Leben tretende badische Verfassung, die den Staatsbürgern einen Anteil an der Staatsverwaltung einräumte. Freilich hatte Großherzog Karl nur zögernd und aus dynastischem Interesse in dieses Zugeständnis an das Volk gewilligt und sein Nachfolger Ludwig (1818—30) hatte weder den Willen noch die Kraft, den Bestrebungen Metternichs zu widerstehen, die vereinzelten Anfänge eines deutschen Verfassungslebens mit Hilfe des Frankfurter Bundestags wieder zu vernichten und den Geist der dynastischen Zwietracht und Kleinstaaterei in Deutschland zu Gunsten der österreichischen Hegemonie noch zu steigern. Aber trotz der Demagogenverfolgung, der reaktionären Bundesbeschlüsse gelang Ludwigs Versuch, den badischen Landtag zur seelenlosen Votiermaschine herabzudrücken und eine förmliche Kabinettsherrschaft wiederherzustellen, nur halb. In den späteren Ministern Winter und Nebenius saßen jetzt schon in der Regierung Stützen des bürgerlichen Freisinns, welchen im Karlsruher Ständehaus beredt und begeistert Männer von hoher Bildung und starkem Freiheitsgefühl wie L.

von Liebenstein und Karl von Rotteck vertraten, die sich durch keine Maßregelung von ihrem Kampf für Freiheit des Worts und des Verkehrs, für staatsbürgerliche Gleichheit, Abschaffung der Frohnden und Zehnten beirren ließen. Trotz jeweiliger Wahlbeeinflussung und Urlaubsverweigerung an gewählte liberale Beamte blieb der badische Landtag, zumal als 1830 der neue Großherzog Leopold sich selbst zu freisinnigen Grundsätzen bekannt hatte, ja selbst nach dessen Einlenken in die Reaktionspolitik des Bunds, ein kräftiges Organ des geistigen Kampfs für Freiheit und Recht in Deutschland. Karl Theodor Welcker, eine zeitlang wie sein Freund Rotteck Professor der Rechte in Freiburg, und der außer Dienst getretene Mannheimer Hofgerichtsrat Hans Adam von Itzstein waren es, die dabei immer wieder hinauswiesen auf das Schicksal des Gesamtvaterlands, auf das Verlangen der Vaterlandsfreunde nach einem neuen Deutschen Reich in freiheitlicher Verfassung. So wagte Welcker schon 1831, getragen von der mächtigen Volksbewegung, die nach der Pariser Julirevolution durch Deutschland ging, im Karlsruher Ständehaus die Forderung einer deutschen Volksvertretung neben dem Bundestag zu stellen, jene Forderung, die, wesentlich durch das Verdienst Welckers, Itzsteins und ihrer „Hallgartner" und „Heidelberger" Freunde, 1848 in der Frankfurter Nationalversammlung ihre Verwirklichung fand.

In der Partei des Freisinns saßen im Ständehaus zu Karlsruhe von Anfang an Oberländer und Seeschwaben, Pfälzer und Odenwälder, Katholiken und Protestanten, Evangelische und Reformierte einträchtig beieinander. Das ehrliche Bemühen der Regierung, die religiösen Gegensätze thunlichst auszugleichen, fand gleich im ersten Landtag seitens der liberalen Kammermajorität jede gewünschte Unterstützung. In welchem idealen Geiste das geschah, vergegenwärtigen dem jetzigen Geschlecht am besten die Namen der zwei Männer, welche das katholische und das protestantische Kirchenregiment in jenem Landtag vertraten: Heinrich von Wessenberg und Johann

Peter Hebel. Als Verweser des Bistums Konstanz war Wessenberg, die verkörperte Toleranz im römischen Bischofsornat, Mitglied der ersten Kammer. Hebel, der die längste Zeit seines Lebens als Schulmann gewirkt hatte, von 1808 an als Direktor des Karlsruher Gymnasiums, war seit 1814 Mitglied des badischen evangelischen Konsistoriums, betraut mit der Aufsicht und Berichterstattung über das höhere Schulwesen. Er wurde 1819 auf Grund der Verfassungsurkunde eigens zum „Prälaten" ernannt, um als Vertreter der evangelischen Geistlichkeit in die erste Kammer zu treten. Im Sommer 1821 beriet dann eine Generalsynode in Karlsruhe unter hervorragender Teilnahme Hebels die Vereinigung der beiden protestantischen Schwesterkirchen des Landes. Schwieriger war es, die Interessen der katholischen Kirche mit der Hauptaufgabe des neuen badischen Staats zu versöhnen. Das alte Bistum Konstanz reichte weit hinein in die Schweiz. Das milde Kirchenregiment Wessenbergs, der innerhalb seines Bistums den deutschen Kirchengesang und teilweise auch die deutsche Rede in den Gottesdienst eingeführt hatte, der den jungen Klerus im Geiste der Aufklärung und religiösen Innerlichkeit erzogen wissen wollte, war den Jesuiten in Rom ein Dorn im Auge. Wessenbergs Ideal der Herstellung eines gemeinsamen deutschen Konkordats und einer Reform der so zu gewinnenden katholischen Nationalkirche widerstrebte aber auch dem dringenden Bedürfnis der badischen Regierung, mit Rom zum Frieden zu kommen und zunächst einmal für das Großherzogtum eine einheitliche Organisation der katholischen Diözesen herzustellen. Gleich anderen deutschen Regierungen leitete auch die badische 1818 ihre Sonderverhandlungen mit dem päpstlichen Stuhl ein, die zur Errichtung des Erzbistums Freiburg und zur Auflösung des Konstanzer Bistums führten. Wohl wählten die badischen Dekane ihren bisherigen Oberhirten zum Erzbischof, doch die Wahl wurde vom päpstlichen Stuhle verworfen. Von 1827 an war Wessenberg ohne Kirchenamt. Der Geist der Humanität und Duldsamkeit, der

von Wessenbergs Beispiel ausging, wirkte aber noch lange nach in den badischen Landen. Und wie der Protestant Hebel, der im Markgräflerland als Sohn dörflicher Tagelöhner aufgewachsen war, mit seinen die Heimat so treu und lieb schildernden „Alemannischen Gedichten" gerade auch die Herzen der katholischen Schwarzwaldbewohner ganz besonders gewann, wie der von ihm redigierte und geschriebene Badische „Landkalender" mit seinen köstlichen humoristischen Volkserzählungen in ganz Baden, bei Hoch und Nieder, wirklich das wurde, was der Titel „Rheinländischer Hausfreund" besagte, so hatte der einem Breisgauer Herrengeschlecht entstammende Katholik Wessenberg, der auch als Dichter seine humanistische Denkungsart bekannte, in ganz Baden die Sympathieen der Gebildeten für sich in den Jahren, da er in Konstanz in stiller Zurückgezogenheit lebte, seinen litterarischen Arbeiten, der Förderung von Kunst und Wissenschaft und Werken gemeinnütziger Wohlthätigkeit hingegeben.

Als der Knabe Joseph Scheffel am 16. Februar 1826 in Karlsruhe die Augen zuerst aufthat, die später mit denen Hebels wetteifern sollten in der Kraft, die besondere Schönheit der Heimat mit künstlerischem Bewußtsein zu schauen, neigte sich Hebels Leben dem Ende zu — noch im gleichen Jahre (am 22. September 1826) ereilte ihn in Schwetzingen auf einer dienstlichen Reise der Tod. Um dieselbe Zeit erfüllte sich das Schicksal Wessenbergs in seinem vergeblichen Kampf gegen seine Feinde am päpstlichen Stuhl. Hebel war der Lieblingsdichter der Eltern Scheffels, die beide aus dem Schwarzwald stammten und beide katholisch waren; im Geiste Wessenbergs hingen sie ihrem Bekenntnis an. Den Verschmelzungsprozeß von Neu- und Altbaden hatte der Vater wie die Mutter in ganz besonderer Weise durchlebt. Lebendige Liebe zum großen deutschen Vaterland, alemannisches und schwäbisches Stammesbewußtsein, maßvoller politischer und religiöser Freisinn, Toleranz gegen Anders-

gläubige, beseelte beide, als sie im Jahre 1824 in Karlsruhe sich den eigenen Herd gründeten.

Zu den reichsunmittelbaren Abteien des westlichen Schwarzwalds, die im Jahre 1803 an Baden kamen, gehörte das schön im Kinzigthale gelegene Benediktinerstift Gengenbach; 1806 wurde auch die um das Kloster entstandene Reichsstadt Gengenbach badisch. Das Stift führte seine Gründung auf den heiligen Fridolin zurück, den Alemannenapostel, dessen Gebeine in der Kirche zu Säckingen ruhen und von dem es in Scheffels „Trompeter von Säkkingen" heißt: „Ja, er ward ein großer Heil'ger, Ihn verehrt als Schutzpatron noch heut das Rheinthal." Der vorletzte Abt des Reichsstifts Gengenbach war der Prälat Jakob Maria Trauttwein. Er stammte aus dem südlichen Schwaben als Sohn eines Landwirts. Der Mann seiner Schwester Veronika war der Landwirt Joseph Scheffel in Langen-Erringen. Den Sohn dieser beiden, Magnus Scheffel, ließ der Abt aus Langen-Erringen zu sich kommen und stellte ihn als Oberschaffner, d. h. Hauptverwalter des Klosters an. Dies Langen-Erringen liegt im Süden von Augsburg, ganz in der Nähe des Lechfelds, also auf der schwäbisch-bayrischen Hochebene, und kam 1803 gleich der Reichsstadt und dem Bistum Augsburg und dem Ritterkanton Allgäu-Bodensee an Bayern. Magnus Scheffel ist der Großvater unseres Dichters und die Herkunft desselben aus der Gegend des Lechfelds, wo Kaiser Otto der Große die Ungarn schlug, jene „Hunnen", gegen welche im „Ekkehard" die Mönche von St. Gallen und Reichenau und die Mannen vom Hohentwiel kämpfen, ist ebenso bedeutsam, wie die Thatsache, daß dieser Großvater Schaffner einer Benediktinerabtei war.

Als Gengenbacher Stiftsschaffner verheiratete sich Magnus Scheffel am 17. Juni 1788 mit der Jungfrau Johanna Läuble. Im folgenden Jahr, am 29. Juni 1789, bekam das Ehepaar einen Sohn, der Philipp Jakob getauft ward. Dies ist Josephs Vater. Dessen Hauptpate war der

Großonkel, „Prälat Jakob“, den der Kanzleidirektor und Rat des Gengenbacher Stiftes, Herr von Frembgen vertrat, seine Patin Frau Theresia Schmautz, Gemahlin des Rats des Offenburger Ritterordens. Die Taufe vollzog der gelehrte Pater Bernhard Schwörer; als letzter Abt der Abtei später der Nachfolger Onkel Jakobs. Als das Reichsstift Gengenbach an Baden kam, empfahl der Landvogt von Roggenbach dem Markgrafen Karl Friedrich den Stiftsschaffner Scheffel zu weiterer Verwendung auf seinem Posten: „man kann auf ihn als einen vertrauten Mann vollkommen bauen; er ist nicht nur im Rechnungswesen sehr bewandert, sondern er hat auch bei einem natürlichen Verstande sehr gute landwirtschaftliche Kenntnisse.“ Der Empfohlene trat denn auch in seiner alten Stellung mit dem Titel eines „Amtskellers“ in den badischen Staatsdienst über. 1809 wurde er pensioniert; doch blieb er in Gengenbach bis an sein Ende wohnen. 1832 fand er neben seiner schon 1826 ihm vorausgegangenen Lebensgefährtin auf dem alten Gengenbacher Kirchhof die ewige Ruhe.

Der Dichter des „Ekkehard“ hatte also väterlicherseits zum Urgroßonkel den Abt, zum Großvater den Oberschaffner einer altehrwürdigen Benediktinerabtei auf alemannischem Boden.

Scheffels Vater, der als Knabe in der Gengenbacher Abtei aufwuchs und auch, nachdem er sich dem Ingenieurfach zugewandt hatte, von Karlsruhe aus für die Ferien immer wieder gern dorthin zurückkehrte, sah im Beginn seiner Laufbahn dieselbe durch den Befreiungskrieg gegen Napoleon unterbrochen. Der Vierundzwanzigjährige hatte sich schon als Straßenbauingenieur bewährt und zwar in jener Gegend, die einst sein Sohn vor allen verherrlichen sollte, in der von Säckingen, der alten Schwarzwaldstadt am Oberrhein! Von hier aus hatte er den Bau einer neuen Landstraße am Rheinufer entlang geleitet. Am 6. Januar 1814 trat er als Freiwilliger in die zum Dienst des Vaterlands bestimmte badische Landwehr und wurde sogleich Offizier. Ueber seine

Teilnahme an der Belagerung von Kehl und seine weiteren Schicksale als Offizier im 5. badischen Landwehrbataillon, können wir ihn selbst berichten lassen in folgenden Stellen aus zwei Briefen, die er am 27. Juli 1814 aus Gengenbach, am 30. Dezember 1814 aus Karlsruhe an den ihm befreundeten Posthalter Malzacher in Säckingen schrieb. Da heißt's in dem ersten: „Daß wir am 8. April ein heftiges Gefecht mit den Franzosen vor Kehl hatten, wird Ihnen aus der Zeitung bekannt seyn. Ich hatte Gelegenheit, mich auszuzeichnen, und das Glück, unverletzt durchzukommen. Anfangs Mai verließen wir die Gegend von Kehl und marschirten ins Elsaß ein, wo wir Ende July wieder in unser Land zurückkehrten. Am 23. und 24. Juni war Revue über das ganze Armeekorps und am 1. July wurde unser Landwehrbataillon sowie alle übrigen beurlaubt. Was man weiters mit uns vorhat, ist uns unbekannt. Ich werde noch 14 Tage oder 3 Wochen hier bei meinen Eltern bleiben und erst alsdann nach Karlsruhe gehen, wo ich Entscheidung über meine künftige Bestimmung erwarte. Jedermann ist natürlich sehr begierig auf die Resultate des Wiener Congresses, man treibt sich mit Vermuthungen und zum Theil falschen Nachrichten herum und gewisses weiß man nichts. In Kehl liegt ein Bataillon Oesterreicher; dieses läßt alle, die es wünschen, glauben, das obere badische Land bis Kehl würde an Oesterreich abgegeben werden." Seit Anfang August arbeitete der „Kapitän Scheffel" wieder in Karlsruhe auf dem Ingenieurbureau. An diese Mitteilung knüpft sich in dem Brief vom Schluß des Jahrs aus Karlsruhe folgendes: „Oberstlieutenant Tulla ist ebenfalls seit Beendigung des letzten Feldzugs, wo er bei dem Straßen- und Schiffbrückenbau oberhalb Straßburg die Leitung hatte und den Russischen Wladimirorden erhielt, wieder hier und befindet sich wohl. Ich bin immer sehr auf den Ausgang des Wiener Kongresses begierig und zum Theil auch sehr dabei interessirt, so wie alle jungen Leute, welche auf Anstellung oder Besserstellung warten. Mir

hat das Militärwesen so besonders gut gefallen, und ich habe auch so seltenes Glück dabei gehabt, daß ich wünsche, immer dabei angestellt zu bleiben. Ich weiß nicht, habe ich Ihnen von dem Ausfall vor Kehl am 8. April geschrieben, aber sicher haben Sie davon etwas in der badischen Zeitung gelesen. Von dieser Affaire her erhielt ich bei der Revue am 24ten Juni d. J. von unserem Großherzog den Militärverdienstorden, und was ich Ihnen als eine Neuigkeit, an welcher Sie gewiß Antheil nehmen, sagen kann, erst in voriger Woche das russische Wladimir-Ordenskreuz, welches hierher von Wien aus geschickt wurde. Das Glück, welches mich in einer so kurzen militärischen Laufbahn so besonders begünstigte, sehe ich als eine Art von Beruf zu diesem Stande an. Ob mein Wunsch in Erfüllung gehen wird, weiß ich nicht, und die Zeit wird's lehren. — Am letzten Stephanientage war hier masquirter Ball, welchem auch die Frau Großherzogin beiwohnte. Eine Gesellschaft von 25 bis 30 Paar Herren und Damen vom Adel hatte sich in Hauensteiner Tracht gekleidet und stellte eine Bauernhochzeit vom Lande dar. Eine Dorfmusic gieng voraus. Der Dorfschulmeister, welcher den Zug führte, hielt an die Frau Großherzogin eine kleine Rede im Hauensteiner Dialekt. Da ich denke, daß es Ihnen und vielleicht auch andern Vergnügen macht, so übersende ich Ihnen solche in der Anlage. Das Ganze hat der Frau Großherzogin vielen Spaß gemacht. Es sah wirklich poßirlich aus, Grafen, Barone, Kammerherren, Officiere in ächter Hauensteiner Tracht, sogar die spitzen Hüte waren nicht vergessen, herumgehen und tanzen zu sehen, und der Vogt und der Schulmeister von Herrenschwand darf sich etwas darauf zu gut thun, daß sie mit so vielem Beifall sind aufgenommen worden. — Zu dem neuen Jahre wünsche ich Ihnen, Ihrer Frau und Mlle. Josephine von Herzen alles Liebe und Gute, dauerhafte Gesundheit, zeitliches und ewiges Glück, und grüßen Sie alle meine Bekannten. Leben Sie wohl. — Ich bin Ihr ergebener Freund J. Scheffel. — Was macht wohl auch die neue Straße?"

Auch im Feldzug von 1815 that sich Kapitän Scheffel bei der Blockade von Straßburg rühmlich hervor. Eher klein als groß, aber kräftig und schlank von Gestalt, zeichnete sich der junge Genieoffizier auch durch gewandte Umgangsformen aus. Jenes Wladimirkreuz hatte er für ersprießliche Dienstleistung als Dolmetsch in den Verhandlungen russischer und französischer Militärbehörden erhalten. Nach dem Frieden blieb er zunächst beim Militär und kam als Hauptmann in den Generalstab. 1817 wurde er zum Mitglied der Grenzregulierungskommission ernannt, die aus badischen und französischen Generalstabsoffizieren bestand. Unter Oberst Tulla und mit dem französischen Bevollmächtigten Oberstleutnant Grafen Guilleminot bereiste und untersuchte er die Ufer des Rheins in seinem Laufe von Basel bis Mannheim. Die Korrektion des Rheinlaufs von Basel bis Lauterburg wurde nach seinen Plänen und unter seiner besonderen Mitwirkung ausgeführt. Er wohnte damals längere Zeit in Basel. Für seine Leistungen bei der Rheingrenzregulierung wurde er Ritter, dann Offizier der Ehrenlegion. Mit den französischen Offizieren der Kommission hatte er aufs kameradschaftlichste zu verkehren verstanden; einer derselben, der Hauptmann François Immelin, blieb ihm in dauernder Freundschaft verbunden. Unter Beibehaltung seines militärischen Rangs — er ließ sich weiter „Herr Hauptmann“ und nach seinem Avancement „Herr Major“ nennen — kam er dann in die Wasser- und Straßenbaudirektion in Karlsruhe, wo er des weitern zum Oberingenieur und Oberbaurat aufrückte.

So wurde der Schaffnerssohn aus der bis 1803 reichsunmittelbaren Klosterabtei Gengenbach im Kinzigthal ein strammer badischer Beamter. Aus dem Befreiungskrieg hatte er, wie fast alle Kampfgenossen, ein warmes Gefühl für das Ideal eines einigen Deutschlands mit heimgebracht, aber sein Patriotismus machte ihn nicht unempfänglich für die Vorzüge seiner französischen Berufsgenossen. Sein militärisches Standesbewußtsein und sein Diensteifer als Beamter schlossen ferner

einen lebhaft entwickelten Sinn für Kunst und Poesie nicht aus. Er selbst zeichnete gut und auf seinen Dienstzimmern hatte sein Sohn Joseph später Gelegenheit, vielerlei Landschaftsaufnahmen zu betrachten, die sich auf badisches Land bezogen, vor allem Ansichten vom Oberrhein.

Als Hauptmann Scheffel auf Freiersfüßen ging, war er fünfunddreißig Jahr alt. Die Spuren von Blattern in seinem Gesicht, das ein edles Profil hatte, entstellten es wenig. Ein freundlicher Ausdruck, erhöht durch die dunklen, beim Lachen aufblitzenden Augen, verschönte dasselbe. Sein Haupthaar war dunkel und dicht. Er sprach ziemlich stark alemannisch, war ein guter Anekdotenerzähler und entfaltete bei guter Laune einen trocknen Humor, dessen Einfälle und Kernsprüche an den Honoratiorentafeln in den Städten und Städtlein, in die ihn seine Dienstreisen brachten, wie an seinem Stammtisch im Karlsruher „Museum" dankbar belacht wurden. Der Grundzug seines Wesens war aber ein ernstgediegener, sein Auftreten militärisch, gemessen. So kam er im Jahre 1824 nach Gengenbach, um, wie gewohnt, seinen Urlaub bei den Eltern zu verbringen. Zu den Familien, die diesen dort befreundet waren, gehörte die des Kaufmanns Stolz. Frau Anna Stolz stammte von der württembergischen Seite des Schwarzwalds, aus der Oberamtsstadt Oberndorf am jugendlichen Neckar. Sie war die Schwester des dortigen Bürgermeisters — „Schultheißen" wie man im Schwabenland sagt — Franz Joseph Kreberer, eines vermögenden Kaufmanns, der aber schon 1819 verstorben war, und dessen damals nahezu neunzehnjährige Tochter Josephine befand sich gerade bei der Tante Stolz zu Besuch: eine zierliche, hübsche Blondine, deren aus schalkhaft lachenden Blauaugen hervorblitzendes munteres Wesen den ernsten und dabei doch für Humor empfänglichen Hauptmann gar mächtig anzog. Die Herzen fanden sich; noch im Jahre 1824 wurden die zwei ein Paar.

Die Herkunft der Mutter unseres Dichters, die also

dem württembergischen Schwarzwald entstammte und ein echtes Schwabenkind war, hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der des Vaters. Als Urahn findet sich freilich ein schwäbischer Burghauptmann, Balthasar Krederer, von dem ein Stammbuch aus dem Jahre 1614 bei den Kapuzinern in Thiengen sich vorfand. Dieser war in Diensten der Grafen von Sulz Schloßhauptmann auf der Küssaburg im jetzt badischen Klettgau, deren noch heute stattliche Trümmer zwischen Waldshut und Schaffhausen von schöner Bergeshöhe auf die Fluten des jungen Rheins niedergrüßen. Dieser Ahne des Dichters waltete also unweit von Säckingen seines Waffen- und Hüteramts. Der Großvater von Scheffels Mutter war jedoch in Oberndorf dasselbe, was Herr Magnus Scheffel in Gengenbach gewesen war, der Oberschaffner eines Klosters.

Auch Oberndorf ist eine Stadt, deren Anfänge die Geschichte mit einer altehrwürdigen Abtei verknüpft zeigt; sie zählte schon im 9. Jahrhundert zu den Schwarzwaldbesitzungen der stolzen Benediktinerabtei Sankt Gallen. Später wurde es der Sitz verschiedener Klöster, an deren einem der Vater des Schultheißen Krederer Verwalter war. Wie Gengenbach liegt auch Oberndorf an einer der alten Hauptstraßen, die den Schwarzwald von Norden nach Süden durchschneiden; von Alters her hat es aus seiner Lage an der verkehrsreichen „Schweizer" Straße, die von Stuttgart über Tübingen nach dem Bodensee führt, Nutzen gezogen. Viele Ruinen von Burgen, Schlössern und Stiftern zeugen in dem waldreichen Hochthal, aus dessen Gegend auch Berthold Auerbach, der Dichter der „Schwarzwälder Dorfgeschichten", stammt, von hoher Kultur, die hier im Mittelalter geherrscht hat. Zwischen Oberndorf und Rottweil liegt am Neckar das kleine Epfendorf, überragt von den Ruinen der Burg Schenkenberg, auf welcher nach uralter Volksüberlieferung Frau Hadwig, die Witwe des Herzogs Burkhard von Schwaben, der im Kampf gegen die Ungarn auf dem Lechfeld fiel, wiederholt residiert haben

soll, wenn ihr das Hofhalten auf dem Hohentwiel zu langweilig wurde. Sie schenkte dem Flecken Epfendorf Holz, Feld, Wald, Wasser und verpflichtete dagegen die Gemeinde, ihr einen „Jahrtag“ mit Seelenmesse zu halten, der denn auch noch heute alljährlich am 14. Mai begangen wird.

Wie mußten diese Beziehungen eine Frau interessieren, die in der Nähe vom Hohentwiel geboren und auferzogen war und sich dann durch Heirat nach Oberndorf versetzt sah. Aus Rielasingen am Hohentwiel, einem Ort an der Straße von Singen nach Stein am Rhein stammte aber des Dichters Großmutter mütterlicherseits Katharina Krederer geb. Eggstein. Sie war dort als die Tochter des Posthalters Eggstein geboren. Die Trauung vollzog der Stadtpfarrer Eggstein zu Doggingen in der Nähe von Donaueschingen. Zeugen waren: Herr Anton Keller, ein Fürstenbergischer Hofrat, und Herr Xaver Baur, Postsekretär in Donaueschingen. Das Haus in Oberndorf, in das der Kaufmann Krederer seine junge Frau heimführte, lag an der Hauptstraße und war von hohem Alter. Er selbst war in Oberndorf am 28. Februar 1770 geboren, seine Frau am 30. Oktober 1775. Die Ehe wurde eine sehr glückliche; nur durch das frühe Hinsterben mehrerer Kinder, später durch des Mannes Kränklichkeit wurde das Glück getrübt. Von sieben Kindern war die Tochter Maria Josepha (Josephine) das einzige, das am Leben blieb.

Diese, unsres Dichters Mutter, kam am 22. Oktober 1805 zur Welt. Die wohlhabenden Eltern verwandten viel Sorgfalt auf ihre Erziehung. Sie war eine gute Schülerin, ohne gerade ein Wunderkind zu sein. Wie daheim hatte sie viel Gelegenheit, sich in Wald und Feld zu tummeln, wenn sie zu Besuch bei Verwandten, in Rielasingen, in Gengenbach und anderwärts in der Baar und im Schwarzwald war. Einige Zeit nach dem frühen Tode des Vaters — er starb in ihrem elften Jahre auf einer Badereise in Baden-Baden — kam sie zu ihrer weiteren Ausbildung in ein Klosterpensionat. Ihre Mutter ging im Jahre 1819 eine zweite

Ehe ein mit dem Oberamtsaktuar Ignaz Isenbiehl in Oberndorf, die aber unglücklich ausfiel und bald wieder durch gerichtliche Scheidung gelöst ward. Ein Trost war für sie in jener Zeit die glückliche Verheiratung ihrer einzigen, innig geliebten Tochter Josephine mit dem Ingenieur Scheffel. Schon im Jahre 1826, vor ihres ersten Enkels, unsres Dichters Geburt, zog die schwergeprüfte, aber immer noch daseinslustige Frau, zu ihrer Tochter, die bald darauf mit ihrem Mann ein eigenes Haus in Karlsruhe bezog. Da das Haus im Grund- und Pfandbuch auf den Namen der Frau Scheffel eingetragen ward, ist anzunehmen, daß das schöne Anwesen, Stephanienstraße 18 (jetzt 16), aus dem Vermögen ihrer Mutter bezahlt ward. Diese Großmama, die nun die emsige Schaffnerin im Hause der Tochter ward, wodurch diese Zeit fand, ihren künstlerischen Neigungen und geselligen Talenten zu leben, schloß ihren Enkel Joseph innig ins Herz. Bei seiner Taufe wurde sie dessen Patin neben der Frau von Hauptmann Scheffels intimstem Freund, dem badischen Generalstäbler Wilhelm Friedrich Klose, der jetzt sein Hausgenosse ward; auch dieser selbst war Josephs Pate, zugleich mit dem französischen Generalstäbler Hauptmann François Immelin von der Grenzregulierung. Für den heranwachsenden Knaben aber wurde dies Großmütterchen, das bis Anfangs der fünfziger Jahre am Leben blieb, von ganz besonderer Bedeutung. Sie vertrat ihm gegenüber in aller Lebendigkeit das Geschlecht der Großeltern, deren Lebensverhältnisse noch direkt in jene vergangenen Kulturzustände hineingereicht hatten, welche er später mit Vorliebe erforscht und poetisch gestaltet hat. Und wie schön und eindringlich wußte sie zu erzählen: vom Hohentwiel und vom Hohenstoffeln, von der Schwabenherzogin Hadwig, deren Mann im Kampf gegen die „Hunnen“ fiel, von den Mönchen auf Reichenau, von der Küssaburg am Oberrhein, wo einst Herr Balthasar Krederer Schloßhauptmann war, von dem heiligen Fridolin, dessen Gebeine die Säckinger Kirche umschließt. Durch die Schilderungen der Großmutter,

die er, wie die Eltern zur Ferienzeit wiederholt in die Thäler der Heimat begleitet hat, wurde er heimisch in diesen Gegenden, längst ehe er ahnen konnte, daß sie auch zur Heimat seiner Poesie werden sollten.

Die naive Erzählerlust der Großmutter aber war in Scheffels Mutter zu einem poetischen Talent gesteigert und verfeinert, in dessen Aeußerungen sich gar wundersam schon alle Züge vorfanden, die später die dichterische Eigenart des Sohnes so volkstümlich und liebenswürdig machten. Auf unseres Dichters Mutter paßt völlig, was Goethe von der „Frohnatur“ und der „Lust zu fabulieren“ seines Mütterchens bezeugt hat. Die Frau Major Scheffel aber war selbst eine Dichterin, die freilich ihr ohne Schulung entwickeltes Talent mit der ihr eigenen Scheu vor aller „Blaustrümpfelei“ nur zur Belebung der Geselligkeit, zur Verklärung des Familienlebens und im Dienst von festlichen Gelegenheiten vor anderen walten ließ.

Frau Josephine Scheffel, die „Frau Major“, war von Grund aus eine lebenslustige Natur von merkwürdiger geistiger Beweglichkeit und liebenswürdigstem Humor bei wahrhaft tiefem Gemüt. Naivetät und weltklug-praktischer Mutterwitz, schöngeistige Bildung und genußfrohe Weltgewandtheit waren in ihrem Wesen in reizvoller Mischung vereinigt. Sie gehörte zu jenen ursprünglichen Naturen, die sich ihre Bildungsmittel selbst wählen und suchen. Die Phantasie überwog in ihr den Verstand und machte sie fähig, auch ohne gründliches Wissen eine lebhafte und fesselnde Unterhaltung über jedes Thema anzuregen und lebendig zu erhalten. Diese Eigenschaften ermöglichten ihr, in den geselligen Kreisen der Residenz, bis hinauf zum Hof, eine hervorragende Stellung zu gewinnen, die später durch den wachsenden Dichterruhm ihres Sohns noch eine Folie erhielt. Sie war auch musikalisch begabt, spielte gut Klavier, am liebsten Beethoven, und wie ihr poetisches Talent auf ihren Aeltesten überging, so vererbte sich diese musikalische Begabung auf ihre Tochter Marie, die

drei Jahre jünger als Joseph, am 27. Juni 1829, zur Welt kam. Für diese Kinder dichtete sie Märchen, die sie ihnen und ihren Gespielen am liebsten in der Geisblattlaube hinter dem Hause erzählte, wo sich ein großer schöner Garten befand. Als nach unsres Dichters Tod Frau Alberta von Freydorf, geborne von Cornberg, die als Kind noch diesen Märchen hatte lauschen dürfen, eine Auswahl derselben herausgab, erhielt darum das Buch von ihr den Titel: „In der Geißblattlaube". Die Märchen trugen fast alle den Stempel eines naiv-heiteren und gemütvollen Humors, namentlich die von der Frau Major selbst niedergeschriebenen, „Der ausgetretene Kinderschuh", „Strickrikkel" und „Das Märchen vom Hirsebrei". Für ihre Kinder dichtete die Frau Majorin auch kleine schalkhafte Schwankgedichte zum Deklamieren bei festlichen Gelegenheiten in alemannischer oder schwäbischer Mundart, welche letztere sie beide gleich gut beherrschte. Der erst 1891 von ihrem Enkel Viktor herausgegebene Band „Gedichte von Josephine von Scheffel" enthält davon eine reizende Probe, „Die Zopfmilizenbraut", die den Vergleich mit ähnlichen Gedichten von Hebel, Kobell, Nadler und Stoltze sehr wohl aushält. Auch kleine lustige dramatische Scenen zum Aufführen in der Kinderstube oder im Garten dichtete die Mutter. Einmal spielte die heitere Frau selbst mit im Garten bei einer „Katzenkomödie"; des Sohnes Sinn für Katerhumor, der später im „Hiddigeigei" sein Meisterstück schuf, hat also schon hier seine erste Nahrung empfangen. Im Scheffelschen Haus waren immer schöne wohlgezogene Katzen daheim. Für den Vortrag durch die schon reiferen Kinder bestimmt, waren wohl auch die Dialoge, die sich im „Reimbuch" der Frau Majorin vorfanden, das sich von ihr auf den Sohn, von diesem auf den Enkel vererbte; eins der Gespräche, in Jamben gedichtet, war dem größten schwäbischen Dichter, Friedrich Schiller, gewidmet; ein anderes hat die Ueberschrift „Gartengespräch zum 9. Mai (Hebels Geburtstag)". Als Joseph Scheffel neun Jahre alt war, 1835, fand

die feierliche Enthüllung des Hebeldenkmals im Karlsruher Schloßgarten statt; wir dürfen annehmen, daß die Feier für ihn das bedeutsamste Erlebnis in seiner ersten Knabenzeit war.

In ihrem intimeren Freundeskreis liebte es die Mutter aber auch, bei gegebener Gelegenheit Balladen und Romanzen in der Tonart Ludwig Uhlands und Gustav Schwabs zu improvisieren, wobei sie sich im Geschmack der damaligen Zeit melodramatisch auf dem Klavier begleitete oder später von ihrer Tochter Maria begleiten ließ. Zu den nächsten Freunden des Hauses zählten nächst Kloses, deren zwei Buben Karl und Wilhelm Josephs früheste Gespielen waren, der Maler und Galeriedirektor Karl Ludwig Frommel mit seiner Frau, das Ehepaar Haizinger, er der gefeierte Tenor, sie die liebenswürdige Naive des Hoftheaters, die Heroine desselben Wilhelmine von Cornberg, geb. Thöne, der Professor und Baurat Eisenlohr, Oberbaurat Hübsch und Münzrat Kachel, der auch poetisch veranlagt war und schlagfertig zu improvisieren wußte. Meister Hebel hatte auch für diese Art geistig-poetischer Tourniere das Beispiel gegeben. Kachel war schon ein älterer Mann; das lange weiße Haar fiel ihm in wallenden Locken herab. Die Kinder durften an solchen Abenden zuhören. Ein Sohn des Malers Frommel, der spätere Divisionsprediger Dr. Emil Frommel, ein paar Jahre jünger als Joseph, weiß in seinem Buch „Aus goldnen Jugendtagen“, über die Entstehung eines solchen Gedichts der Mutter Scheffels interessant zu erzählen. Sie sprach es an einem Abend des Jahres 1840, unter dem Eindruck jener französischen Kriegsdrohungen, die Nic. Becker mit seinem Rheinlied beantwortete. Ein Gedicht über das Straßburger Münster, das eben erschienen war, hatte nicht ihren Beifall gefunden. Da sagte der Vater Frommel: „Frau Majorin, machen Sie doch gleich ein anderes!“ Nach kurzem Besinnen begann sie unter dem Spiel Mariens, die ein Beethovensches Adagio vortrug:

„Ein Münster ragt aus der Ferne,
Ob ihr das Münster wohl kennt?
Sein Turm streift an die Sterne,
Aber sein Fundament
Ruht auf entweihtem Grunde,
Und in nächtlicher Stunde
Thut eine Gruft sich auf,
Steigt ein ruhloser Geist herauf.

Der Bauherr ist's, der alte,
Der einst das Münster ersann.
Was dringt durch die Grabesspalte,
Daß er nicht schlummern kann?
Gesänge von welschen Zungen
Haben hinuntergeklungen.
Das hat der Meister gehört,
Das hat den Schläfer gestört.

Er irrt umher durch die Hallen
Und redet zu dem Gestein:
„Mauern, dem Fremdling verfallen,
Was steht ihr und stürzet nicht ein?"
Er greift in heiligem Drange
Nach dem Glockenstrange,
Lehret die Glocke ein Wort,
Das tragen die Lüfte fort.

Und tönen uns Sehnsuchtslieder
Herüber über den Strom —
Es ist der Bauherr, Brüder!
Er läutet in seinem Dom.
Er läutet so wehmut-schaurig,
Stimmt deutsches Herz so traurig,
Er läutet mit flammender Hand,
Er ruft sein Vaterland!"

„Als zwölfjähriger Bursche hatte ich das Gedicht," erzählt Emil Frommel weiter, „staunend und mit offenem Munde gehört, und Frau Scheffel hat es uns aufgeschrieben. Da fiel mir's nach dreißig Jahren zur rechten Stunde wieder ein, als wir in Straßburg einzogen und ich die Einzugsrede

zu halten hatte. Ich nahm den letzten Vers, der so recht in die Stimmung paßte, da nun das Vaterland sich aufgemacht und den Ruf gehört. Solch einen Vers kann man wohl einmal sagen, wo er hinpaßt, aber sonst nicht wieder. Darum folgte ich dem Rate meines „geistlichen Feldküsters“, des berühmten Adolf Pulvermacher, nicht, der mir drei Wochen nachher in der Sakristei sagte: „Herr Divisionsprediger, wollen Sie man den schönen Versch nich wieder sagen? Er hat einem Leutnant so jut jefallen.“ Den Vers hatte ich also der guten Frau Scheffel zu danken, die mir bis zu ihrem Tode eine treue Freundin geblieben ist.“

In ähnlicher Weise sind die besten der ernsten Gedichte von Josephs Mutter entstanden, die uns ihr gesinnungstüchtiges, empfindungsstarkes geistiges Wesen erschließen. Die schöne vaterländische Begeisterung, welche aus der Stimmungswelt der Befreiungskriege und Burschenschaftsbewegung in die Freiheitslyrik der dreißiger und vierziger Jahre überging, welche die Zeitgedichte Rückerts und Uhlands, Anastasius Grüns und Wilhelm Müllers beseelt, war in ihr echt und warm lebendig; ihr größter Stolz war, eines Mannes Frau zu sein, der mitgekämpft hatte, das Joch Napoleons vom deutschen Vaterlande abzuschütteln. Und wenn sie auch den französischen Kameraden ihres Mannes von der Grenzregulierung herzlich und freundschaftlich entgegenkam, so blieb es ihr ein stiller Kummer, daß ihr Mann am Rhein die badische und die deutsche Grenze mit hatte festsetzen helfen dürfen, ohne daß das von ihm 1815 mitbelagerte Straßburg deutsch geworden war. Als nach fünfundzwanzig Jahren die badischen Veteranen die Erinnerung an diese Kämpfe festlich begingen, fand sie den rechten kernigen Ausdruck, um dem gemeinsamen Gefühle der einstigen Krieger poetischen Ausdruck zu geben. Wohl findet sich unter ihren Gedichten eine Reihe vortrefflicher Uebersetzungen gemütvoller französischer Poesien von Lamartine, Théodore Bertrand, Jean Reboul u. a., das „französische Gethu“ in der damals mo-

dischen Salonunterhaltung war ihr dagegen in tiefster Seele zuwider. Sie war, wie ihr Biograph J. Stöckle im Scheffel-Jahrbuch 1894 berichtete, die erste Dame der Karlsruher Gesellschaft, die es durchsetzte, sich Frau heißen zu lassen, indem sie ihren Bekannten erklärte, sie sehe es als eine Beleidigung an, wenn man sie „Madame" nenne.

Nächst Hebel war Anastasius Grün, der edle Oesterreicher, der unter Metternichs Gewaltherrschaft „so frei war, frei zu sein," ihr Lieblingsdichter. Sie richtete mehrere Gedichte an ihn, in denen sich ihre patriotische Freiheitsliebe gerade so lebhaft aussprach, wie ihr Sinn für Heldenkraft und Heldenthat. Eines derselben hat auch schon eine ironische Schlußwendung, wie sie der Sohn später, frei nach Heine, aber ohne Weltschmerz und frivolem Beigeschmack, anzubringen liebte. Sie verlangt in demselben, der Verherrlicher des „letzten Ritters" solle einst neben diesem, dem Kaiser Max, die ewige Ruhe finden im Dome zu Wiener Neustadt. Am Schlusse heißt es satirisch: „Hier schlummert beim letzten der Ritter / Der Dichter alletzter in Ruh'. — / Braut Zucker aus Rüben, Germanen / Und mauert die Dompforte zu!" Als im Jahre 1842 König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen bald nach seiner Thronbesteigung zu Besuch nach Karlsruhe kam, richtete sie an ihn ein Gedicht, das ihn beschwor, doch endlich das Verlangen des Volkes nach Freiheit zu stillen; vorher hatte sie den kühnen Verfechter der Freiheit im badischen Landtag, Karl von Rotteck, in einem Gedichte besungen, das zugleich eine Warnung vor den Lockungen der französischen Freiheitsschwärmer enthielt. Ihrer Anhänglichkeit an das badische Herrscherhaus gab sie unter des Großherzogs Friedrich gesegneter Regierung wiederholt Worte, z. B. zur Hochzeit desselben mit Luise, der Tochter des damaligen Prinzen von Preußen, des späteren Kaisers Wilhelm, das schöne Widmungssonett zu dem Album der badischen Künstlerschaft. Aber sie huldigte dem Herrscherpaar nicht anders als im Geiste der folgenden Strophe:

„Sei deutsch, mein Volk! Verlern' den krummen Rücken,
An den du selbst unwürdig dich gewöhnt!
Mit freier Stirn gen Himmel mußt du blicken,
Vom eignen Mut gesittigt und verschönt.
Es kann den Fürsten selber nicht gefallen
Dies schmeichlerisch demütige Geschlecht —
Ein offnes Auge! So geziemt es allen;
Zu Boden sieht das Tier nur und der Knecht."

Die ursprüngliche, oft kecke Frische ihres Empfindens offenbaren unter ihren patriotischen Gedichten auch jene, welche den damals viel behandelten Motiven der Barbarossabeschwörung und der Begeisterung für Andreas Hofer und den „freien deutschen Rhein" eine neue Wendung gaben. Auch die Sage von der wilden Jagd des Rodensteiners ist von ihr bereits in einer Ballade pathetisch gestaltet worden.

Neben den Gedichten politischen Inhalts sind jene, die kirchliche Vorstellungen und religiöse Empfindungen zum Gegenstand haben, für das geistige Wesen der Dichtermutter besonders bezeichnend. Es wirkte in ihr ein entschiedenes religiöses Bedürfnis, das aber ganz frei von konfessioneller Einseitigkeit war. Zu seinem zehnten Geburtstag schenkte sie ihrem geliebten Joseph, der von Natur zu den „Langschläfern" zählte, eine Weckeruhr; das dazu gelegte Gedicht führte aus, daß „Gottes eigne Hand" den Zeiger der Uhr lenke; eine ernste Mahnung für den Sohn, die Zeit nie zu mißbrauchen. Ein anderes Gedicht schildert elegisch eine Klosterruine, aber der Dichterin Gemüt beugt sich dem „Zeitgeist", welchem das Kloster erlag. Die Tragik des Cölibats stellt sie verschiedentlich dar. „Der Kapuziner von Salzburg" bietet das ergreifende Lebensbild eines Mönchs: ehedem ein kühner feuriger Jüngling hat er, weil „in Nacht die Liebe sank" die Klostereinsamkeit aufgesucht. Hier aber beschleicht ihn Todessehnsucht; am glücklichsten ist er, wenn er nach des Ordens Gebot an dem eigenen heißersehnten Grabe schaufelt. Da weckt ein wunderbarer Frühlingstag, dessen Pracht ihn zwingt, von des Klosters Höhe „auf Stadt und Strom und

Auen" hinabzusehen, in dem Lebensflüchtling ein frisches Lebensgefühl:

„Maienodem, Hauch des Himmels,
Der gelöst so manchen Schmerz,
War durch Gram und Frost gedrungen
In des armen Priesters Herz.

Liebe, die darin begraben,
Glüht' und flammte wieder neu,
Bald bewährt sein Thun und Walten,
Welcher Art die Liebe sei.
Ruhen läßt er jenen Spaten,
Der ihm höhlen sollt' das Grab,
Wallt in Kutte und Sandalen
Tag für Tag zum Thal hinab.

Lehrt die Kindlein Gott erkennen —
Gott in Tempel und Natur,
Was ihm von den Lippen flammet,
Was er spricht ist Liebe nur.
Mit der Liebe Wort versöhnt er
Brüder, die der Haß entzweit,
Von den Reichen fleht er Gaben
Für der Armen Brot und Kleid . . ."

Aber noch ein anderes Gedicht, das einen Mönch schildert, müssen wir hervorheben. Es ist humoristischer Natur und wurde in Frau Josephine angeregt durch ein **Bild**, das sie in der Karlsruher Gemäldegalerie sah.

„Vor einer bemoosten Terrasse Blickt Pater Bernardo ins Thal,
Dort unten die Auen wie saftig, Der Scheitel des Mönches wie kahl!

Vor ihm auf der steinernen Brüstung, Stehn rötlicher Scherben drei,
Sie tragen nur duftlosen Cactus, Ach, wär doch ein Röslein dabei!

Da wallet vorüber im Thale Die schöne, die rosige Maid —
Da fischet der Mönch seine Dose Herfür aus dem härenen Kleid

Und neigt sich mechanisch zur Prise Und senket zur Erde den Blick,
Doch schweift er bald wieder verstohlen Zum Röslein im Thale zurück."

Mit ähnlichem Humor hat später der Sohn im Ekkehard die Reichenauer Klosterscenen entworfen. Daß sogar schon das „feuchtfröhliche“ Element in ihrem Humor vorhanden war, das in dem Sohn dann so kräftig hervortrat, geht auch aus mancher Eintragung im „Reimbuch“ hervor. Den „alten Rittern am Rheine“, die es verstanden, mit ihrem Schwerte zehn Franken in den Sand zu strecken und mit ihrem Humpen zehn Franken in den Grund zu trinken, war gleich das erste der Gedichte gewidmet. In dem gastlichen Scheffelschen Haus in der Stephanienstraße fanden die Gäste denn auch stets einen guten Tropfen. Wenn zur schönen Frühlingszeit die Hausfreunde sich abends im Garten mit Scheffels zusammenfanden, durfte die Maiwein-Bowle nicht fehlen.

Diese Mutter, deren Anmut und geistige Frische auch auf die einzige Tochter überging, während der zweite Sohn, Karl, geistig und physisch als ein bedauernswerter Krüppel zur Welt kam, hat natürlich an der geistigen Entwicklung ihres Aeltesten lebhaften Anteil genommen. Als könne sie an dem einen Sohn wettmachen, was die Natur an dem andern versäumt hatte, der infolge eines Hirndefekts gelähmt und zu dauerndem Stumpfsinn verurteilt war, ging sie mit freudigem Anteil auf alle Neigungen ihres Aeltesten ein. Früh erhielt er im Mansardenstock ein eigenes hübsches Zimmer, dessen Fenster nach dem Garten hinausgingen, während das schwachsinnige Kind unten im Parterre neben den ihn umsorgenden Eltern wohnte, in beständiger Pflege des treuen Dieners Anton, an den später der Dichter des Säkkinger Trompeters sicher gedacht hat, als er den „treuen Anton“ schuf.

Da Joseph durch alle Schulklassen sich als einer der fähigsten und fleißigsten Schüler bewährte, ward er in seinem Drang nicht gehemmt, seine Freizeit im Freien, in Garten und Wald, zu genießen. Und welche Gelegenheit dazu bot ihm nicht das Elternhaus, das zwar äußerlich dem Charakter der „langweilig-vornehmen“ Stephanienstraße entsprach, dessen großer, reich mit Obstbäumen und Blumen bepflanzter Garten

sich aber bis unmittelbar an den Hardtwald erstreckte, der damals noch anders als heute die badische Residenzstadt umschloß! Aus dem Garten, wo nahe am Haus ein Ahorn emporwuchs, den der Vater am Tage von Josephs Geburt gepflanzt hatte dem Knaben zum Lebensgefährten, ging eine Pforte hinaus in den Wald. Hier fanden er und Marie, mit den Freunden und Freundinnen, die schönsten Tummelplätze; im Schatten der alten Tannen und Eichen ward ihm das Träumen in Waldeinsamkeit früh zum Genuß. Der Zauber, den das geheimnisvolle elementare Leben und Weben im Wald auf das Gemüt ausübt, der später überging in seine Dichtung, war also auch von allem Anfang an beteiligt an der Bildung seines Gemüts. An seinen Lieblingsplätzen im Wald träumte er den Vorstellungen nach, die seine ersten Wanderfahrten in die Heimatsreviere der Eltern und Großeltern in ihm hinterließen, den Geschichten, die er aus dem Munde der Großmutter vernahm, von den alten Schwarzwald-Abteien und Ritterburgen. Und als der von der Mutter geförderte Sinn für Poesie in ihm anwuchs, da suchte er sich stimmungsvolle Plätzchen im Wald zu ungestörter Lektüre. Unter den Büchern, mit denen die Mutterhand seine kleine Bibliothek ausstattete, werden neben Goethe die großen schwäbischen Dichter Schiller und Uhland mit Hebel den Ehrenplatz geteilt haben. Die Sänger der Wald- und Wanderromantik, Eichendorff, Brentano, Wilhelm Müller schlossen sich gewiß ihnen an. Der „Taugenichts" des ersteren, Brentanos „Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg" u. a., W. Müllers „Lieder eines reisenden Waldhornisten" erscheinen uns heute wie Vorläufer von Scheffels Trompeterdichtung. Auch Heines „Buch der Lieder" machte früh auf Josephs Gemüt seinen Einfluß geltend, und „Des Knaben Wunderhorn" erschloß ihm zugleich den „Jungbrunnen" des deutschen Volkslieds. Neben den Romanen Walter Scotts, die damals in Deutschland so recht in Mode kamen, dürfen wir mit Sicherheit unter den Lieblingsbüchern des leseeifrigen

Gymnasiasten den „Lichtenstein" Wilhelm Hauffs vermuten, des im Jahre 1827 im blühenden Jünglingsalter jählings dahingeschiedenen Stuttgarter Dichters, in dessen „Phantasien aus dem Bremer Ratskeller" sich die Präludien zu Scheffels Perkeohumor finden. Schon als halbwüchsiger Bub zeigte der Knabe eine leidenschaftliche Vorliebe für jene alten Volksbücher vom Doktor Faust und dem Käthchen von Heilbronn, von der schönen Magelone und der heiligen Genovefa u. s. w., die auch auf den jungen Goethe und Heinrich von Kleist so tief eingewirkt haben. Und zwar war dieses Interesse so mächtig, daß er oft, wie sein Jugendfreund Karl Klose, dessen Familie damals den oberen Stock im Scheffelschen Hause bewohnte, mir erzählt hat, sein Taschengeld auf den Einkauf solcher Bücher verwandte. Wenn dieses nicht langte, faßte er vor dem Meßstand des Büchertrödlers Posto, und las das gewünschte Bändchen gleich an Ort und Stelle gegen eine geringe Leihgebühr von ein paar Kreuzern auf einen Zug durch.

Hatte die Mutter den Sinn für theatralische Aufführungen in Joseph und seiner Schwester durch ihre eigenen heiteren Gelegenheitsstücke geweckt, so versäumte sie später nicht, diesen Sinn auf höhere Aufgaben zu richten. Ein anderer Schulkamerad, der spätere Oberlandesgerichtsrat E. Kamm, wußte davon zu erzählen, wie Joseph und mehrere Kameraden unter Leitung der Mutter auf dem Speicher des Hauses eine Aufführung von Goethes „Götz von Berlichingen" ins Werk setzten; Zuschauer waren dabei Freunde Josephs und Freundinnen seiner Schwester. Das geniale Jugenddrama Goethes, das so farbenreiche Bilder deutscher Kultur aus der Reformationszeit und so kräftige Ausfälle gegen den Justizjammer im alten Deutschland unter der Herrschaft des römischen Rechts enthält, hatte also auch an der Entwickelung des poetischen Geschmacks und der geistigen Richtung unsres Dichters einen erheblichen Anteil.

Das Vaterhaus des werdenden Dichters bot diesem aber

auch eine Fülle von Anregungen anderer Art. Die ganze Einrichtung desselben war eine künstlerische, wie es der Interessenwelt der Eltern entsprach. Die Bilder an den Wänden, alter Hausrat, Krüge und Humpen, interessante Funde und Erinnerungsstücke — das alles war „zum Sinnen und Betrachten" und „Hineingeheimnissen" angethan. Der Sinn für die bildende Kunst, die Lust am Zeichnen und Malen war vom Vater auf Sohn und Tochter übergegangen. Hervorragende Künstler gehörten, wie wir sahen, zum nächsten Umgang der Eltern. Das Interesse, das der Maler und Galeriedirektor Frommel, unter dessen Leitung später Marie Scheffel Landschaftsmalerin wurde, beiden Kindern zuwandte, die Kunstgespräche, deren Zeugen sie wurden, wirkten anregend auf ihren Geist und ihren Ehrgeiz. Bald genügte dem Sohn der Zeichenunterricht im „Lyceum", so hieß offiziell das Gymnasium, nicht. Er bat um Privatunterricht, an dem auch die Schwester teilnahm. Ihr Lehrer wurde der Tiermaler Rudolf Kuntz, der Sohn des berühmten Karl Kuntz. Der fleißige Besuch der Galerie, der Kunstausstellung und des Theaters kam hinzu, um diese Interessenwelt zu erweitern und zu vertiefen. Das Kunstleben in Karlsruhe war überhaupt damals in frischer Entfaltung. Professor Frommel, der nicht nur der Galerie vorstand und Bau wie Einrichtung der neuen „Kunsthalle" überwachte, sondern auch als Lehrer der Landschaftsmalerei und Kupferstechkunst eine fruchtbare Thätigkeit entfaltete, der lange in Italien, dann auch in Rom und Paris gewesen war und Fühlung hatte mit allen Kunstbestrebungen der Zeit, war eine sehr anregende Persönlichkeit. Oft brachte er Zeichnungen und Stiche, welche berühmte Oertlichkeiten Italiens darstellten, mit, die er in begeisterter Rede durch die eigenen Reiseerinnerungen erläuterte. Von gleichem Schlage war der Historienmaler Feodor Dietz, ein geborner Badener, der zwar meist in München lebte, aber öfter in Karlsruhe auftauchte, da er für die neue Kunsthalle verschiedene große Bilder aus der badi-

schen Geschichte zu malen bekam. Wie alles dies auf die Jugend wirkte, die im Scheffelschen Haus ein- und ausging, dafür ist nicht nur der Lebensgang der zwei ältesten Scheffelkinder bezeichnend; von den zwei „Klosesbuben" wurde der jüngere, Wilhelm, Maler, und bei Frommels schlug nicht nur der Sohn Otto, sondern auch der Adoptivsohn Karl Lindemann-Frommel dem Vater nach.

Eins der Dietzschen Bilder, das die tapferen Pforzheimer in der Schlacht bei Wimpfen darstellte, kam 1843 zur Ausstellung, als Joseph Scheffel die oberste Klasse des Lyceums besuchte. Das Bild regte ihn zu einem Aufsatz an, der in der „Karlsruher Zeitung" erschien, womit er nicht nur bei seinen Schulkameraden Aufsehen hervorrief, sondern sich auch Billigung und Anerkennung in Künstler- und Gelehrtenkreisen erwarb. Daß Scheffels erster litterarischer Versuch zugleich sein Interesse für die Malerei wie für die heimische Geschichte zum Ausdruck brachte, ist gewiß bemerkenswert, beweist doch dieser Umstand, wie elementar beide Triebe in seinem geistigen Leben wurzelten.

Im Lyceum war Scheffel von der untersten bis zur obersten Klasse entweder der erste oder der zweite, unbestritten aber der erste, was seine geistigen Anlagen betraf. Das Karlsruher Gymnasium erfreute sich von Hebels Zeit her eines besonderen guten Rufs. Der Religionsunterricht, den Joseph erhielt, atmete Wessenbergs Geist. Der Unterricht in den klassischen Sprachen war ein vortrefflicher und Scheffels hervorragendes Sprachtalent fand hier die günstigste Ausbildung. Auch der Lehrer des Deutschen, unter dem die Aufsätze entstanden, Hofrat Gockel, war ein Mann von frischem, heiteren Geiste und aufmunternder Methode. Als Scheffel eintrat, stand das Gymnasium unter Direktor Zandt. Doch starb dieser bald und während der wichtigsten Schuljahre Josephs war Professor Kaercher Direktor. Dieser leitete die Lektüre der griechischen und lateinischen Klassiker und es ist beachtenswert, daß dieser Hauptlehrer die Etymologie zum

Steckenpferd hatte und der Hinweis auf die Sprachentwickelung seinem Unterricht eine Würze gab, die mindestens sein Musterschüler Scheffel sehr schmackhaft fand und auf dessen spätere Empfänglichkeit für altdeutsche Sprachstudien sicherlich nicht ohne Einfluß geblieben ist. In allen Fächern war Scheffel ein ausgezeichneter Schüler und zwar ohne daß sein aufgewecktes, wenn auch sinniges Wesen dadurch an Frische eingebüßt hätte. Mit Leichtigkeit bewältigte er die Schulaufgaben und fand dabei genügende Zeit, um seine Privatliebhaberei für die Zeichnenkunst zu pflegen und seine Neigung zum Studium der Geschichte und Litteratur in selbständiger Weise zu befriedigen. Dann saß er in seiner hellen Mansardenstube, die einen Vollblick ins Grüne gewährte, und fühlte sich glücklich. Und hier empfing er auch die ersten Besuche der Muse, die ihm nicht, wie es anderen angehenden Dichtern in ärmlicheren Dachstuben ergangen ist, als Trösterin zu erscheinen brauchte. Nicht unter Entbehrungen und Kämpfen entstanden diese ersten Gedichte, sondern als Ausdruck frohen Behagens und jugendlicher Daseinslust. Wie an seinen Fortschritten in der Zeichnenkunst nahm natürlich die Mutter das innigste Interesse an den poetischen Versuchen des Sohnes. Und als er anfing, mit seinen Freunden auch anakreontische Vorstudien für das Studentenleben zu treiben, so ließ sie ihn freundlich gewähren, zumal als sie merkte, daß dabei Humor und Poesie nicht zu kurz kamen. Strenger war der Vater solchen Abschweifungen vom Pfad korrekter Schülertugend gegenüber; sein Ehrgeiz war, zum Sohn in jeder Beziehung einen Musterschüler zu haben.

Die alte humpengewaltige Ritterromantik, an der schon die Frau Major als Dichterin ihren Spaß hatte, gab gleich den ersten Kneipabenden ihres Sohnes eine humoristische Form und Stimmung. König Artus' Tafelrunde wurde nachgeahmt und allerhand ritterliches Kostüm mußte die Illusion unterstützen. Scheffel, dessen äußere Erscheinung und sinnig-freundliches Wesen in jenen Jahren etwas von mädchenhafter Scheu

und Anmut an sich hatte, fiel in diesem Kreise die Rolle der Königin Ginevra zu, und mit Schleier und goldenem Stirnreif kostümiert, atmete er zuerst die Poesie studentischer Kneipgeselligkeit, die er später mit so viel männlicher Kraft und derbem Humor zum Element vieler seiner besten Lieder gemacht hat. Auch von anderer Seite wird uns das Aussehen des Gymnasiasten Joseph Scheffel in entsprechender Weise beschrieben. So schildert es der inzwischen längst ein berühmter Meister gewordene Landschaftsmaler Wilhelm Klose mit folgenden Worten: „Er trug lange hellblonde Haare und hatte ein schmales feingeschnittenes Gesicht, ja im ganzen Aussehen etwas Mädchenhaftes; dies auch noch als Student, so daß er einmal als Kellnerin verkleidet von keinem seiner Verbindungsbrüder erkannt wurde, bis er einen Schoppen ‚explenierte‘.“

Die Witwe eines der Mitglieder dieses Kreises, des späteren Archäologen Julius Braun (R. Artaria), hebt in ihren Erinnerungen („Gartenlaube“ 1886) hervor, daß die damalige Oberklasse des Gymnasiums eine ganze Reihe ausgezeichneter Köpfe als Schüler gezählt habe. Außer dem genannten ist noch ein anderer Braun als sein Mitschüler zu nennen, Rudolf Braun, der spätere Münchner Domkapitular, der durch seinen Stiefvater Freiherr von Oberkamp wurde, ferner Graf Reichenbach, Ellstätter, Stößer, Ludwig Eichrodt, Karl Blind. Daß die aufgeweckten Lateinschüler keine Kopfhänger waren, sondern unter ihnen vielmehr jener lustig-kecke Gymnasiastenhumor herrschte, mit dem Scheffel später im „Ekkehard“ auch seine St. Galler Klosterschüler ausgestattet hat, wird uns allgemein bezeugt. „Ein heute noch erhaltenes „Philologen-Album“ (von den Schülern den Lehrern gewidmet) zeigt in Wort und Bild eine erschreckliche Respektlosigkeit gegen die teuersten Errungenschaften philologischen Scharfsinns, aber zu gleicher Zeit die wahrhaft geniale Drastik und den sprühenden Geist der mutwilligen Autoren.“ Etwas von diesem Mutwillen, der dem frohen Vorgefühl der akade-

mischen Freiheit entsprang, pulsiert auch in einem Poem Scheffels, das er etwas später einem seiner Freunde zum zwanzigsten Geburtstag dichtete und das im übrigen beweist, wie sehr sein poetischer Vortrag jetzt noch unter der Zucht jener „neun antiken Tanten“ stand, denen er später in der Widmung zum „Gaudeamus“ ein Schnippchen schlug.

„Aber es hatte die Muse schon früh seinen Scheitel berühret,
Und von Buttmann und Krebs flüchtet' er an ihre Brust.
„Keck“ drum nannt' ihn Herr Süpfle, der zeusgeliebte Professor,
Vierordt, der Hofrat, auch schüttelt' bedenklich das Haupt.
Doch es erlosch nicht der göttliche Funke im Lärm der Philister,
Brannte und glühete fort, Flammen ersprühend und Licht.
Endlich konnt' ihn die Hydra Lyceum nicht länger umstricken,
Frei, mit geflügeltem Schritt, zog er gen Heidelberg hin.“

Doch nicht so völlig „frei, mit geflügeltem Schritt“ bezog Joseph Scheffel selbst die Universität. Nicht die Muse der Poesie allein hatte ihn ja bereits aufmunternd angelächelt; mächtiger noch fühlte er sich zur Malerei hingezogen. Der Dichter hat es später wiederholt ausgesprochen, daß er damals am liebsten Maler geworden wäre, und nicht aus freiem Antrieb, sondern nur dem bestimmten Wunsche des Vaters folgend, ein Student der Rechte geworden sei. Ob dieser in das Talent des Sohns zur Malerei nicht genug Vertrauen setzte, ob ihn nur die Ueberzeugung leitete, ein so oft prämiierter Schüler, der als Primus omnium abging, müsse als Beamter eine glänzende Laufbahn vor sich haben, wissen wir nicht. Zu des Majors verhängnisvollen Eigenschaften aber gehörte es, daß er einmal gefaßte Entschlüsse nur schwer aufgab und sein Autoritätsgefühl auch als Vater streng geltend machte. In dieser entscheidenden Lebensfrage konnte die Vermittelung der Mutter nichts ausrichten.

Seiner Neigung zur Kunst wurde vom Vater wenigstens insoweit Rechnung getragen, daß er der Kunststadt München unter den Universitäten den Vorzug geben durfte. Dahin zog er denn im Herbst 1843 — weniger von Sorgen über das

ungeliebte Brotstudium als von der Wonne erfüllt, die beim Verlassen der engen Schulräume der Uebertritt in die Freiheitswelt des Studenten, des Musensohns, wohl jedem das Herz schwellt, die aber gerade er vor Tausenden berufen war, mit jugendlichem Enthusiasmus zu empfinden.

Blicken wir auf die Geschichte seiner Kindheit zurück, so wird uns klar, daß die Eigentümlichkeit seines Ursprungs die Ursprünglichkeit seines poetischen Schaffens begründet hat. Den Einfluß der Mutter hat er später oft mit rückhaltslosem Dank anerkannt: „Meine Mutter hätten Sie kennen müssen: was ich Poetisches in mir habe, das habe ich von ihr.“ Wenn wir aber die Eindrücke, die er in sich aufnahm und die sich zu der inneren poetischen Anschauungswelt seines Geistes verdichteten, in Betracht ziehen, so ist dasselbe Wort auf seine andere Mutter, auf die Stammmutter seines Wesens anzuwenden, die Heimat, welche sich dann so schön in seinen Werken spiegeln sollte.

Die Liebe zu den Ueberlieferungen seiner eigenen Familie war seine Muse. Nicht gelehrte Liebhaberei hat ihn dazu geführt, alte Kloster-Chroniken zu studieren und die Trümmerstätten einer vergangenen Kultur im Geiste wieder aufzubauen. Ihm war diese Welt von klein auf nichts Totes. Ihm strömte aus der Erinnerung und Erfahrung eine Fülle realer Anschauung zu, wenn er es unternahm, ihm liebgewordene Gestalten der Heimatsgeschichte zu poetischem Dasein zu erwecken. Wie Walter Scott, der Schotte, war er kraft der eigenen Gemütsbildung imstande, den alten Stammesgenossen ungezwungen das ihnen Gemäße nachzuempfinden und sie reden zu lassen, wie es ihnen zukam. Daß er aber mit diesen poetischen Beschwörungen den Geschmack seiner aufgeklärten Zeitgenossen unter Protestanten wie Katholiken in so hohem Maße traf, das hatte er seinem Humor zu danken, der duldsam lächelnden Ironie, mit der er das Vergangene darstellte und die ich die Ironie der Toleranz nennen möchte. Seine Eltern, die aus der Welt der Abteien und

Klöster des Schwarzwalds vor dem Ende des „heiligen römischen Reichs deutscher Nation" stammten und bei deutsch-patriotischer Gesinnung mit Behagen in das neue badische Staatsbürgertum sich eingelebt hatten, waren, wie ich zeigte, in besonderem Maße vom Geist der Toleranz gegen Andersgläubige beseelt. Als echter Sohn des Badner Lands, wie es aus dem Bankrott des alten deutschen Reichs hervorging, wie es sich dann in seiner Knabenzeit unter dem Segen freiheitlicher Einrichtungen und religiöser Duldung entwickelte, wuchs unser Scheffel auf, berufen, an der Wiedergeburt unserer Nation und dem Aufschwung zum neuen Reich als Dichter mitzuwirken durch die versöhnende Macht des Humors.

II. Studiosus Scheffel.

Vier Jahre, oder genauer drei und ein halbes, hat Scheffels eigentliche Studentenzeit gedauert; das erste Jahr studierte er in München, das zweite in Heidelberg, das dritte in Berlin und das erste Semester des vierten wiederum in Heidelberg. Die Examenarbeit schrieb er dann im folgenden Semester in Karlsruhe.

Um Michaelis 1843 — im 18. Lebensjahre — verließ er, wie wir sahen, mit Ehren das Lyceum der Vaterstadt, um die Universität München zu beziehen. Am 3. November ist er daselbst in der juristischen Fakultät immatrikuliert worden. Von juristischen Fachkollegien hörte er im ersten Semester bei Arndts Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaften und Institutionen, sowie Geschichte des römischen Rechts; im folgenden Sommersemester deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte und Kirchenrecht bei Phillips, sowie Rechtsphilosophie bei Moy.

Nicht mit Unrecht hat man einige Stellen im „Trom-

peter von Säkkingen", die sich auf das Studium des Rechts beziehen, als Selbstbekenntnisse aufgefaßt. Aus der eigenen Seele des Dichters kam die Klage, der Jung-Werner da Ausdruck verleiht:

„Römisch Recht, gedenk ich deiner,
Liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen,
Liegt's wie Mühlstein mir im Magen,
Ist der Kopf wie brettvernagelt!
Ein Geflunker mußt' ich hören,
Wie sie einst auf röm'schem Forum
Kläffend mit einander zankten,
Wie Herr Gajus Dies behauptet
Und Herr Ulpianus Jenes,
Wie dann Spät're drein gepfuschet,
Bis der Kaiser Justinianus,
Er der Pfuscher allergrößter,
All' mit einem Fußtritt heimschickt. . ."

Gerade die hauptsächlichsten der genannten Kollegien waren ganz besonders dazu angethan, in der Stimmungswelt des Jünglings jene Anschauungen zu nähren, die aus Goethes „Götz" bereits sich seinem Geist eingeprägt hatten.

„Sind verdammt wir immerdar, den
Großen Knochen zu benagen,
Den als Abfall ihres Mahles
Uns die Römer hingeworfen?
Soll nicht auch der deutschen Erde
Eignen Rechtes Blum' entsprossen,
Waldesduftig, schlicht, kein üppig
Wuchernd Schlinggewächs des Südens?"

Ueberdies waren die allgemeinen Verhältnisse in München, das in den vorausgehenden Jahrzehnten König Ludwig I. zur vielgepriesenen Kunststadt erhoben hatte, nur allzusehr geeignet, einem für die Kunst begeisterten Studenten die meist sehr trocken vorgetragenen Vorlesungen seines „Fachs" zu verleiden. Eifriger als diese besuchte er denn auch die Kollegien der philosophischen Fakultät, die er außer jenen belegt hatte: im ersten Semester bei dem berühmten Professor der

griechischen Sprache und Kunst Friedrich Thiersch Vorlesungen über Pindars Gesänge und bei Höfler Geschichte des Mittelalters; im zweiten bei Thiersch Aesthetik und neuere Kunstgeschichte und bei Prantl Geschichte der griechischen und römischen Philosophie.

Welchen Einfluß auf seinen Geist aber übte vor allem das Münchner Kunstleben aus, dessen Zeuge er ward! Noch war vieles im Werden, was wir heute in Isar-Athen als Schöpfung Ludwigs I. bewundern; noch war dieser an der Regierung, ohne zu ahnen, welchen Stürmen das bayrische Staatsschiff entgegenging, das schon jetzt vom Ministerium Abel schlecht genug gesteuert wurde. Peter von Cornelius war freilich schon dem Rufe Friedrich Wilhelms IV. nach Berlin gefolgt, aber seine Wandgemälde in der Glyptothek, der Alten Pinakothek und der Ludwigskirche prangten, wetteifernd mit Schwanthalers Statuen und Reliefwerken in aller Frische. Noch baute Klenze an der Neuen Pinakothek und am Siegesthor, Gärtner am Wittelsbacher Palais und der Feldherrnhalle, Ziebland an der Basilika. Die für die Theresienwiese bestimmte Riesenfigur der Bavaria war noch im Werden und die „Walhalla" erst seit zwei Jahren eröffnet. Die Beziehungen der Eltern und ihrer Freunde Frommel und Dietz verschafften dem jungen Studenten Zutritt in manche Künstlerwerkstatt. Das Schaffen Wilhelm von Kaulbachs und Moritz von Schwinds stand gerade in schönster Blüte. Wie Dietz hatte auch Schwind in den Jahren vorher in Karlsruhe zu malen gehabt, u. a. die Einweihung des Freiburger Münsters durch Konrad von Zähringen im Treppenhaus des Akademiegebäudes, so war auch er den Eltern Scheffels näher getreten und nahm nun in München deren Sohn gastlich auf in seiner Häuslichkeit, gleich seiner Frau, einer gebornen Karlsruherin. Gerade damals entstand Schwinds Allegorie des Rheins und der Cyklus humoristischer Radierungen zur Verherrlichung der Tabakspfeife und des Bechers. Den Auftrag, für das Städelsche Institut in Frankfurt a. M. den Sänger-

krieg auf der Wartburg zu malen, erhielt er im gleichen Jahr. Von den großen Kompositionen, die Kaulbach bald darauf im Treppenhaus des Berliner Neuen Museums in Farben ausführte, mußte ihn vor allem die „Hunnenschlacht" interessieren, jene grandios erfundene Darstellung des Kampfs zwischen den Geistern der gefallenen Hunnen und Römer vor den Thoren Roms, die schon in Stahlstich vorlag. Allgemein bewundert wurden Kaulbachs Wand- und Deckengemälde im Königsbau, welche Scenen aus Goethes Dichtungen darstellten. Durch Schwind lernte er u. a. den Genremaler Kirner, den nachmaligen badischen Hofmaler August Vischer, Monten, Petzel und viele andere kennen. Er wurde in die Gesellschaft „Stubenvoll" eingeführt. Der ursprüngliche Apollosaal im „Grünen Baum" vereinte lustige Menschen der verschiedensten Art und Richtung. Scheffel saß voll Vergnügen unter den Kunstjüngern und Meistern und durchschwärmte mit ihnen manch' nächtliche Stunde. Zur Entschuldigung sagte er dann lächelnd: „Die Bescheidenheit hätte mir als einem der Jüngsten verboten, zum Aufbruch zu mahnen."

Ganz der Richtung, die Scheffels Bildungstrieb gleich im ersten Semester in München einschlug, entsprach es, daß derjenige Kommilitone, an den er sich damals am innigsten anschloß, kein Studiosus der Rechte, sondern der Mecklenburger Friedrich Eggers war, der sich für die akademische Laufbahn eines Kunsthistorikers vorbereitete, die er später auch als Professor an der Berliner Akademie der Künste einschlug. Friedrich Eggers, am 27. November 1819 in Rostock als Sohn eines Kaufmanns geboren, hatte auf Wunsch des Vaters erst eine kaufmännische Lehrzeit durchmachen müssen, ehe er studieren durfte. Ein Verwandter von ihm war der Maler Karl Friedrich Eggers, der in Rom dem Freundeskreis von Cornelius, Veit, Overbeck angehört hatte, mit ihnen ein Wiederbeleber der Freskomalerei, die er nun unter Schinkel in Berlin ausübte. Der späte Student aus Norddeutschland erwiderte die Freundschaft des um sechs Jahre jüngeren süd-

deutschen Landsmanns aufs herzlichste. Sie hörten beide bei Thiersch und waren gleich begeistert für das Werden einer neuen deutschen Kunst, der sie jedoch nicht ohne Kritik gegenüberstanden, herrschte doch in ihr noch die Nachahmung der Antike als höchstes Prinzip, das auch in der Malerei zum Kultus der „schönen Linie“ auf Kosten der Farbe geführt hatte, machte sich gleichzeitig doch in ihr ein Streben nach ideellen Wirkungen geltend, das zur Symbolik und Allegorie drängte. Eggers wie Scheffel aber hatten bei aller Verehrung für die antike Kunst, bei feinem Verständnis für die deutsche Romantik, soweit sie national war, einen starken Drang zu dem sich eben erst emporringenden R e a l i s m u s. „Stilvolle Wiedergabe der natürlichen Erscheinung“ forderte Eggers später von der modernen Bildhauerkunst, als deren großen bahnbrechenden Meister er den Schöpfer des Denkmals Friedrichs des Großen in Berlin, Christian Daniel Rauch, in dessen Biographie geschildert hat. Und auch Scheffels Herz schlug jetzt bereits jenen Werken der Kunst am freudigsten entgegen, in denen er „feine Naturbeobachtung“ und „Treue gegen die Wirklichkeit“ beobachten konnte. Schwinds realistisch empfindender, und doch die Wirklichkeit anmutig stilisierender Humor war ihm besonders sympathisch. An der derbkräftigen Manier, mit welcher Künstlerhände in den eben gegründeten „F l i e g e n d e n B l ä t t e r n“ den Holzschnitt benutzten, um in Ernst und Scherz deutsches Volksleben kernig und ungeschminkt wiederzugeben, hatte er seine helle Freude. In Berlin trafen ein Jahr nach dem Weggang von München die beiden Freunde wieder zusammen, ja teilten sogar dieselbe Wohnung (Mittelstraße 52, 1). Treu wie allen seinen wohlgezählten und gutgewählten Herzensfreunden aus der Jugendzeit hat Scheffel dem vertrauten Genossen seiner ersten Studententage bis an dessen Lebensende angehangen. Nach Empfang der Todesnachricht schrieb am 16. August 1872 der Dichter an den erst in späterer Zeit gewonnenen jüngeren Freund Anton von Werner in Bezug auf ihn: „Es ist mir, als wäre ein Stück

von mir selber begraben, denn wir haben unsere Studienjahre in idealer Liebe zur Kunst und idealer persönlicher Freundschaft verlebt und in München wie Berlin uns Stoffe und Gedanken gesammelt, die weit in das spätere Leben hineinreichten."

Eine irrige Annahme aber wäre es, wenn man glauben wollte, Scheffel habe sich auf der Universität andauernd gegen das ihm aufoktroierte juristische Berufsstudium ablehnend verhalten und es niemals ernsthaft betrieben. Neben dem Drange nach freiem und vollem Daseinsgenuß, neben dem quälenden Gefühl, eigentlich für den Beruf des Künstlers bestimmt zu sein, machte sich in ihm schon jetzt der vom Vater ererbte Charakterzug der Gewissenhaftigkeit im Durchführen und der Hartnäckigkeit im Festhalten des einmal Begonnenen geltend. Und dann fand er auf dem Gebiete des Rechtsstudiums auch Oasen, in deren Luft es ihm wohl ward: er studierte in einer Zeit, wo die von Jakob Grimm und anderen enthüllten deutschen Rechtsaltertümer in der juristischen Welt allgemeines Interesse erregten, und sie waren es, die in ihm allmählich einen der empfänglichsten und fähigsten Kenner fanden. Die zwei in München gehörten Vorlesungen „Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte" bei Phillips und „Geschichte des Mittelalters" bei Höfler, boten ihm reiche Anregung auf dem Gebiete. Und wenn diese beiden Gelehrten auch im Geist ihres Richtungsgenossen Görres „ultramontan" waren, so teilten sie mit diesem Veteranen der Freiheitskriegszeit doch auch dessen Vorliebe für deutsche Art und Kunst alter Zeit. Auch beim alten Görres hörte Scheffel ein Kolleg, über allgemeine Weltgeschichte.

Durch die Beziehungen seines Schulfreundes Rudolf Braun, der Theologie studierte, kam Scheffel auch in gesellschaftliche Beziehungen zu seinen klerikalen Professoren. Im Moyschen Kreise trat er einem seiner juristischen Mitstudenten näher. Dies war der Münchner August Eisenhart, der später als Kabinettsrat König Ludwigs II. dessen natio-

nale Politik mit bedeutungsvollem Erfolge beeinflussen durfte. Auch diesen gewann er sich damals für alle Lebenszeit zum Freunde. Ein Sohn des Professors Moy, Karl von Moy, später Oberstceremonienmeister bei König Ludwig II., war mit Eisenhart und dem jungen Edmund von Wirschinger, der später Regierungsdirektor in Augsburg wurde, eng befreundet. Als im Salon der Mutter des letzteren (sein verstorbener Vater war bayrischer Finanzminister gewesen) zur Erlernung der Française und Quadrille eine Tanzstunde arrangiert ward, wurde zu Wirschinger, Eisenhart und Moy Joseph Scheffel als Vierter gewonnen. An die Tanzstunden reihten sich, wie Eisenhart erzählt, teils Theeabende „bei Excellenz Frau Ministerin", teils Herrenkneipereien auf unsern Zimmern, denen Scheffel regelmäßig beiwohnte; „sein liebenswürdiger Humor und sein treffliches Erzählertalent zogen mich sofort mächtig an; wir traten uns sehr rasch näher, wurden Freunde und sind es unverändert volle vierzig Jahre geblieben. Dagegen hat, obwohl der bekannte Balletmeister Opfermann die Tanzstunde mit großer Wichtigkeit leitete, Scheffel auf diesem Gebiete, ehrlich gestanden, sich nicht hervorgethan, was er andrerseits bei Gesellschaftsspielen durch seine glücklichen Einfälle und treffenden Antworten entschieden that." Die jungen Damen, die an der Tanzstunde teilnahmen, waren das jüngste Fräulein von Wirschinger, zwei Fräulein Stobäus und ein Fräulein Policzka. Auch jene Elise von Moy gehörte dem Kreis an, die mehrere Jahre später ins Kloster ging und von der Scheffel Anfang 1852 an Eisenhart schrieb: „Ob das weltfrohe Herz in den Klostermauern die Ruhe wiederfinden wird, die es seiner Zeit manchem andern schier gar benommen hat?"

Eine andre Luft wehte in Heidelberg, der von Reben- und Waldbergen umhegten, vom Neckar frisch durchrauschten Musenstadt, der Scheffel jenes Preislied geweiht hat, das wohl das schönste von allen ist, die je zum Ruhm einer Stadt gesungen wurden.

„Alt Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein' andre kommt dir gleich.

Stadt fröhlicher Gesellen,
An Weisheit schwer und Wein,
Klar ziehn des Stromes Wellen,
Blauäuglein blitzen drein."

Hier erst ging ihm die Poesie des freien frohen frischen Burschenlebens voll auf. Er kam nach Heidelberg Ende Oktober 1844 nach einem Ferienaufenthalt daheim. Seine Wohnung nahm er beim Geh. Hofrat Rau (A. Nr. 262, jetzt Friedrichstraße 8). Als Badenser und früherer Karlsruher Gymnasiast kam er hier mit vielen alten Schulfreunden zusammen und diejenige Verbindung, welche sich im besonderen aus seinen engeren Landsleuten rekrutierte, das Korps der „Schwaben", fand er unter dem Einfluß der Zeitverhältnisse in einem Zersetzungsprozeß begriffen. Am 6. November trat eine Anzahl der tüchtigsten Mitglieder aus dieser Verbindung, darunter Adolf Kußmaul, der später so berühmt gewordene Mediziner. Von ihnen wurde alsbald eine Reformverbindung, die Alemannia, aufgethan und Joseph Scheffel schloß sich sofort an. Sie teilte die Grundsätze der Burschenschaft, jedoch ohne die christlich-germanische Färbung der alten Jenenser, Erlanger rc. Burschenschaften. Auch verwarf sie die Bestimmungsmensur und wollte zum Duell nur im Notfall, dann aber mit schwerer Waffe, geschritten wissen. In kurzer Zeit zählte die Verbindung bereits 40 Mitglieder. An der Spitze stand als Sprecher Bachelin, der später als Regierungsrat in noch jungem Alter zu Freiburg i. Br. gestorben ist. Aber bereits am 29. Januar 1845 trat wiederum eine Spaltung ein, indem elf, der radikalen Richtung angehörige Mitglieder, darunter Karl Blind, ausschieden und den Neckarbund bildeten, welcher die farbigen Bänder perhorrescierte. So berichtet ein dritter Universitätsfreund Scheffels,

dessen Freundschaft er nun für die ganze Lebenszeit gewann, der aus Eisenach gebürtige Karl Schwanitz, welchem wir noch öfter begegnen werden, und fährt fort: „Am nämlichen Tage traten mehrere der Uebrigbleibenden auf meiner Stube zusammen. Wir bildeten eine neue Alemannia, zur Aufnahme in diese schlug ich selbst den mir schon damals nahestehenden, nicht mitanwesenden Scheffel vor. Mein Antrag fand Annahme. Der Rest der ursprünglichen Alemannia (darunter Adolf Bonz, der spätere Verleger der Scheffelschen Werke) bildete den „Schloßbund". Die Konstitution für unsere neue Alemannia ist von Scheffel und mir ausgearbeitet worden. Unsere Farben waren Gold-blau-gold, gleich den Farben der großen (alten) Alemannia, unser Wahlspruch: Furchtlos und treu, unsere Kneipe im Horn bei der Neckarbrücke." (Die damalige Wirtschaft „Zum Horn" entspricht den heutigen „Vier Jahreszeiten" am unteren Ende der Haspelgasse.) „Ich selbst verließ am 20. März 1845 Heidelberg, um nach Jena zurückzukehren. Am Abend zuvor überreichte mir Scheffel, der mich und andere zum Abendessen aufs Schloß eingeladen hatte, das von ihm mit den Namen sämtlicher Mitglieder beschriebene Verbindungsband. Es waren: Bachelin, Ad. Kußmaul, Ed. Bronner (1849 Flüchtling, später Arzt in Bradford, England), Volk (1849 gleichfalls Flüchtling, später Bürgermeister in Offenburg), Frd. Sandberger (Univ.-Professor in Würzburg), Leopold von Stetten (pens. Legationsrat in Freiburg), Otto (aus Weilburg, sehr frühzeitig dort gestorben), Kamm (später Oberlandesgerichtsrat in Karlsruhe), Lepique (Zolldirektor daselbst), Elsner (als Regierungsrat in Merseburg gestorben), Pfeufer (der spätere bayrische Minister), Scheffel und ich. Im Sommer 1845 entstand aus einer Verschmelzung der beiden Verbindungen Alemannia und Palatia („Pfälzer") die Teutonia und in ähnlicher Weise ein Jahr später die Frankonia, deren Mitglied dann Scheffel im Winter 1846/47 war. In Berlin ist Scheffel für die Zwischenzeit der burschenschaftlichen Verbindung Germania beigetreten."

Scheffel war also als Heidelberger und Berliner Student ein Burschenschafter von entschieden liberalen Grundsätzen, wie denn in jenen Jahren die Burschenschaft überhaupt noch eine von den Regierungen verfehmte Stellung einnahm und mit Entschiedenheit den Idealen des politischen Fortschritts huldigte. Unter den radikalen Hitzköpfen vom Schlage des damaligen Karl Blind dürfen wir ihn aber nicht suchen. Er war ein Anhänger der Itzstein, Welcker, Bassermann, Mathy, die in Baden ein freiheitlich geordnetes Verfassungsleben und nach außen die Herstellung eines einigen Deutschen Reiches erstrebten. Auch er fühlte eine tiefe Abneigung gegen die heillose Wirtschaft am Bundestag und die reaktionären Tendenzen der Karlsruher Hofkamarilla, welche das schon einmal zu schöner Blüte gelangte badische Verfassungsleben untergrub. Er war andrerseits als Sohn eines badischen Offiziers und Beamten, eines Karlsruher Hauses, in dem neben Führern der konstitutionellen Opposition im Landtag hohe Beamte verkehrten, viel zu sehr in der Achtung vor der staatlichen Ordnung aufgewachsen, um sich mit radikalen Umsturzgedanken ohne weiteres befreunden zu können. Auf die Form der politischen Neugestaltung des Vaterlandes kam es ihm nicht so sehr an als darauf, daß die neue Verfassung geeignet wäre, echt deutsches Wesen zu freier Entfaltung und reichster Blüte zu bringen. Die patriotische Stimmungswelt seiner Mutter war auch die seine, dabei beseelte ihn eine tiefe Abneigung gegen alle politische Kannegießerei, die sich an Phrasen berauschte; gegen dies Phrasenheldentum erging sich schon jetzt sein Sarkasmus.

Auch dafür, daß der Humor in Scheffel während der schönen Studentenzeit sich in echt burschikoser Weise geäußert hat, konnte ich zahlreiche Beweise sammeln. Und auch bei dieser praktischen Bethätigung seines Humors trat jener Zug hervor, der vielen späteren übermütigen Gedichten und humoristischen Niederschriften Scheffels ihren Charakter verleiht, die Freude an der Verspottung bureaukratisch-scholastischen Wesens und steifleinener Förmlichkeit. So weiß der schon

im vorigen Kapitel citierte Bericht der Witwe Julius Brauns von einem Streich zu erzählen, bei welchem nach nächtlichem Randalieren und Fenstereinwerfen am anderen Morgen ehrbar und geschäftsmäßig im schwarzen Rock mit der blauen Aktenmappe unterm Arme Scheffel und ein aus Braunschweig stammender Frankone bei der Beschädigten erschienen, um „das Protokoll aufzunehmen", unter großem innerlichen Ergötzen über die reichlich strömenden Klagen und Verwünschungen. Als dann eine Stunde später die wirkliche Polizei erschien, mußte sie sich sagen lassen, die „Herren" seien schon dagewesen, und hatte noch einen Zorn mehr zu verwinden . . . In derselben Richtung bewegte sich ein Scherz, dessen Scheffel selbst in einem Briefe an Schwanitz aus Berlin im Herbst 1846 Erwähnung that. Scheffel ist wiederholt als Gast dieses Freundes und dessen Verbindung, der Burschenschaft Teutonia, in Jena gewesen; so vom 4. bis 19. Oktober 1845 und sodann wieder zum Stiftungsfest der Teutonia — 28. Februar 1846 — acht Tage lang. Bei letzterer Gelegenheit war ihm der große „Sct.-Kannen-Orden" überreicht worden. An dieses Faktum knüpft folgende Briefstelle an: „Ich erzähle Dir auch noch, wie ich neulich einmal im Jenenser Bierorden stattlich paradiert habe. Wir gratulierten Aegidi" (damals Präses des Walhallabundes) „zum Geburtstag im feinsten Schnipelkostüm, ich ließ den Orden über die linke Brust heften und ging im feinen, schwarzen Anzug damit durch die Straßen, — die Schildwachen haben zwar nicht präsentiert, aber ich hätte doch dem besten Diplomaten keine Unehre gemacht . . ." — Als er einmal in der Alemannia krankheitshalber auf der Kneipe Thee — horribile dictu! — getrunken hatte und deswegen weidlich gehänselt wurde, unterschrieb er seine weiteren Beiträge zur Kneipzeitung mit fröhlicher Selbstironie „Tasso" oder auch mit der Umrißzeichnung einer Theetasse. Wie er's sonst gar lustig getrieben, lustiger als es der auf strengere Lebensführung haltende Vater auch jetzt für gut finden konnte, beleuchtet

mit hellem Schlaglicht eine kleine Anekdote, die der Dichter im Alter gern zum besten gab. Er hatte mit Freunden eine kleine Kneipreise in den Odenwald unternommen. „Nach etlichen Tagen kehrten wir mit dem Zuge ganz früh am Morgen nach Heidelberg zurück. Aber o weh, als ich eben ausstieg, da stieg auch mein Vater aus, der sich in Heidelberg von den Studien seines Sohnes überzeugen wollte. Das war eine sehr betrübende Begegnung für den alten Herrn."

In seinen „Jugenderinnerungen" hat Adolf Kußmaul, der, wie wir sahen, zu den Mitbegründern der „Alemannia" gehörte, die idealen Bestrebungen näher geschildert, welche zu ihrer Gründung geführt hatten. Das Streben war auf Organisation einer „allgemeinen Studentenschaft" gerichtet, die auf der Grundlage des allgemeinen Stimmrechts eingerichtet werden sollte. Eine solche kam dann auch zustande; Aegidi wurde Vorsitzender des Ausschusses. „Die Mehrzahl der Alemannen waren Süddeutsche," erzählt er weiter, „die Minderheit Norddeutsche. Wir feierten unseren ersten Kommers im Gasthaus zum Weinberg am Marktplatz. An dieser Stelle soll einst der berühmte Gasthof zum Hirschen gestanden haben, wo der Ritter Götz mit der eisernen Hand Einkehr hielt, auch, wie Scheffel erzählt, der wilde Jäger vom Odenwald, der Rodensteiner. Es war tiefer Winter geworden, und die Erde lag in Eis und Schnee, als bei Musik und Schlägerklang die heiteren und ernsten Burschenweisen erklangen. In langen Reihen saßen wir zu Tische. Die Lieder hatten die Alemannen zum Teil selbst gedichtet. Die Palme trugen die markigen Verse Blinds davon:

„Außen Schnee und Eis,
Innen grünes Reis,
Innen treibt die junge Frühlingskraft."

Mit den Liedern wechselten die feurigen „Pauken" begeisterter Redner. Den meisten Beifall erntete der Trinkspruch des langen Braun. Der Kommers war in vollem

Gange, da wischte er seine Brille, bat ums Wort, richtete sich in seiner ganzen Länge auf und beschwor mit lauter Stimme die Alemannia inständig, treu zusammen zu stehn. Er deutete hinauf zum Schloß und rief: „Ihr Brüder, haltet fest zusammen, fest, wie dort oben auf der Burg der gesprengte Turm.“ Unser langer Freund, von der festlichen Stimmung hingerissen, hatte nur an das starke Mauerwerk des Turms gedacht und nicht an die Sprengkraft des Pulvers. Er war ein Unglücksrabe und sprach wider Willen prophetische Worte. Wir hätten nicht lachen sollen. Ehe der Schnee im Frühling auf den Dächern schmolz, lag der stolze Bau der Alemannia, von der Politik gesprengt, in Stücken.“

Weiter erzählt Kußmaul: „Es waren wissenschaftliche Kränzchen in Aussicht genommen, aber die vielen Sitzungen zur Einrichtung der allgemeinen Studentenschaft und der Verbindung ließen keine Zeit dazu übrig. Dagegen erfreute uns einmal in der Woche eine Kneipzeitung. Ihre Herausgeber waren Scheffel und drei Karlsruher Füchse. Karl Blind, Ludwig Eichrodt, der sich nachher durch zahlreiche scherzhafte Dichtungen bekannt gemacht hat, und Moritz Ellstätter, der nachmalige verdiente Finanzminister . . . Kein Mensch konnte ahnen, daß in Gestalt des blonden, bescheidenen und heitern, fast mädchenhaft dreinschauenden stud. jur. Joseph Victor Scheffel, ein Prinz aus Genieland bei der Alemannia eingekehrt war. Die Gedichte, womit er die Kneipzeitung bedachte, verrieten den künftigen Dichter des Trompeters von Säkkingen, des Gaudeamus und Ekkehard noch nicht, sie dufteten noch allzustark nach der Karlsruher Schullampe. Ludwig Eichrodt übertraf ihn an leichtem Versbau und neckischer Laune. Ellstätter und Blind lieferten ihre Beiträge in ungebundener Form, obwohl das erwähnte Bundeslied von Blind seine poetische Begabung entschieden an den Tag legte.“ Die Forderung Blinds und seiner intimeren Freunde, daß die Alemannia direkten Anteil an der politischen Bewegung in Baden nehmen sollte, führte dann zum Austritt der Gruppe

und zur Gründung des „Neckarbunds“. Auf dieses Ereignis bezieht sich eins der erhaltenen Gedichte Scheffels aus jenen Tagen, ein parodistisches Gedicht in Form eines „Sophokleischen Chors“ frei nach Platen. Er pries darin die frühere Zeit der Alemannia, als die Meinungen aufeinanderplatzten und „der Geist sich rieb an dem Geiste.“

„Das rege Leben bestehet ja nur im Kampf der verschiednen Prinzipe
Und gewähret mehr Lust, als wenn sich nur Gleichdenkende abseparieren
Und dieser schon weiß, was jener wohl will, und jener, was dieser sich denket.“

Von Scheffels Wesen im Umgang sagt Kußmaul: „Er war ein wohlgelittener Kamerad, und einer der liebenswürdigsten. Schon damals besaß er die köstliche Gabe, Erlebtes mit fesselndem Humor in der breiten, jedoch gemilderten Karlsruher Mundart zu erzählen. Auch hatte er schon die Eigenheit, in der Unterhaltung ab und zu die Augen zu schließen, als wolle er die Vorhänge der Augenlider niederziehen, um dahinter ungestört die zuströmenden Einfälle und Bilder zu ordnen.“

Die Kneipzeitung der Alemannia, zu deren hervorragenden Mitarbeitern auch Ludwig von Stoesser, der spätere badische Ministerpräsident, gehörte, wurde übrigens auch nach der ersten Secession gemeinschaftlich fortgeführt. „Es war ein lustiges Treiben voll Uebermut und Humor,“ so berichtete mir Ludwig Eichrodt, für dessen schon damals ungemein populär gewordenen Studentenlieder, wie „Nach Italien, nach Italien“ und „Wir sein die Hausknecht, wir“ Scheffel stets große Sympathie bezeugte. Später in der Frankonia war Scheffel der Hauptredakteur der Kneipzeitung und für diese hat er schon eine Reihe der später weltbekannt gewordenen Zechlieder gedichtet, in denen sich sogleich die beiden charakteristischen Richtungen seiner eigenartigen Kneippoesie offenbarten: einerseits der Trieb, die von der Romantik zu sentimentalen Bläßlingen abgeschwächten Gestalten der ihrem Wesen nach

so urkräftigen deutschen Vorzeit parodistisch umzugestalten, und andrerseits: die niedersten und urwüchsigsten Gebilde der organischen Welt im Sinne des Zechhumors mit menschlichen Gelüsten und Empfindungen zu begaben. „Hildebrand und Hadubrand“ und „Die Teutoburger Schlacht“ sowie „Perkeo“ (letzteres in einer später mehrfach veränderten Fassung) als Repräsentanten der ersteren Art, „Ein Hering liebt' eine Auster“ und „Der Sonnenstrahl“ von der anderen sind mir von verschiedenen seiner Couleurbrüder als noch der Studentenzeit Scheffels zugehörig beglaubigt worden. Die „Teutoburger Schlacht“ war nicht ohne aktuelle Tendenz. Schloß doch die heitere Travestie auf die oft recht phrasenhaften Verherrlichungen des Befreiers Armin, die damals im Schwange waren, mit der Anspielung auf das unvollendete Bandelsche Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde: „Doch wer die Statue bezahl' — Weiß nur Gott im Himmel.“ In der Ballade von Perkeo aber schuf er sein erstes Lied zum Ruhm Altheidelbergs. In ihm prägte er das klassische Wort „feuchtfröhlich“, das für das Wesen seiner „Gaudeamuslyrik“ so bezeichnend geworden ist.

Charakteristischer aber noch für sein jetziges Wesen als die Scherzgedichte dieser Art waren diejenigen, denen er selbst damals die Bezeichnung „Bummellieder“ gab.

Wohler als auf der Kneipe fühlte sich unser Freund auf fröhlich-abenteuerlicher Burschenfahrt und das Geibelsche Wanderlied „O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!“ ist in seiner Seele gar mächtig widergeklungen. Wie er als Pennäler kecklich hinausgezogen ist auf den Straßen zu den Schwarzwaldthälern und den Schlössern des rebenumsponnenen Rheinthals, wie er in reiferen Jahren Sorgen und körperliche Gebresten zu überwinden gewußt hat, durch die Befolgung seines Wahlspruchs:

„Mag lauern und trauern
Wer will, hinter Mauern,
Ich fahr' in die Welt! —“

so war es auch seine höchste Lust als Student, die sorglose Burschenfreiheit im Wandern durch die herrlichen Umgebungen Heidelbergs, durch Odenwald und Bergstraße, durch die Wälder Thüringens und des Harzes und — von Berlin aus — zwischen den Dünen und Wäldern der Insel Rügen zu genießen. Auch in das oberbayrische Alpenvorland wird er von München aus schon fleißig gezogen sein. Er hat später nicht nur die Stimmung der fahrenden Scholaren des Mittelalters nachempfindend in seiner Seele zum Lied erblühen lassen:

„Wohlauf, die Luft geht frisch und rein,
Wer lange sitzt, muß rosten;
Den allersonnigsten Sonnenschein
Läßt uns der Himmel kosten“ —

er hat diese Poesie in aller Wirklichkeit an sich selbst erfahren und aus dem eigenen Erleben heraus zum Liede gestaltet.

Wanderlieder waren es denn auch, was er zuerst von seinen poetischen Erstlingen in Druck gab; als „Lieder eines fahrenden Schülers“ ließ er die Auswahl bereits im Jahre 1847 in den Fliegenden Blättern (Nr. 116, 51, 53), J. S. unterzeichnet, erscheinen. Er dedizierte dieses erste Zeugnis eines öffentlichen Auftretens als Dichter seinem Freunde Schwanitz in Eisenach. „Ich weiß nicht,“ schrieb er an diesen unterm 21. Nov. 1847, „ob ich dir schon geschrieben habe, daß ich ein Schock Bummellieder als „Lieder eines fahrenden Schülers“ an die Flieg. Bl. gesendet hatte. Die erste Hälfte ist nun erschienen, die andere wird bald nachfolgen. Es sind die Eindrücke meines einsamen Wanderlebens vom vorigen Sommer auf Rügen und im Harz 2c. Ich dediziere sie nachträglich dir, der du als so lieber und treuer Wirt den fahrenden Schüler gar manchmal bei dir beherbergt hast und schüttle dir im Geiste die Hand dazu. Wenn nur das Herz immer so frisch bleibt wie in jenen Tagen, dann hat's gute Wege mit der Zukunft.“

Das erste der Lieder, „Ausfahrt“ betitelt, sei teilweise

wiedergegeben. Der Abschiedsgruß darin ist also an Berlin gerichtet.

„Nun soll es auf die Wand'rung gehn,
Studieren hab' ich satt;
Leb wohl! das Scheiden fällt nicht schwer,
Du hochgelehrte Stadt!

Nun fort mit deutsch' und röm'schem Recht,
Mit Kirche und mit Staat.
Selbst du, Philosophia, bist
Zur Reise nicht probat. — —

Mein ganz Geräte auf der Fahrt
Sei Wanderstab und Hut;
So zieh' ich in die Welt hinaus
Mit leichtem Geld und Mut.

Was braucht's auch mehr, wenn sich gesund
Das Herz im Busen regt?
Drum sei, o Frühling, mir gegrüßt,
Dem es entgegen schlägt!"

Der lyrische Ausdruck der Wanderlust war gewiß an sich nichts neues; ist dieselbe doch eines der ältesten und beliebtesten Motive der deutschen Volkspoesie und Eichendorff hat ihrem romantischen Reiz unnachahmlich schönen Ausdruck verliehen. Aber Scheffel hat es später allerdings verstanden, dieser Lust am Wandern in durchaus origineller und der Stimmungswelt des deutschen Studenten gemäßer Weise lyrische Sprache zu leihen und ihr dabei das reizvolle Element anschaulicher Landschaftsschilderung ganz bestimmten Charakters beizumischen. Hier haben wir die Präludien zu diesen Liedern. Die durchstreifte Landschaft Rügens tritt im dritten Gedicht „Verständigung mit dem Wirt" in Deutlichkeit hervor, auch findet sich bereits hier eine witzige Spitze, welche der späteren Neigung Scheffels entspricht, für die Unendlichkeit des Studentendurstes einen entsprechend riesenhaften, drastischen Ausdruck zu finden. Die Verständigung mit dem Wirt gipfelt nämlich in dem Rate des fahrenden

Schülers, der an „erschöpftem Beutel“ leidet, nur fröhlich von dem mächtigen Kreidefelsen das Nötige abzubrechen, was zum Ankreiden der Schulden erforderlich sei. „Beim Einsiedler“ schlägt, wie Nr. 1, ein Thema an, das spätere Vagantenlieder von ihm vollendeter durchgeführt haben, die Einkehr bei einem verständigen Siedelmann, dessen Glaubensbekenntnis die Worte umfassen:

„Gott will, sprach er, daß jeder sich
Des Lebens soll erfreun,
Drum ließ er uns den Lenz erstehn,
Drum schuf er uns den Wein!“

In derselben Gedankenrichtung bewegt sich die „Entschuldigung“ mit den poetisch empfundenen Schlußversen:

„Der Pfarrer unterm Fenster lag
Und macht' ein schief Gesicht.
„Herr Pfarr', Herr Pfarr', ich bin kein Heid',
O grämt Euch dessen nicht.

Jedoch nicht in der Kirch' allein
Erkenn' ich Gottes Haus.
Mir ist's, soweit der Himmelsdom
Seine Wölbung breitet aus;

Allüberall, wo sich ein Herz
In freud'ger Regung schwingt,
Allüberall, wo in der Luft
Ein frisches Lied erklingt.

Und wer zu jeder Zeit sich fühlt
Von Gottes Odem umweht,
Der bleibt ein guter Christ, auch wenn
Er viel zur Schenke geht. —“

Die „Nacht am Hünengrab“ giebt uns interessanten Einblick in die Stimmungswelt seiner politischen Ansichten. Sie schildert die Begegnung mit dem Geist eines Hünen, der um Mitternacht seinem Grab am Meeresstrand entsteigt, auf welchem der Wandergesell in „wunderschöner Maiennacht“ sich sein Lager gesucht hat. Das Grab „erklafft“ und langsam

steigt der Hünengeist aus demselben empor, um sich dann schweigend auf dem Grabstein niederzulassen.

„Du armer Geist was treibet dich,
Aus deinem Grab herfür?
Gefällt dir's in Wallhall' nicht mehr?
Verzapft man dort schlecht Bier?"

Um ihn zu beleben und zu trösten, reicht der Fahrende dem Geist seine mit Rheinwein gefüllte Feldflasche, warnt ihn aber:

„Doch wenn du glaubst, es sei schon Zeit
Für Geister aufzustehn, —
Du armer Geist! das ist zu früh,
Da rat' ich dir zu gehn!

Das bischen Geist, das hie und da
In unser Einem spukt,
Das macht, daß manch hochweiser Herr
Schon seine Achseln zuckt.

O weh! wenn erst im Land umging'
Ein ganzer Geist, wie du!
Das wäre gar zu unbequem,
Man brächt' dich bald zur Ruh'.

Geh' lieber drum ins Grab zurück,
Du alter Vorweltssohn!
Wenn wir dereinst den Bann gelöst,
Dann rufen wir dir schon."

Auch viele der übrigen in den Jahren 1847—49 in den „Fliegenden Blättern" erschienenen, meist noch in der Studentenzeit entstandenen Lieder sind von politischer Tendenz oder enthalten politische Anspielungen. Aber nicht alle sind so tief empfunden und ideal gedacht wie folgende Strophen aus dem Gedicht: „Frommer Wunsch" (Nr. 146), welches an einen Besuch des Kyffhäusers anknüpft: wie sehnlich er dort auch nach dem schlafenden Kaiser gerufen habe, er sei stumm geblieben. Da wünscht er sich ein Wunderhorn, um den Schlafenden und all die Schläfer im Reich aufzuschrecken:

„Und wären sie versammelt all'
Die Schläfer rings umher:
Dann wollt' ich, daß ich Flügel hätt'
Und eine Lerche wär'.

Dann flög' mit schmetterndem Gesang
Dem Zuge ich voran,
Und kündete dem Vaterland
Des Tags Erwachen an."

Und nur wenige sind so bezeichnend für sein ganzes Wesen und weiteres Schicksal als die letzte Strophe des energischen Reiterlieds (Nr. 150):

„Viel lieber zu sein ein Reitersmann
Und jung zu sterben im Gefecht,
Als achtzig Jahr und ewig sodann
Ein buckliger Schreibersknecht."

Die Mehrzahl ist aber anakreontischen, sorglos-heiteren Inhalts; von bekannter gewordenen Liedern erschienen damals zuerst in den Fliegenden Blättern: Das Hildebrandlied (Nr. 181, illustriert von E. Fröhlich), „Eine traurige Geschichte" („Ein Hering liebt'", Nr. 197, illustriert von demselben) und „Die Teutoburger Schlacht" (Nr. 229, ebenso). Sehr charakteristisch für Scheffel aber ist auch, daß der zweite Beitrag, den er noch als Studiosus in die „Fliegenden Blätter" lieferte (Nr. 119), den Titel „Aesthetische Gespräche" führt und die Fadheit des auf diesem Gebiete Ueblichen und zwar in Prosa verspottet.

Vor die Zeit des Abschlusses seiner Studentenzeit fällt auch noch Scheffels Bekanntwerden mit der Ruine der Burg Rodenstein im Odenwald, und die Art der Nachwirkung desselben ist so typisch für sein dichterisches Schaffen, die Lieder, zu denen er die erste Anregung auf dieser Fahrt empfing, nehmen eine so hervorragende Stelle unter seinen so tausendfach gesungenen Zechliedern ein, daß wir bei diesem Erlebnis, das für seine Poetenlaufbahn ein Ereignis wurde, etwas länger verweilen müssen. „Anfang Februar —" so

schrieb er in demselben Monat des Jahres 1847 an Schwanitz —, „habe ich mit Kamm, Rahn und einem unserer Füchse eine Winterreise in den Odenwald gemacht, nach Hirschhorn, Erbach, Lindenfels, auf die in einer schauerlich wilden Thalschlucht gelegene Geisterburg Rodenstein ... Wir marschierten vier Tage lang, zum Teil in einem Wetter, das uns die Zustände aus dem russischen Feldzug sehr anschaulich machte, aber stets heiter und frisch."

Als ich vor Jahren, durch Scheffels Rodenstein-Lieder angeregt, von Frankfurt a. M. aus eine Wallfahrt in dieselbe Gegend des Odenwalds unternahm und in dem Bauernhof unterhalb der Ruine des Rodensteins Einkehr gehalten hatte, dessen Pächter für eine frugale Bewirtung von Gästen sorgt, hatte ich das Glück, dort ein hinter dem Ofen verstaubtes Fremdenbuch zu entdecken und in demselben die folgende Eintragung:

„Ed. Rahn, stud. jur., von Breslau
B. Aschenheim, stud. cam., von Elbing
E. Kamm, stud. jur., von Carlsruhe
J. Scheffel, stud. jur., von Carlsruhe
} aus Heidelberg.
den 6. Februar 1847, bei Schneegestöber

NB. In guter Jahrszeit kann eder in Odenwald gehen!!!"

Darunter in Scheffels schöner kräftiger Handschrift der Verbindungszirkel der Heidelberger Frankonia.

Wie die vier unternehmungskühnen Musensöhne aber dazu gekommen, in so ungemütlicher Zeit durch die einsamen Thäler des Odenwalds eine Fahrt nach den Trümmern der Rodenstein-Burg zu unternehmen, auch hierfür steht uns ein Zeugnis zur Verfügung. An einem geselligen Kneipabend in „Stadt Düsseldorf", wo die Frankonen ihre Stammkneipe hatten, war damals das Gespräch auf die Sage vom Rodensteiner als Führer der wilden Jagd im Odenwald gekommen, sowie auf den Geisterspuk in dem zerfallenen Schloß. Da die von Jakob Grimm zum Gegenstand der Forschung gemachte Sage, in der offenbar eine Lokalisierung des Mythus von

Wotans wütendem Heer vorliegt, von Scheffels Mutter bereits poetisch behandelt war, so hatte jene natürlich für diesen ein ganz besonderes Interesse. Zwischen ihm und Kamm, der mir als Oberlandesgerichtsrat in Karlsruhe diese Mitteilung machte, wurde eine Fußreise nach der Burgruine vereinbart. Die beiden anderen Kommilitonen schlossen sich an. Die Absicht war, womözlich eine natürliche Erklärung für das Entstehen der Sage von dem Geisterspuk an Ort und Stelle zu finden. Bei Dunkelheit und Sturmwetter gingen sie von Reichelsheim aus in die entlegenen Burgtrümmer. Der Sturm wirkte jedoch nicht so stark, um eine Illusion hervorzurufen. Vom Vertrinken der drei Dörfer war damals noch keine Rede. Diese Idee, eine Erfindung des Scheffelschen Humors, kam erst später, als er längst nicht mehr Student war, zur Gestaltung. Die wirkliche Rodensteinsage ist durchaus ernst und pathetisch. Sie bringt die jetzt verfallene Stammburg der Herren von Rodenstein in Zusammenhang mit der etwa zwei Stunden östlich bei Ober-Kainzbach gelegenen, nur noch in wenig Spuren erhaltenen Burg Schnellerts, die auf der rechten Seite des Gersprenzthales liegt. Der vom Rodensteiner geführte Geisterzug soll nachts aus einer dieser beiden Ruinen hervorbrechen und seinen Weg nach der anderen auf allerlei Umwegen nehmen. Sichtbar wurde der Geisterzug nie, aber Pferdegetrab, Hundegebell, der Hollaruf der Jäger, Hörnerklang und Peitschenknall bezeugten sein Nahen. Doch hat es auch nicht an Leuten gefehlt, die Erscheinungen gehabt haben wollten, welche sie für Manifestationen des Geistertreibens hielten. Noch wird in Ober-Kainzbach die Schmiede gezeigt, vor welcher der Ritter auf seiner nächtlichen Fahrt sein Roß sich beschlagen ließ. Dieser Ritter, erzählt die Sage, war im Leben ein tapferer Degen. Als einmal Wien von den Türken bedroht wurde, zog er dem Kaiser zu Hilfe und leistete ihm durch seine außerordentliche Tapferkeit hervorragende Dienste. Das hatte der Kaiser mit Wohlgefallen bemerkt, er berief den Ritter zu sich, belobte ihn sehr, und da er gehört hatte,

seine Vorfahren hätten seine Besitzungen schwer verpfändet, so bezahlte er mit großer Freigebigkeit alle Schulden desselben. Der von seinen Gläubigern hart bedrängte Ritter wurde durch diese Huld des Kaisers in übergroßer Freude zu dem Schwur verleitet, dem Kaiser und Reich im Leben und im Tode treu zu dienen. Der Ritter zog sofort in seine Heimat; als er jedoch in die Nähe der Burg Schnellerts kam, stürzte er mit seinem Rosse, starb und wurde dort begraben. Seinem Schwure getreu dient er nun auch im Tode dem Kaiser und Reiche dadurch, daß er durch seinen Auszug vom Schnellerts nach dem Rodenstein einen Deutschland bevorstehenden Krieg und durch seine Rückkehr nach Schnellerts den nahenden Frieden ankündigt.

Dieser Sage hatte die Mutter Scheffels in ihrem Reimbuch die folgende Form gegeben:

„Horch auf! Was klirrt an Riegel und Gruft?
Was zischt und sauset durch die Luft?
Das muß der wilde Jäger sein,
Er zieht vom Schnellert zum Rodenstein,
Hussa! zum Rodenstein.

Im Schnellert, da schlief er manch ein Jahr,
Reibt sich nun wieder die Augen klar.
Die Friedensburg steht öd und leer,
Der Jäger zieht mit dem Geisterheer,
Zieht mit dem Geisterheer.

Er reitet voran auf schwarzem Roß,
Hallo! Wie saust ihm nach der Troß,
Es rauscht und sprüht — es pfeift und knallt,
Daß drob ertönt der Odenwald,
Der weite Odenwald.

Der Jäger auf dem Rappen fein,
Das ist der Ritter von Rodenstein.
Und wenn er durch die Lüfte fegt,
Ist's Zeit, daß man die Schwerter regt,
Daß man die Schwerter regt."

Künstlerisch weit höher steht die Ballade des Sohns, die unter dem Titel „Rodensteins Auszug" in die meisten

Kommersbücher überging, aber in Scheffels „Gaudeamus“ als zu ernst keine Aufnahme fand. Sehr glücklich traf er in ihr den knappen energischen Ton der alten Volksballaden. Bezeichnend für Scheffels Art ist die Klangmalerei des Kehrreims, die das für den studentischen Chorgesang so fruchtbare Motiv der wilden Jagd höchst sangbar verwertete. Vor allem aber übertrug er, sehr zeitgemäß, die Tendenz der Barbarossa-Kyffhäusersage in die Gespenstersage des Odenwalds. Dieselbe patriotische Sehnsucht nach einem wehrhaften, kraftvollen Reich deutscher Nation, nach besseren politischen Zuständen bringt es zum Ausdruck, die auch in mehreren der „Lieder eines fahrenden Schülers“ zur Aussprache gelangte.

„Es regt sich was im Odenwald
rumpumplum,
Und durch die Wipfel hallt's und schallt,
rumpumplum,
Der Rodenstein, der Rodenstein, der Rodenstein
zieht um.

Vom Rhein her streicht ein scharfer Luft,
Der treibt den Alten aus der Gruft.

Ein rostig Stahlwams ist sein Kleid,
Ein rostig Schlachtschwert hängt zur Seit'.

Der Schmied von Kainsbach steht am Herd:
Mein Schmied putz' blank das lange Schwert.

Jedweder thu' was seine Pflicht!
Der Wind vom Rhein, der g'fällt mir nicht.

O römisch Reich, du bist nicht mehr,
Doch reit' ich noch zu deiner Ehr'.

Ich reit' und reit' und such' einen Mann,
Der meinen Flammberg führen kann.“

Nur ein starker Mann voll heldenkühner Thatkraft könne das Vaterland aus dem zersetzenden Widerstreit der Interessen und Meinungen erretten, ist der Grundgedanke, mit dem Hinweis, daß vom Westen her Gefahr drohe.

Aber noch in anderer Beziehung ist dieser Ausflug zur Rodenstein-Ruine und sein Ergebnis für das Geistesleben in Scheffel charakteristisch. Scheffel unternahm mit seinen Freunden die Reise, um die Sage vom wilden Heer sich zu „erklären“, sie auf natürliche Ursachen zurückzuführen. Bei diesem Entschluß war die Lebhaftigkeit des Interesses für den historischen Kern der Sage wie der rationalistische Eifer, den Spukgebilden des Aberglaubens auf den Leib zu rücken, gleich mächtig. Das erstere hat zu der in schlichter Balladenform ausgeführten Gestaltung der historisch begründeten Sage, das letztere später zu der Persiflage geführt, die in den eigentlichen Rodensteinliedern künstlerische Fassung gewann. So nahm er jetzt und später den innigsten ernsten Anteil an den Dichtungen altdeutschen Ursprungs, verherrlichte z. B. das Waltharilied, und parodierte doch das Hildebrandslied und die Sage von Hermann dem Cherusker in derber, drastischer Weise. Aehnlich ging es ihm in Bezug auf die Ueberlieferungen der Kirche; ein elementarer Trieb ließ ihn immer aufs neue ein ernstes Interesse an ihnen nehmen, und daneben war sein Geist beständig bereit, solche Stimmungen durch Skepsis und Ironie aufzulösen. Wie sehr dieser Zwiespalt in seiner Herkunft und seiner Naturanlage begründet war, zeigte unser erstes Kapitel; der jähe Uebergang des Studenten aus der klerikal-romantischen Anschauungswelt der Görres, Höfler, Moy in München in die freie Luft der Heidelberger Hochschule von damals, in welcher gerade die Bewegung des Deutschkatholizismus mächtig die Geister erregte, mußte denselben noch fördern. Es sei hier erwähnt, daß Scheffel in jener Zeit die Bibelübersetzung Luthers vornahm und sie zum Gegenstand gründlichen Studiums machte.

Nicht minder bezeichnend für ihn ist schließlich die Methode der Forschung. Mit dem leiblichen Auge muß er die Oertlichkeit sehen, deren Geschichte seinen Geist beschäftigt. In dieser Weise, stets durch lebendige Eindrücke, namentlich landschaftlicher und geschichtlicher Natur angeregt, gelangte

Scheffel bereits als Student auf die Bahn, auf der er später als Dichter die Staffel des Ruhmes erklomm. Er ahnte noch nicht, daß sein poetisches Talent ein hervorragendes sei. Der Gedanke, daß in ihm ein Maler stecke, war nicht von ihm gewichen, und auf seinen Fahrten hatte der „fahrende Schüler“ stets sein Skizzenbuch bei sich. Aber auch auf die Hoffnung, etwa später einmal in dieser Richtung eine neue Laufbahn einschlagen zu können, hatte er zu resignieren gelernt und mit der Elastizität der Jugend sich mit dem ihm vom Vater aufgezwungenen Beruf befreundet.

In Heidelberg hörte er im Jahre 1844—45 fast nur Fachkollegia: „Deutsches Privatrecht“ bei Mittermaier und „Pandekten“ bei Vangerow, dann Zivilprozeß bei Mittermaier und Lehnrecht bei Zöpfl. Nur im zweiten Semester besuchte er auch andere Vorlesungen, so die von Roeth über Hegel und von Ruth über Dante. Noch fachmäßiger gestaltete sich dann das Studium in Berlin. Wohl hörte er hier noch mit seinem Freund Eggers bei Waagen „Geschichte der bildenden Künste der neuesten Zeit“ und bei dem Shakespeareforscher Werder, sonst aber auch nur Juristisches. In dem Berliner Winter 1845—46 dachte er schon lebhaft ans Examen. Die Stelle eines Briefes an Schwanitz aus dieser Zeit möge die Stimmung veranschaulichen, die ihn bei diesem Uebergang vom flotten Daseinsgenuß zum ernsten „Büffeln“ bisweilen beschlich: „Die Kollegien sind meist gut. Ich höre Pandekten bei Puchta, der ungleich schärfer und tiefer geht als Vangerow, — Staatsrecht bei dem alten Mucker Stahl, Kriminalprozeß bei Heffter, außerdem noch einige Publica und sitze des Abends nicht ohne Resignation meist an meinem corpus juris und darf freilich nicht an die Winterabende des vorigen Jahres oder an die eurigen in Jena denken — bei Sang und vollen Bechern, — sonst verschwimmen mir die leges Dig. — wehmütig vor den Augen, und es klingt mir wie ein entferntes Kneiplied in die Ohren herein.“ Dieses Klingen im Ohr begleitete ihn dann nach

beendetem Semester, wie wir sahen, aus der „hochgelehrten Stadt“ hinaus in die freie frische Luft am Strande der Ostsee und auf die Höhen des Harzes, es gab ihm die Melodien zu jenen Studentenliedern, die uns als seine ersten beglaubigt sind.

Und als er dann sein siebentes Semester in Heidelberg antrat, da überkam ihn noch einmal die frohe Lust, Student zu sein, mit voller Macht, und das schöne Studentenwort: „Laßt uns die Becher bekränzen!“ fand in seinem Herzen, wenn er auch beim Kommers sich als Sänger wegen mangelnder Begabung nicht hervorthun konnte, ein helles Echo. Wohl hörte er auch fleißig bei Mittermaier „Zivilprozeß“ und bei Roßhirt „Code Napoléon und badisches Landrecht“ wie bei Gervinus ein litterarhistorisches Kolleg, aber als Redakteur der Kneipzeitung der Frankonen widmete er sich dem Verbindungsleben viel lebhafter als früher. Dieses letzte Semester — seine Exmatrikulation erfolgte bereits am 18. März 1847 — sah ihn auch zum Rodenstein ziehen. Und mächtige Anziehung übte jetzt auf ihn das politische Leben aus, dessen Wogen damals gerade in Heidelberg höher und höher gingen. Die Frankonen trugen schon offen das langverpönte schwarzrotgoldne Band auf der Brust.

Durch Welcker und Gervinus war die Neckarstadt zum Mittelpunkt der deutschen Bewegung geworden. Professor Mittermaier war Präsident des Landtags in Karlsruhe. Der Hilferuf der von Dänemark vergewaltigten Elbherzogtümer fand im liberalen Baden das lauteste Echo. Schon hatten die badischen Patrioten jene Adresse an die Schleswig-Holsteiner ergehen lassen, die zum kräftigsten Widerstand mahnte. Auch hier waren Welcker und Gervinus in Heidelberg und der alte Itzstein in Mannheim die leitenden Männer. Im Februar erging dann das Patent Friedrich Wilhelms IV., das für Preußen den ersten vereinigten Landtag einberief, und gleichzeitig war in Heidelberg die Gründung der „Deutschen Zeitung“ im Werke.

Die Eltern daheim in Karlsruhe aber fanden den Einfluß der Heidelberger Luft auf ihren Sohn weniger heilsam als dieser selbst. Dringende Mahnungen stellten ihm vor, daß die Zeit des Jubilierens ihr Ende erreicht habe und daß er besser thue, sich im stillen Stübchen daheim für das Examen vorzubereiten, statt im geräuschvollen Heidelberg. Ja, als dieselben nichts halfen, erschien eines Tages der „treue Anton“ mit der nicht mißzuverstehenden Bestellung: er solle ihm einpacken helfen. Mit dem ihm eigenen Humor hat Scheffel dies Verhältnis in seinem kunstlosen Abschiedslied zum Ausdruck gebracht, das er um Ostern 1847 seinen Freunden in der Frankonia an feierlichem Kneipabend darbrachte.

„O Heidelberg, o Heidelberg,
Du wunderschönes Nest,
Darinnen bin ich selber
Dereinst Student gewest. —

Der Vater, der Vater
Nahm Feder und Papier:
„Mein Sohn, thu ab die braune Mütz'
Und komm' nach Haus zu mir.

Dort oben, dort oben
Ist ein Dachkämmerlein,
Darin sollst du studieren
In Büchern groß und klein.

Und hast du studieret
Wohl über Jahr und Tag,
Dann gehst du ins Examen
Mit Hut und schwarzem Frack!“

Die Mutter, sie weinte:
„O Joseph, komm' nach Haus,
Du bist schon ganz verwildert
Bei den Studenten draus.

Du trinkst viel, du rauchst viel,
Du wirst ein Lump am End',
Du sollst nicht länger bleiben
In Heidelberg Student!“

Ich bat sie, ich klagte,
Es half mir alles nix,

Adjes drum, ihr Frankonen,
Adjes, ihr lieben Füchs!

O Heidelberg, o Heidelberg,
Du wunderschöne Stadt —
Gut' Nacht, Studentenleben!
Ich werd' jetzt Kandidat!"

Mit einem Lied auf Heidelberg nahm er Abschied vom Studentenleben, wie er später sein Poetenleben mit einem Lobgesang auf Heidelberg geschlossen hat. Denn in allen Phasen seines Lebens, nachdem er längst — wie es im Lied von der „alten Burschenherrlichkeit" heißt — „mit gesenktem Blick in das Philisterland" zurückgezogen, klang es ihm oft mit Sirenenlockruf „wie ein entferntes Kneiplied" im Ohr, und er folgte dem Klange und reifte so — als altes Haus — zum Lieblingsdichter der deutschen Studentenwelt.

Aber, höre ich eine Leserin fragen, hat die Geschichte des Studenten Scheffel denn nichts zu melden von Erlebnissen, die uns zeigen, daß in ihm auch der Dichter heranreifte, von dem die Verse stammen:

„Erster süßer Kuß der Liebe,
Dein gedenkend überschleicht mich
Freud' und Wehmut: Freude, daß auch
Ich ihn einstmals küssen durfte,
Wehmut, daß er schon geküßt ist."

Um dies festzustellen, konnte der Biograph keine Zeugen befragen. Ein ritterlicher und zärtlicher Bruder, wie er war, hatte Joseph in den Ferien reichlich Gelegenheit, sich den Freundinnen seiner Schwester aufmerksam und galant zu bezeigen. Aus dem Jahre 1846, in welchem er an Schwanitz schrieb, daß ihm Heines „Buch der Lieder" viel Erquickung gewähre, stammt auch ein zartempfundenes Liebesgedicht, das ein vom Hauch des Winters berührtes Herz an den nahenden Frühling mahnt; es steht unter den nachgelassenen Gedichten „Aus Heimat und Fremde" unter dem Titel „Primula Veris". An wen es gerichtet war? Schwerlich an jene Cousine

aus Paris, der er am Wolfsbrunnen bei Heidelberg unter dem Rauschen des Quells und der Linden auseinandersetzte, was das „germanische Gemüt“ unter „Träumen“ verstehe, worauf sie ihm antwortete: „Oh que je puisse rêver avec vous!“ Ob an die kleine Cousine Ida mit den großen blauen Augen, deren jene lustige „Epistel“ aus Säckingen vom 2. Februar 1850 gleichfalls Erwähnung thut — wer weiß? Eine tiefere Neigung hat Joseph aber auch für dies Bäsle vom Schwarzwald, das seiner Schwester besonders befreundet war, nicht gehegt.

Ida Heim war die Tochter des Apothekers Karl Heim zu Zell am Harmersbach. Der Ort ist wenig Meilen von Gengenbach gelegen und die Frau Apothekerin war die Nichte des Stiftsschaffners Scheffel. Zwischen dem Elternhaus Josephs und den Apothekersleuten von Zell bestand ein reger Verkehr. Des Winters stellten sich letztere oft in Karlsruhe ein; dann waren wieder Scheffels Sommergäste in Zell. Außer Ida wuchs dort eine zweite Tochter heran — Emma Heim; sie war es, die dem Dichter als aus der Pension heimkehrendes Mädchen — wohl in der Weihnachtszeit 1850 — in seinem Elternhause in allem Reiz frischerblühter Anmut entgegentrat und jene Liebe einflößte, welche die Lieder Jung-Werners im „Trompeter“ beseelt.

III. Sturm und Drang.

Die Zeit der politischen Sturm- und Drangperiode, welche die deutsche Geschichte der Jahre 1848 und 1849 umfaßt, ist auch in Scheffels Leben ein Kapitel voll Sturm und Drang, und was in ihm stürmte und drängte, war die innere Teilnahme an den gewaltigen Begebenheiten, welche die heroischen Verfassungskämpfe und Einheitsbestrebungen des deutschen Volkes damals erst einem scheinbaren Siege zuführten und dann so schnell einer bedauernswerten Ver-

wirrung und Niederlage verfallen, zum Opfer einer grauenhaften Reaktion werden ließen.

Schon in seinem äußeren Verlauf macht der Uebergang Scheffels von der Studentenzeit zu einer festeren Amtsanstellung als Rechtspraktikant einen, wenn auch nicht geradezu stürmischen, so doch sehr unruhigen Eindruck. Die badische Aprilrevolution von 1848, die Mairevolution des folgenden Jahres waren Ereignisse, welche diesen Uebergang schon äußerlich stören mußten. Es kamen da Zeiten, in denen die ganze Staatsmaschine stillzustehen drohte. Aber das größere Hemmnis war Scheffels eigenes Interesse an dem Schicksal des Vaterlandes. Ging doch nirgends in Deutschland die politische Bewegung so hoch, wie in Baden, sah er sich doch persönlich in dieselbe verwickelt, wobei ihm die Rücksicht auf das Vaterhaus und das Mitgefühl für jene Jugendfreunde, die sich der Revolution anschlossen, schwere Konflikte bereiteten.

So sehen wir denn den jungen Rechtskandidaten zwar zunächst im Sommer 1847 in der sicheren Hut des Vaterhauses eine dicke Abhandlung „über das Surrogat nach französischem und römischem Recht“ ausarbeiten, mit der er sich Ende August die Zulassung zum Staatsexamen erwirbt. Aber in jener Zeit fleißiger Vorbereitung zum juristischen Staatsexamen wirkt in Karlsruhe auch eine Persönlichkeit auf ihn ein, die in sich das ganze Märtyrerschicksal jener deutschen Patrioten älteren Schlags verkörperte, deren Streben im Anfang der dreißiger Jahre auf die Verwirklichung der Ideale der deutschen Burschenschaft ausging. Das war der Redner des Hambacher Fests, Dr. Wirth, der aus seinem Schweizer Exil im Thurgau, von wo aus er die in Konstanz erscheinende „Deutsche Volkshalle“ redigiert hatte, kürzlich nach Karlsruhe gekommen war und sich dort niedergelassen hatte. Seine beiden Söhne, Max und Franz, die später beide als national- und freigesinnte volkswirtschaftliche Schriftsteller sich hervorthun sollten, bildeten Scheffels täglichen Umgang; sie waren seine Sodalen im „Fallstaff-Klub“, der nicht nur die Pflege hafisischer

Poesie sich angelegen sein ließ, sondern auch die deutsche Bewegung mit dem regsten Interesse verfolgte. Scheffels Beziehungen zu Heidelberg und den Frankonen waren nicht abgebrochen; zu den Teilnehmern an der großen Studentenversammlung, die zu Pfingsten 1848 in Eisenach und auf der Wartburg tagten und das Bedürfnis der deutschen Studentenschaft nach zeitgemäßen Reformen in Anträgen für die Nationalversammlung zum Ausdruck brachten, gehörte auch **er**. Die Hauptforderungen: die deutschen Universitäten sollen Nationalanstalten werden, jeder Student einer deutschen Universität ist allen anderen gleichberechtigt und auch akademischer Bürger der anderen Universitäten, die Oberleitung ist Sache der Unterrichtsministerien, das Prinzip der Selbstverwaltung wird anerkannt, unbedingte Lehr- und Hörfreiheit wird gewährt — fanden dann in der Paulskirche bei Beratung der Grundrechte Berücksichtigung.

Jene gewaltsamen Versuche, durch radikale Mittel und bewaffneten Volksaufstand die allgemeine Hoffnung auf ein in freier Verfassung geeintes Vaterland zu verwirklichen, welche dann so bald den friedlich-organisatorischen Versuchen der liberalen Volksvertreter in Baden und anderwärts folgten, wurde nur von wenigen in der damaligen Studentenwelt Heidelbergs vorausgesehen und mitvorbereitet. Um so vertrauensvoller jubelten die für die Ideale der Freiheit und Einheit erglühten Jünglinge den in ihrer engeren Heimat sich vollziehenden Vorarbeiten für den Zusammentritt eines ersten deutschen Parlamentes zu. In Heidelberg war es, wo die entscheidenden Entschlüsse gefaßt wurden. Hier traten am 5. März 1848, „um die dringendsten Maßregeln für das Vaterland zu beraten", unter der Führung von Itzstein und Welcker jene 51 Patrioten zusammen, welche den Aufruf an die deutsche Nation zur Wahl einer parlamentarischen Nationalvertretung in Frankfurt a. M. erließen. Zu der Siebener-Kommission, welche die Ausführung des Beschlusses übernahm, gehörten neben Heinrich von Gagern und Friedrich

Römer, die bald darauf in ihren Heimatsstaaten Hessen-Darmstadt und Württemberg von den einlenkenden Fürsten zu Ministern ernannt wurden, wiederum Itzstein und Welcker. Und gerade an Welcker fand Scheffel in der Zeit dieser großen Bewegung engeren Anschluß: noch ehe er dazu kam, sich dem Staatsexamen zu unterwerfen, wurde er Sekretär Welckers, der im März 1848 Badens Gesandter beim Deutschen Bundestag in Frankfurt und dann Vertreter Frankfurts in der Deutschen Nationalversammlung geworden war.

Karl Welcker, ein Bruder des berühmten Altertumsforschers Friedrich Welcker in Bonn und wie dieser aus dem Dorfe Oberofleiden im Großherzogtum Hessen stammend, war damals ein Mann von 58 Jahren und auf der Höhe seiner politischen Laufbahn. Schon als Student in Gießen und noch vor den Befreiungskriegen hatte er sich für die Ideale der späteren deutschen Burschenschaft begeistert, und als Kieler Dozent wurde er einer der ersten, welche ihre rechtsgelehrte Bildung in den Dienst der Journalistik stellten aus Begeisterung für die Grundsätze ihrer politischen Ueberzeugung. Mit Dahlmann gab er hier die „Kieler Blätter" heraus. In dieser Zeit war es, daß ihm der Auftrag wurde, für das Herzogtum Lauenburg den Entwurf einer Verfassung auszuarbeiten. Die Demagogenhetze erkor, wie schon erwähnt, auch ihn zum Opfer, und die von ihm mit Rotteck in der Zeitschrift „Der Freisinnige" entfaltete Thätigkeit brachte ihn 1832 um seine Freiburger Professur. In den folgenden Jahren gab er zusammen mit Rotteck das „Staatslexikon" heraus, das der Verbreitung politischer Bildung in Deutschland einen außerordentlichen Vorschub geleistet hat. Von 1841 an lebte er privatisierend in Heidelberg. In der Frankfurter Nationalversammlung war er eine der führenden Persönlichkeiten, bis er Bevollmächtigter bei der Zentralgewalt wurde. In dem Streit Republik oder Monarchie war er für Beibehaltung der letzteren, vertrat aber im übrigen die Grundsätze eines demokratischen Verfassungslebens. Wie Welcker im weiteren Ver-

lauf der Dinge mit Jürgens der Begründer der „Groß-deutschen Partei“ ward, welche in dem neuzuerrichtenden, durch die Verfassung, das Parlament und die Zentralgewalt geeinten deutschen Bundesstaat Oesterreich nicht missen wollte, wie er nach einer ziemlich resultatlosen Mission als Kommissär der „Zentralgewalt“ an den österreichischen Hof sich dann doch zum Anschluß an die kleindeutsche Partei, welche die preußische Spitze erstrebte, bewogen fühlte und schließlich persönlich den Antrag einbrachte, dem Könige von Preußen die Kaiserwürde anzubieten, können wir hier übergehen. Dagegen ist seine bereits im Juli 1848 erfolgte Mission nach Lauenburg, die er noch als Bevollmächtigter des sich im Tode noch einmal zu einem flackernden Scheinleben aufraffenden Bundestags erfüllte, für uns von besonderer Wichtigkeit. Denn auf dieser Reise nach Ratzeburg begleitete ihn Joseph Scheffel, der wie so viele jüngere Patrioten zur Eröffnung des Vorparlaments nach Frankfurt gekommen war, um Zeuge der Ereignisse zu werden, dort Welcker näher getreten und von diesem schon einige Zeit danach zum Sekretär auf der badischen Bundestagsgesandtschaft angenommen worden war.

Auch über diese Vorgänge können wir Scheffel selber berichten lassen, der in seiner kurzangebundenen, im Ausdruck burschikos-übermütigen, im Inhalt höchst sachlichen Weise am 24. Mai 1848 — also sechs Tage nach Eröffnung des Parlaments — von Frankfurt aus an den Thüringer Intimus schrieb: „Ich lebe hier, Dank der Güte meines Vaters, der mir diesen Aufenthalt noch als Universitätszeit anrechnet, in äußerst interessanten Verhältnissen, wenngleich persönlich etwas vereinsamt. Ich habe dem alten Welcker meine Dienste angeboten, habe aber faktisch sehr wenig zu thun, da noch ein Legationssekretär vorhanden ist und der Bundestag jetzt durch das Parlament ganz in den Hintergrund gedrängt ist und recht bald ein seliges Ende erfolgen wird.“ Um dieselbe Zeit sprach er gegen Eisenhart, den Münchner Freund, seinen Miß-

mut über die voreilige und planlose Schilderhebung der Anhänger von Struve und Hecker im badischen Seekreise aus, aber keineswegs als Gegner der deutschen Volkserhebung. Auch er glaubte jetzt, wie so viele idealgesinnte Männer jener Zeit, wie Uhland und Freiligrath, daß die Uneinigkeit der deutschen Dynastien und Stämme sich nur überwinden lasse bei einer republikanischen Zentralgewalt des neuzugründenden Bundesstaats. „Unser armes badisches Land hat das traurige Drama eines Bürgerkriegs aufgeführt, so daß es mir wohl thut aus diesen krampfhaften Zuständen etwas herausgerüttelt zu sein. Es war mir ein unbeschreiblich drückendes Gefühl zu Hause, mit der Republik als unserer Zukunft im Herzen dieselbe durch den frivolen Handstreich Heckers und Struves so verpfuscht zu sehen; der Streich war doppelt unverantwortlich, weil Hecker dadurch dem Parlament seine Kräfte entzogen hat, und hier ist wahrlich ein tüchtiger, unermüdeter Vorwärtsdränger notwendig; — denn ich habe kein Vertrauen, daß die jetzt durch unsere badischen Experimente eingeschüchterten Leute des Parlaments den wunden Fleck Deutschlands heilen werden; — wenn sie uns wenigstens mit dem von den 17 Vertrauensmännern vorgeschlagenen erblichen Kaiser und einem Oberhaus von 200 Fürsten und Fürstenräten beglücken, so geht der Tanz erst recht los."

Zwei Monate später (am 22. Juli) heißt es in einem weiteren Briefe an Schwanitz: „Unerwartet wurde ich von Welcker aufgefordert, ihn in den Raubstaat Lauenburg zu begleiten, und da ließ ich mich natürlich nicht zweimal ersuchen, sondern fuhr mit. Gestern — also am 21. Juli — bin ich nach dreiwöchentlicher Abwesenheit wieder angelangt ... In dem Raubstaat Lauenburg haben wir gut gewirtschaftet; der alte Welcker hat sein Möglichstes gethan, den Leuten die Schlafmütze vom Kopf zu ziehen; ich habe überall als Legationssekretär fungiert und bin mit einer wahren Hofratsgrandezza aufgetreten, z. B. vor den versammelten Landständen, und da ist auch ein Abglanz der Ehren auf mich gefallen. Die Haupt-

geschichte war, das Herzogtum aus seiner lumpigen Neutralität herauszureißen, . . . und für Erfüllung der Bundespflichten, besonders Stellung eines Kontingents, Sorge zu tragen."

Welche Bedeutung der Kampf der „meerumschlungenen" Herzogtümer Schleswig und Holstein für ihre Unabhängigkeit von Dänemark und ihre deutsche Reichszugehörigkeit für diese ganze Geschichtsepoche hatte, dürfte wohl jedem Leser dieser Biographie eine geläufige Vorstellung sein. Weniger bekannt ist die eigentümliche Stellung des Herzogtums Lauenburg zu diesem Kampf, das seiner Natur nach genau die Stellung von Schleswig und Holstein zu Dänemark teilte und also eigentlich zum Bundesgenossen derselben berufen gewesen wäre. Eine einflußreiche Partei in Lauenburg hatte jedoch diese Teilnahme hintertrieben. Da war es Welcker, der ein Einschreiten des Bundes bewirkte, um die Lauenburger daran zu erinnern, daß sie vor allem Deutsche seien und als solche in dieser kritischen Lage nicht gleichgültig dem Kampfe ihrer stammverwandten Landesnachbarn zuschauen dürften.

Hatte sich Scheffel von dem revolutionären Treiben in Baden mißmutig abgewandt, weil es nach seiner Meinung die große deutsche Bewegung gefährdete, so mutete andererseits die nach außen gerichtete kampfesfrohe Thatkraft, die er in den nordischen Herzogtümern Schleswig-Holstein zur Entfaltung gelangt sah, ihn herzerfrischend und tiefsympathisch an. Eine Stelle aus einem Briefe, den er nach dem Scheitern der patriotischen Hoffnungen im Gesamtvaterland wie besonders auch in Schleswig-Holstein gerade zwei Jahre nach seiner Fahrt nach Lauenburg an einen väterlichen Freund in Schleswig schrieb, spiegelt diese Stimmungswelt wieder. Am 15. August 1850 schrieb Scheffel aus Säckingen nach Schleswig u. a.: „Wenn ein guter Wille und ein heiliger Zorn über unser deutsches Elend hinreichten, um mich armen Schreiber an den Platz hinzustellen, wo jetzt jeder hin gehört, der noch Herz und Ehr' im Leibe hat, so stünde ich längst als Wehrmann bei einem Ihrer tapferen Bataillone und hörte

die dänischen Kugeln pfeifen. Verhältnisse, Umstände, Rücksichten, und wie all die nichtigen Motive heißen, die den edlen Trieb im Menschen abtöten, wollen es anders, und so bleibt mir nur der miserable, leider Gottes echt deutsche Trost, Ihnen, teurer Herr, mit der Feder meine Teilnahme auszudrücken. Ein reiches Maß von Prüfungen ist über Sie verhängt; aber was Sie leiden und was Ihr Land leidet, wird eine Stelle finden, wo es gutgeschrieben wird bis zur großen Abrechnung. Ich weiß, daß Sie mit der nordischen Mannesruhe Ihr Schicksal tragen und daß Sie bereit sind, noch mehr hinzugeben im Kampfe für deutsches Recht und deutsche Ehre, und darum wäre es eitel Mühe, Worte des Trostes beizubringen. Wer so mit dem Schwert in der Faust seine Pflicht thut, der tröstet sich selber und verachtet das Pack, das da draußen herumsitzt und die Hände im Schoß liegen hat. Und wenn's unser Geschick nicht ist, daß wir als altersschwaches Kulturvolk uns zu Grabe legen sollen, und wenn unser Deutschland durch eiserne That mal wieder jung geworden ist, dann wird sich's noch dankbar an seine besten Söhne in Schleswig-Holstein erinnern und wird zu den Kämpfern von Idstedt sagen: Ihr seid die Einzigen, die's verstanden und mir den Weg zum Gesundwerden zeigten."

Nach jener Rückkehr aus Lauenburg nach Frankfurt a. M. aber nährte er in frohen Stunden wieder die Hoffnung, daß das Werk der Nationalversammlung kein vergebliches sei, und von solcher Stimmung beseelt, ging er auch ins Examen, zu welchem er die Vorladung bei der Rückkehr in seiner Frankfurter Wohnung — beim Gärtner Winterstein im Kettenhofweg (jetzt Nr. 5) — vorfand. Seit fünf Monaten hatte er kein Kompendium mehr angesehen. Nur gerade soviel Tage blieben ihm noch bis zum Beginn des Examens in Karlsruhe. „Da schloß ich mich ein," schrieb er nach Beendigung desselben an Schwanitz, „ochste den Code Napoléon und die Pandekten noch im Sturmwind durch und Hurra, hop, hop, hop ging ich am 31. Juli mit Kamm in die Examenaffaire hinein. — —

Ich behandelte die Fragen mit großer Nonchalance, schrieb in Prosa und Versen — item es genügte. Dann wurde ich noch eine Stunde mündlich vorgenommen.“ Das Urteil über die ihm gestellte „Rechtsfrage“ lautete: „Die Abhandlung zeichnet sich durch umfassende Benutzung der Litteratur, Selbständigkeit der Ausführung, logische Anordnung des Stoffes und klare gewandte Diktion vorteilhaft aus und kann unbedenklich für eine gelungene erklärt werden.“ Die mündliche Prüfung fand am 9. August statt: „die Antworten des Kandidaten in den vier Fächern — größtenteils richtig und gehörig begründet, aber minder geläufig — zeugten mehr von Talent nnd allgemeiner Bildung, als von ausgedehntem positiven Wissen in den Gegenständen der Prüfung.“ Das Gesamtergebnis war „Ziemlich gut“. Günstiger war das Resultat seines Doktorexamens, das er ein halbes Jahr später, am 11. Januar 1849, in Heidelberg bestand, und zwar „vor den vier Höllenrichtern Roßhirt, Vangerow, Zöpfl und Morstadt — summa cum laude.“

Zwischen die beiden Examen fallen die ersten Versuche Scheffels, sich in die Sphäre der Amtsstube, in die regelmäßige Bureauarbeit eines richterlichen Beamten einzuarbeiten. Am 2. November wurde er zum Rechtspraktikanten ernannt. Er trat sofort den Dienst in Heidelberg auf dem Kriminalbureau des Oberamts an; sein Amtsvorstand, den er gegen Schwanitz als sehr fidel und freundlich rühmte, war der Rechtspraktikant Dr. Friedrich von Preen, der damals gerade die Funktionen eines Untersuchungsrichters in Heidelberg erfüllte. Nach bestandenem Doktorexamen ging Scheffel nach Karlsruhe, wo er bis zum Ausbruch des Maiaufstandes verweilte.

Die badische Regierung und ihr liberales Ministerium waren in dieser ganzen Zeit in ihrer Weise bemüht, der Stimmung und den berechtigten Forderungen der Bevölkerung nach Möglichkeit Rechnung zu tragen. Sie hatten gegen die Oktroierungsgelüste der größeren Höfe protestiert, die deutsche Nationalversammlung als höchste Autorität anerkannt und Anfang 1849

die von dieser festgesetzten Grundrechte offiziell verkündigt. Aber als durch die Ablehnung der Kaiserwürde von Seiten des Königs von Preußen (3. April 1849) die friedlich-organisatorische Thätigkeit der Nationalversammlung ins Stocken geriet, als die vorher von den Regierungen anerkannten Volksrechte von den mächtigeren derselben mit souveränem Hochmut abgelehnt wurden, war die Enttäuschung eine allgemeine, und die radikalen Elemente der Volksbewegung waren nicht mehr in den Geleisen friedlicher Reform zu halten. Schon im Jahre zuvor hatte die Mobilmachung des 8. Armeekorps und das Herbeiziehen der „fremden Truppen“ zur Einschüchterung der badischen Demokratie, ein unheilvolles Mißtrauen zwischen der eigentlichen Masse des Volks und der Regierung gesät; das damals leicht aufflackernde und scheinbar leicht erstickte Feuer der Revolution war inzwischen in einer wachsenden Agitation weitergeglommen und brach zur hellen Flamme aus, als in Preußen die Reaktion unzweideutig und drohend ihr Haupt erhob.

Der Ausbruch der zweiten badischen Revolution, die Scheffel von vornherein als ein unheilvolles Unternehmen, dem kein Sieg erblühen könnte, ansah, traf den jungen Rechtspraktikanten, wie wir schon sagten, daheim. Er hatte sich kurze Zeit vorher von einigen ihm befreundeten Führern der konstitutionellen Partei, namentlich von dem jungen Heidelberger Geschichtsprofessor Ludwig Häusser, der zu Welcker und Gervinus in näheren Beziehungen stand, überreden lassen, die Redaktion ihres Organs, der „Vaterländischen Blätter“ in Karlsruhe zu übernehmen, welche in der Buchdruckerei von Malsch gedruckt wurden. Das Blatt ging beim Ausbruch der Revolution ein. Mit Schmerzen sah Scheffel voraus, daß ein unvollkommen organisierter Volksaufstand gegen die geordneten Heere der außerhalb Badens nur wenig erschütterten deutschen Staatsgewalten, im besonderen Preußens, sein engeres wie das große Vaterland nur um die Früchte langen opfermutigen Ringens bringen werde. Er wollte eine große allgemeine

protestierende Volksbewegung, aber keine „Putsche“. Als daher die große Volksversammlung in Offenburg am 13. Mai, welche die Durchführung der Reichsverfassung in Baden, den deutschen Großmächten zum Trotz, beschlossen hatte und welcher auch er beiwohnte, in der badischen Residenz im Ausbruch einer Militärrevolte ein kriegerisches Echo fand, welches die sofortige, übereilte Flucht des Großherzogs Leopold noch in derselben Nacht zur Folge hatte; als die zur Verteidigung der Bürgerschaft und der Stadt aufgerufene Bürgerwehr in dieser Nacht das Zeughaus zu verteidigen hatte, welches Aufständige tumultuarisch zu stürmen suchten und er das Haus seiner geliebten Eltern bedroht sah: da fanden ihn die Ereignisse in den Reihen dieser Bürgerwehr, und an dem siegreichen Kampf derselben war der junge Scheffel mit der Waffe unter Bethätigung hervorragenden Muts beteiligt.

Ein langer Brief an Schwanitz (vom 28. Juli 1849) giebt uns ein deutliches Bild der Seelenkämpfe, welche der tragische Verlauf jener Ereignisse in Scheffel hervorrief. „Das war ein böses halbes Jahr, seit ich dir nicht mehr geschrieben habe. Und jetzt?! ‚Sie hängten ihre Harpfen an die Weidenbäume bei Babylon und traureten und weineten um Zion.‘ Jetzt sind wir so weit gekommen, daß wir Badenser unser kleines Vaterland verloren und kein großes dafür gewonnen haben. Altdeutschland, wo bist du zu finden? — — Eben begraben sie's oben in Schleswig und unsere Ehre dazu. Lieber, alter Freund! Ich bin noch zu deprimiert von alle dem, was in den letzten drei Monaten an mir vorüberzog, als daß ich dir ausführlich auf deine teilnahmvollen Zeilen vom 20. Juni antworten könnte. Ich kann dir nur soviel sagen: es geht mir gut, insofern ich nicht totgeschossen oder europaflüchtig bin, — schlecht, insofern ich mit Hoffnungen, Träumen, Aussichten vollständig an die Luft gesetzt bin und leider noch ein Herz für den Jammer bei uns und in Deutschland habe, so daß ich gegenwärtig im Sinne unserer badischen Restaurationskünstler zu nichts oder zu sehr wenig tauge. —

An der Revolution in Baden habe ich keinen Teil genommen, nicht weil ich keine Revolution wünschte, sondern weil ich eine ganz andere Organisation des deutschen Reichsverfassungskampfes anstrebte . . . Nach meiner Ansicht mußte eine irgend über den Horizont unserer kleinen Lumpenblätter hinausreichende Politik dahin zielen, die 28 verfassungstreuen Regierungen waffen- und kampfbereit zu machen, den innern Parteihader ruhen zu lassen, als Ersatz dagegen von der Regierung die Rüstung der ungeheuren und frischen Volkskräfte zum Kampf gegen den Absolutismus zu verlangen. Und das war ziemlich im Zuge . . . Statt dessen kommen unsere bornierten Volksvereine, die sich allmählich in einen versimpelten Haß gegen das Ministerium Bekk hineingesteigert hatten, und beuten die zum Feuer nach außen angefachte wilde Stimmung für ihre innern Zwecke aus, machen die Soldaten besoffen, lösen unser tüchtiges Heer auf, ruinieren alles um den miserablen Preis einer sechswöchentlichen Republik Baden. Daß sie später noch die Reichsverfassung als Panier aufsteckten, war nur ein zufällig aufgelesenes Feigenblatt für ihre Blöße. — Am Sonntag, den 13. Mai, haben in Karlsruhe Soldaten und Bürgerwehr zusammen die Reichsverfassung beschworen und in der Nacht haben die besoffenen Soldaten fünf Stunden lang auf diese Bürgerwehrleute, die natürlich nicht zum „Volke" gehörten, gefeuert! Alles wohl für die Reichsverfassung! — Was unsere Revolution einzig und allein dramatisch macht und ihr das Prädikat einer Komödie nimmt, was aber zugleich auch die Betrübnis mehren muß, daß diese Kräfte nicht in einem anders geleiteten Kampfe zu Deutschlands Ehre verwendet wurden, das ist die Bravour, mit der unsere Soldaten und zum Teil auch Volkswehren später auf dem Schlachtfelde ihre Sache ausgefochten haben. Von der badischen Artillerie wird noch mancher preußische Soldat daheim an warmen Winterabenden erzählen."

„Was meine Person betrifft," so fährt die interessante Beichte weiter fort, „so ist's eigentlich nicht mehr der Mühe

wert, etwas davon zu erzählen. Wo die Menschenleben so wohlfeil werden, kommt's auf den einzelnen nicht mehr an. Ich habe die ganze Entwickelung der Ereignisse in unmittelbarer Nähe mit angesehen, ich war am 12. und 13. Mai in Offenburg, habe vergeblich da und dort versucht, den deutschen Gesichtspunkt für Baden hervorzuheben und habe dabei einige Schimpfwörter und keinen Dank geerntet; in der Nacht vom 13. Mai war ich als Bürgerwehrmann im Zeughaus und habe etwas Pulver und Blei gegen die Mitbegründer der neuen Zustände verschossen. Wie aber der Landesausschuß einrückte und die neue Wirtschaft anfing, fühlte ich mich zu souverän, um mich von Blind, Steinmetz, Stay (der sich auch schon längst meiner persönlichen Verachtung erfreute) beherrschen zu lassen oder für sie Soldat zu werden, packte daher meine Reisetasche und nahm meine Mappe (die Zeichenmappe) und ging fort, anfangs fest entschlossen, bei dir an der Wartburg meine Malice etwas verkühlen zu lassen. Der Zufall wollte es anders, ich blieb im Odenwald am Melibokus, viel zeichnend, und mit der Flüchtlingskolonie zu Auerbach, worunter auch Häusser u. s. w., viel trinkend, bis der fünfte Akt der Geschichte, nämlich die Reichstruppen und die Preußen in langen Heereszügen anrückten. Dann zog ich unmittelbar hinter der Armee in mein armes Vaterland ein, war in Weinheim, Ladenburg, Heidelberg 2c. immer in der ersten Verwirrung, zuletzt ging ich, mehr aus Interesse an der Situation als an dem Geschäft, als Aktuar mit dem Civilkommissar (Geh. Rat Schaaff) ins Hauptquartier Kuppenheim vor Rastatt; mit der Uebergabe der Festung steckte ich diesen Dienst auf, um nicht zu den politischen Untersuchungen verwendet zu werden, und jetzt sitze ich hier (in Karlsruhe) ungewissen Blickes in die Zukunft und trübselig in meiner grünen Stube. Wenn meine Alten einverstanden wären, so ging ich am liebsten nach Schleswig-Holstein — Sonne du klagende Flamme!! — — —."

Dies „Sonne, du klagende Flamme!" aus Heines politisch-satirischer Dichtung „Deutschland: ein Wintermärchen", das

in jenen Tagen die Bedeutung eines geflügelten Wortes hatte, dies Citat spricht beredter als lange theoretische Auseinandersetzungen es könnten! Bildet es doch die klingende Seele jenes 14. Gesangs, in welchem Heine seiner Freiheits- und Vaterlandsliebe den begeistertsten und großartigsten Ausdruck in jener Dichtung gegeben. Da erzählt er, wie in einem alten Märchen dies Wort als letzter Klageruf eines Gemordeten vorkomme — „Sonne, du klagende Flamme!": sie, die Zeugin der Unthat, werde auch Klägerin sein. Und so rufe auch das unterdrückte Volk, so laute der Schlachtruf seiner Befreier; so wiederholt es der Dichter, indem er zugleich der Barbarossasage eine kühne neue Deutung giebt:

„Sein Bart, der bis zur Erde wuchs,
Ist rot wie Feuerflammen,
Zuweilen zwinkert er mit dem Aug',
Zieht manchmal die Brauen zusammen.

Schläft er oder denkt er nach?
Man kann's nicht genau ermitteln;
Doch wenn die rechte Stunde kommt,
Wird er gewaltig sich rütteln.

— — — — — — — — — — —

Die gute Fahne ergreift er dann
Und ruft: zu Pferd! zu Pferde!
Sein reisiges Volk erwacht und springt
Lautrasselnd empor von der Erde.

Sie reiten gut, sie schlagen gut,
Sie haben ausgeschlafen.
Der Kaiser hält ein strenges Gericht,
Er will die Mörder bestrafen. —

Die Mörder, die gemeuchelt einst
Die teure, wundersame,
Goldlockigte Jungfrau Germania —
Sonne, du klagende Flamme!"

Was den Ausbruch der badischen Mairevolution, für welche den Zündstoff die gärende Zeit seit langem in reichlicher Fülle aufgehäuft hatte, vor allem direkt bewirkte, war die Machtlosigkeit der Reichs-Zentralgewalt und der deutschen

Nationalversammlung, welche eine freiheitliche Reichsverfassung dekretiert hatte, ohne vorher sich die Machtmittel verschafft zu haben, sie auch durchzuführen — war derselbe Fehler der badischen Regierung, welche die Landestruppen den Eid auf diese neue Reichsverfassung schwören ließ, ehe diese letztere in die Landesverfassung übergegangen war, und ohne sich mächtig zu fühlen, diese Verfassungsänderung den deutschen Großstaaten zum Trotz zu behaupten. Hatte doch Preußen, fast gleichzeitig mit der Ablehnung der angebotenen Kaiserwürde durch den König, schon am 28. April die Reichsverfassung verworfen und mit der Nationalversammlung gebrochen. Gerade dies hatte in Baden der konstitutionellen Partei ihren Einfluß geraubt und die Radikalen ans Ruder gebracht. Ein so wohlmeinender und liberaldenkender Ratgeber der Krone auch Minister Bekk gewesen sein mag, der daraus entstandenen, in der That außerordentlich schwierigen Situation zeigte er sich nicht gewachsen. Die schnelle Flucht des Großherzogs gleich nach den ersten tumultuarischen Szenen über die Landesgrenze trug viel dazu bei, die Schwierigkeit zu erhöhen. Die Militärexzesse waren nicht nur die Folge von Aufwiegelung, sondern auch der übereilten Beeidigung des Militärs auf die Reichsverfassung. Die Truppen fanden sich in der That zwischen zwei Eide gestellt und tausende braver Soldaten und Offiziere haben in der badischen Revolution ihre Waffe geführt: nicht im Gefühle, Empörer zu sein, sondern als Verteidiger der eben erst beschworenen Verfassung.

Inzwischen hatte der Großherzog, der von Baden nach Koblenz und von da nach Frankfurt gegangen war, wo die Minister Bekk, Dusch, Stengel und Hoffmann sich bei ihm einfanden, mit Preußen verhandelt. Er hatte den reaktionären „Dreikönigsentwurf“ einer neuen Reichsverfassung anerkannt und der mächtige Bundesgenosse ließ nun seine am Niederrhein und in Mitteldeutschland stehenden Truppen gegen Baden marschieren und sich mit den disponiblen Reichstruppen

unter General Peucker verbinden; den Oberbefehl übernahm Prinz Wilhelm von Preußen persönlich.

Um diesen heranrückenden Streitkräften zuvorzukommen, ging man in Baden zur Offensive über. Badische Truppen überschritten die hessische Grenze und rückten gegen Heppenheim vor; aber gleich der erste Zusammenstoß endete für sie mit einer Niederlage. Dies war am 30. Mai. Am 5. Juni griffen die Reichstruppen Weinheim an, aber die Hauptthätigkeit derselben beschränkte sich auf eine Konzentration ihrer Körper entlang der badischen Grenze. Erst am 13. wurde der Feldzug gegen Baden förmlich eröffnet. Das Hauptquartier Peuckers befand sich in Zwingenberg an der Bergstraße. Die preußischen Divisionen breiteten sich im nördlichen und östlichen Teile der Pfalz und am Main aus. An der Neckarlinie entspann sich der Kampf zuerst. Am 15. und 16. Juni fanden die Gefechte bei Käferthal unweit Mannheim und bei Ladenburg an der Bergstraße statt. Die Badenser unter Mieroslawskis Führung hielten sich tapfer und behaupteten zum Teil ihre Positionen. Erfolgreicher aber waren die Preußen unter General Hirschfeld in der Pfalz, sie überschritten schon am 20. Juni den Rhein, während Peuckers Truppen am folgenden Tage über den Neckar marschierten und ihre Stellungen dem von der Gröbenschen Korps überließen. Von einer Einschließung bedroht, entschloß sich Mieroslawski zum Angriff der Hirschfeldschen Truppen. Bei Waghäusel kam es zum Treffen, das für die Badenser wiederum unglücklich ausfiel. Nach verzweifeltem Kampf flohen sie in völliger Auflösung gegen Wiesloch und Heidelberg.

Am 22. sammelten sich die badischen Truppen noch einmal. Bei Bruchsal und Durlach kam es zu lebhaften, aber wenig entscheidenden Gefechten. Denn schon hatten jene aufgehört, ein diszipliniertes Korps zu bilden: am 25. Juni zogen die Preußen in Karlsruhe ein. Und wenn die flüchtige Insurgentenarmee auch nochmals hinter der Murglinie sich zu sammeln vermochte, die Uneinigkeit der ebenfalls flüchtigen



provisorischen Regierung that das übrige, um die Niederlage schon jetzt zu einer entschiedenen zu machen. Die badischen Truppen im Murgthal, die sich auf Rastatt stützten, wurden umgangen und bei Gernsbach nach verzweifelter Gegenwehr am 29. Juni geschlagen; mit Not gelang es ihnen, die Rheinstraße für den Rückzug zu gewinnen. Die Festung Rastatt war nunmehr völlig eingeschlossen. Wie diese unter Tiedemanns und Corvins Führung noch drei Wochen gehalten wurde und dann doch am 23. Juli übergeben werden mußte, gehört zu den bekannteren Kapiteln dieses traurigen Abschnitts der deutschen Geschichte.

Während die Ereignisse sich abspielten, befand sich Scheffel, wie der Leser bereits aus dem Brief an Schwanitz weiß, in unmittelbarer Nähe des Kriegsschauplatzes auf der badisch-hessischen Grenze: zu Auerbach an der Bergstraße. Heppenheim, Ladenburg, Zwingenberg, Weinheim sind alles Orte, welche zur nächsten Nachbarschaft dieses lieblichen Sommerfrischortes am Fuße des Melibokus gehören. Die Flüchtlinge konnten hier den Kanonendonner von den betreffenden Gefechten vernehmen. Ueber diese Emigrantenkolonie in Auerbach, der sich Scheffel nach dem nächtlichen Straßenkampf in Karlsruhe anschloß, konnte ich Folgendes in Erfahrung bringen. Als alle Bande der Ordnung gelöst waren, verließen viele der zu den Ordnungsparteien zählenden Familien Karlsruhe und Baden. Namentlich auch solche kriegstüchtige junge Männer, die unter der provisorischen Regierung nicht dienen wollten. Viele gingen nach der Schweiz, dem Elsaß, nach Hessen. Scheffels Mutter und Großmutter flüchteten sich auf württembergischen Boden, nach Cannstatt. In Auerbach nun siedelte sich vornehmlich eine Anzahl von Heidelberger Professoren und Beamten an, unter denen sich mehrere gute Bekannte des jungen Rechtspraktikanten befanden. Es waren meist Männer, die mehr oder weniger thätigen Anteil genommen hatten an der Bewegung für eine liberale und einheitliche Verfassung Deutschlands, aber der republikanischen Pro-

paganda der Hecker und Struve als Gegner gegenübergestanden hatten. Unter ihnen befanden sich Gervinus und Häusser, Jolly und Lamey, v. Roggenbach und Fallenstein, und auch jener junge Dr. von Preen, der in Heidelberg Scheffels erster Vorgesetzter gewesen war.

Mehrere dieser Herren, auch Preen waren in Heidelberg Mitglieder eines geselligen Vereins, dessen Präsident Ludwig Häusser war, und die auf heiteren Daseinsgenuß gerichteten Prinzipien dieses „Engeren Ausschusses" teilten sich bald mehr oder weniger dieser Flüchtlingskolonie mit. Die Gemeinsamkeit des Geschicks und der erwartungsvollen Teilnahme an den erschütternden Ereignissen jener Tage, dann aber auch die Ferienstimmung, welche bald über die Geister des Mißmuts die Oberhand gewann, machten sich geltend, und trotz der Verschiedenheit von Alter, Rang und Stellung der einzelnen, trotz des sehr verschiedenartigen Verhältnisses eines jeden derselben zu dem Mittelpunkt des Interesses, der Revolution, entspann sich zwischen den Mitgliedern der Heidelberger Emigrantenkolonie, die bis zum 20. Juni etwa zusammenblieb, eine angenehme Geselligkeit. Wohl verfolgte man mit Spannung und geteiltem Gefühl das Vorrücken der Bundestruppen unter preußischer Führung, die Ausfälle der Badenser nach Rheinpfalz und Hessen, ihre leichten Siege und schweren Niederlagen, aber man vermied es um der Eintracht willen, die eigenen Sympathien und Antipathien lebhaft zu äußern. Und der leuchtende Mai und die lachende Natur der Bergstraße waren dem Frieden der Geister günstig. Oefters wurden gemeinsame Spaziergänge und Ausflüge unternommen, zu denen die herrlichen Punkte der wald- und burgenreichen Umgebung Auerbachs, die Thäler der Bergstraße und das Felsenmeer — schon dem Studenten Scheffel vertraute Bekannte — einluden. Scheffel ergötzte die Gesellschaft öfters durch die Mitteilung kleiner geselliger Lieder, welche von dem einen oder andern vorgetragen wurden. So gelangte das Lied „Als die Römer frech geworden" eines Abends von dem

Riesenaltar des Felsenmeers herab, also in einer Umgebung, die sehr dazu angethan war, die drastische Komik des Liedes durch ihre stimmungsvolle Feierlichkeit zu erhöhen, zu wirkungsvollem Vortrage. Einmal verbreitete sich das Gerücht, die Freischaren seien durchgebrochen und das wirkte auf die Mehrzahl der „Emigranten“ wie das „Trari, trara“ des nahenden Torstenson auf die Badegäste von Rippoldsau in Scheffels später entstandenem „Die Schweden in Rippoldsau“. Man floh nach Frankfurt. Scheffel aber ging, wie der verstorbene Ernst Pasqué als Anwohner der Bergstraße feststellen konnte, ruhig nach Bensheim, „um zu sehen, ob es wahr wäre“.

Und unter diesen Verhältnissen vollzog sich in dem Helden unserer Darstellung hier zum erstenmale recht auffällig der psychische Prozeß, der sich im Verlauf seines Lebens und Schaffens noch oft wiederholte und zu den für seine Persönlichkeit bezeichnendsten Eigentümlichkeiten gehört: aus einer gedrückten, schweigsamen Stimmung, hinter der sich ein heftiger Kampf trüber Gedanken und zwiespältiger Empfindungen mit den ihr Recht begehrenden, auf heiteren Genuß des Daseins gerichteten Instinkten seines Wesens verbarg, brach siegreich und tröstend der Humor hervor. Gerade in dieser Zeit innerer Aufregung und Verwirrung, da ihm die teuersten Ideale erschüttert wurden, da Enttäuschung auf Enttäuschung folgte und er sich zwischen die Rücksicht auf die Grundsätze und Lebensbeziehungen der Eltern und die Sympathie für die radikalen Anschauungen vieler seiner Jugendfreunde gestellt sah, schloß er sich mit entscheidender Vorliebe den Matadoren jener geselligen Vereinigung an, für die er von nun an die humoristischen seiner Lieder fast sämtlich gedichtet hat. In den Tagen seiner ersten Amtsthätigkeit in Heidelberg im Winter 1848 war er Mitglied des „Engeren“ geworden. Er hat in der Widmung, die sein erst 1867 erschienenes „Gaudeamus“ einleitet, von der Bedeutung dieses Vereins für seine Muse ein Bild entworfen, das sich jedem Leser unauslöschlich einprägt.

„Vergnüglich flüsternd ziehn des Neckar Wogen
Vorbei dem Ursitz deutscher Wissenschaft,
Hoch ob der Brücke schlankem Pfeilerbogen
Hebt sich des Schlosses giebelstolze Kraft.
Ein Blütenschnee von Kirschen, Pfirsich, Flieder
Flockt duftverhauchend um das junge Grün,
Und prangt Alt-Heidelberg im Lenzschmuck wieder,
Sorgt niemand viel sich um des Lebens Mühn.

In diesem Thal der weißen Blütenbäume
Kam mir des Ortes Genius oft genaht
Und fügte Scherz, Humor und heit're Träume
Zum Wissensernst der alten Musenstadt.
Er ging nicht steif in klassischen Gewanden,
Ging keck und flott und trank wie ein Student,
Und glich nicht viel den neun antiken Tanten,
Die man im Mythus mit Apollo nennt.

Was Er mich lehrte, bracht' ich in den Engern,
Wo eine treubewährte Freundesschar
Den Mittwoch in den Donnerstag zu längern
Bei goldnem Rheinwein oft beflissen war.
Da fiel's nicht schwer, die Saiten hell zu schlagen,
Selbst würdige Pfarrherrn wurden singend laut,
Wenn unser Meister, dessen Tod wir klagen,
Mit kundiger Hand den Maientrank gebraut."

Der „Meister", von dem die vorstehenden Zeilen sprechen, war Ludwig Häusser. Vieles vereinigte sich in diesem geistreichen Historiker, der acht Jahre älter als unser Dichter und von Herkunft ein Pfälzer war, was den Verkehr mit ihm äußerst anziehend machen mußte. Als Historiker hatte er gerade diejenigen Stoffgebiete mit gründlichem Eifer erforscht, die den jungen Juristen mehr interessierten, als sein gesamtes Fachwissen, die ältere Geschichte Deutschlands und im besonderen die der badischen und rheinpfälzischen Heimat. Häussers erste Schriften „Ueber die deutschen Geschichtsschreiber von Anfang des Frankenreichs bis auf die Hohenstaufen" und die „Geschichte der rheinischen Pfalz" hatten in Scheffel einen eifrigen Leser gefunden. Häussers erste politische Schrift „Schleswig-Holstein, Dänemark und Deutschland" hatte ferner

derselben Angelegenheit gegolten, die auch in Scheffel die patriotische Leidenschaft am meisten entflammt hatte. Dazu kam Häussers außerordentliche Begabung für die gesprächsweise Entfaltung der reichen Schätze seines gelehrten Wissens, die souveräne Herrschaft über sein Gedächtnis, das über eine Fülle von historischen Anekdoten und Reminiscenzen, von Citaten und lustigen Schnurren verfügte, eine Kunst, für welche Scheffel auch seinerseits ein ganz besonderes Talent mitbrachte und in der er denn auch Häussers gelehriger Schüler wurde. Schließlich aber war dieser gelehrte und vielbelesene Mann ein leidenschaftlicher Freund jener burschikos-übermütigen Geselligkeit, wie sie in der ganzen Welt nur auf deutschen Hochschulen heimisch ist und an welcher auch Scheffel eine unverwüstliche Freude hatte. „Wenigen Menschen,“ sagt der badische Historiker Friedr. von Weech von ihm, „mag es wie ihm vergönnt gewesen sein, mit so klassischem Behagen die Freuden der Tafel, die Blume des Weinsegens zu genießen und doch die Spannkraft des Geistes, die Arbeitstüchtigkeit und Arbeitslust keinen Augenblick einzubüßen. Niemand verstand mit mehr Geschick das Gespräch eines belebten Kreises zu leiten, mit mehr Liebenswürdigkeit die Schwächen der Menschen zu geißeln, mit echterem Humor Erlebnisse zu schildern.“ Dieser Humor wurde im „Engeren“ gepflegt.

Der Engere, der bis zu Häussers im Jahre 1867 erfolgtem Tode allwöchentlich seine Sitzungen in Heidelberg gehalten hat, bald danach aber sich auflöste, war auch Häussers eigenste Schöpfung. Er entwickelte sich im Jahre 1841 aus der freien Genossenschaft eines Stammtisches, die sich ohne besonderen Vorsatz aus regelmäßigen Besuchern der Wirtschaft zum Waldhorn, auch „Pechkranz“ geheißen, auf der Neuenheimer Seite des Neckars unterhalb der Brücke (jetzt Ziegelhauser Landstraße 21), gebildet hatte. Unter den Männern, die sich hier um den Haupttisch zur Vesperzeit zu einer Tafelrunde vereinigten, befanden sich neben Professoren der Universität allerlei Bürger der Stadt, Aerzte, Lehrer, Postbeamte, Pfarrer;

auch der Kaufmannsstand war vertreten. Das pfälzische Element herrschte vor — und das durstige „Fröhlich Pfalz, Gott erhalts“ war aller Wahlspruch. Allwöchentlich hielt der „Engere Ausschuß“ am Mittwoch seine Sitzung, von dem Streben beseelt, sie „in den Donnerstag zu längern.“ In den nächsten Jahren blieb für die Sommerzeit das Waldhorn, vulgo „Pechkranz“, das Stammlokal; des Winters kam man im „Güldnen Herz“ zusammen, wo der Gesellschaft „ein zierlich Gemach“ eingeräumt wurde. Von den Mitgliedern sei hier noch neben dem Historiker Alt-Heidelbergs Professor J. F. Hautz, dem Uebersetzer der arabischen Märchen „Tausend und eine Nacht“ Professor Gustav Weil, dem Germanisten Professor Karl Hahn der joviale Pfarrherr der Gemeinde Ziegelhausen Christoph Schmezer hervorgehoben. Dieser, „der flotteste Pfarrherr des Jahrhunderts“, wie ihn einer seiner Freunde genannt hat, das Urbild des „Pfarrs von Aßmannshausen“ und des „Augurs von Tegulinum“ (Ziegelhausen), als welcher er in Scheffels „Gaudeamus“ ein unsterbliches Leben führt, war ein willkommener Zuwachs des Engeren auf dem Gebiete künstlerischer und geistiger Genüsse. Mit einer herrlichen Stimme und einem elementaren schauspielerischen Talente begabt, wußte er den Vortrag humoristischer Lieder zu hinreißender Wirkung zu bringen.

Am Stiftungsfest des Vereins, das an jedem Aschermittwoch begangen wurde, erstattete Häusser einen schalkhaften Bericht über die Ereignisse im „Engeren“ vom letzten Jahre, worinnen die Schwächen der einzelnen Genossen mit fein ironischer Deutung gestriegelt und durchgehechelt wurden. Dann ging es an die Verteilung der Orden und Ehrenzeichen. Der „Meidingerorden“ wurde an diejenigen ausgeteilt, so sich im abgelaufenen Jahre durch Erzählung allbekannter Historien und Schwänke hervorgethan hatten. Trug einer eine Geschichte vor, die durch ehrwürdiges Alter schier etwas abgängig geworden war, dann ertönte des Präsidenten Häusser gebieterische Stimme: „Schublade Nr. 2“. Alsdann erhob der

Sekretär sich schweigend und entnahm der bezeichneten Lade ein braungebundenes Exemplar von Valentin Meidingers Grammatik in älterer Auflage und legte dasselbe ohne ein Wort zu sagen neben das Couvert des Frevlers. Wer sich verheiratet hatte, bekam das „Haus-Kreuz“ verliehen. Zu jener Zeit, als die Rechtspraktikanten von Preen und Scheffel dem Vereine beitraten, dürfte übrigens auch des letzteren alter Jugendfreund und Schulkamerad Julius Braun, der sich damals für seine Dozentenlaufbahn in Heidelberg noch vorbereitete, bereits Mitglied des „Engeren“ gewesen sein, wie er es dann wenige Jahre später in jener Zeit war, in die Scheffels regster Verkehr in dem Vereine fällt.

Im Engeren herrschte vor 1848 durchaus der Geist des politischen Freiheitsdranges, der auch Scheffel beseelte, wenn schon der Zweck des Vereins ein rein geselliger und keineswegs ein politischer war. Eine Reihe von Festliedern, welche jener früheren Zeit ihre Entstehung verdanken und wohl alle Häusser zum Autor haben, sind reich an politischen Anspielungen und Aussprüchen im freiheitlichen Sinne, ja einige wie die mit den Ueberschriften „Michel schläft“ und „Michel wacht auf“ sind rein politischer und zwar sehr liberaler Natur. Was aber das Sturmjahr 1848 betrifft und die Wirkung der badischen Revolution sowie der ihr folgenden Reaktion auf den „E. A.“, so giebt die Präsidentenbotschaft Häussers vom 25. Februar 1852 darüber die beste entscheidende Auskunft. „Es sind nun vier Jahre verflossen, seit der Präsident des E. A. diese erlauchte Versammlung zum letztenmale durch eine Botschaft begrüßt hat. Damals unter dem Eindrucke gewaltiger Welterschütterungen schloß die Botschaft mit den Worten: ‚Wir stehen am Rande einer drohenden Krisis und der Boden ringsum beginnt zu wanken. Wie und wo wir über zwölf Monaten unsere Beratungen wieder eröffnen, darüber vermag selbst unsere tiefblickende Einsicht keine erschöpfende Ansicht zu geben. Aber deß sind wir gewiß, mögen Formen und Gebäude um uns wanken, mag der gärende Most der jungen Zeit

allenthalben die alten Schläuche zersprengen — der E. A. wird unvergänglich bleiben und auch in Jahresfrist werden wir uns sagen können: wir sind heute noch wie wir gestern waren.' — Die ernsten Sorgen wie die frohen Ahnungen sind in Erfüllung gegangen. Der E. besteht trotz mancher Anfechtungen und Gefahren, er besteht inmitten einer Umgebung, wo teils kein Stein mehr auf dem alten geblieben, teils man mit übermenschlicher Geduld die zertrümmerten Reste aus dem Schutte hervorzuholen und wieder zusammenzusetzen bemüht ist. Konnten wir am 3. März 1848 uns rühmen, die Reihe der alten Republiken Europas durch eine neue vermehrt zu sehen, so müssen wir es heute beklagen, daß sich die Reihe gelichtet hat. Konnten wir aber damals mit Beruhigung darauf hinweisen, wie eine weise Staatskunst, die zur rechten Zeit das Unvermeidliche zu thun verstand, den E. vor Revolutionen gewaltsamer Art bewahrt hat, so dürfen wir uns heute darüber freuen, daß auch in der Strömung der Reaktion der E. Haltung und Würde hat zu bewahren wissen. — Unvermeidlich war es freilich, daß die zunehmende Menge der rettenden Thaten und deren letzte, der Staatsstreich vom 2. Dezember, auch auf unsre Zustände Einfluß geübt hat. Wie die Schweiz, wie Sardinien, Belgien — so hat auch der E. das Mißfallen der europäischen Großmächte auf sich gezogen; man hat durch unsere Existenz die Gesellschaft bedroht gefunden, man hat konservative Garantien verlangt. Wir waren nicht in der Lage, diesen Forderungen ganz auszuweichen . . . Das ruchlose Attentat des Polizeistaats, uns eine Polizeistunde anzusinnen, ist an unserem passiven Widerstand gescheitert." Im übrigen hat der Bericht namentlich von der über viele Mitglieder gekommenen Heiratslust zu melden: der „Wißmeister" Jolly (der spätere Minister), der Buchhändler Groos, das auswärtige Mitglied von Preen, Kießelbach aus Bremen, Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung", und der Musikalienhändler Meder werden als von ihr befallen bezeichnet. Am Schluß

konstatiert die Botschaft einen erneuten Aufschwung des Vereins.

Angesichts der überall Mißtrauen und Verbitterung säenden Reaktion wuchs naturgemäß das Bedürfnis nach engerem Anschluß unter denen, die auch in diesen stürmischen Zeiten dem Bunde und dem Geist gemütlicher Geselligkeit treu geblieben waren. Je ernster die politische Lage, je schwerer Pessimismus und Resignation auf dem öffentlichen Leben lasteten, um so mehr drängte es die Genossen, hier im „engeren Ausschuß“ dem Humor Thür und Herzen zu öffnen. Und so erging es auch Scheffel. Wir können nicht genau angeben, welche von Scheffels Liedern für den „Engeren“ gerade die ersten sind. Aber ein bezeichnendes Dokument der in Heidelberg und Auerbach damals geknüpften und genährten Beziehungen ist das älteste humoristische Schriftstück, das sich im handschriftlichen Nachlaß des „Engeren“ von Scheffels Hand vorfand. Auf grobem Aktenpapier in Folio geschrieben und in altem mittelalterlichen Kanzleistil verfaßt, schildert es eine vom 18. bis 20. Mai 1850 von Säckingen aus nach Todtmoos und Schopfheim unternommene Pfingstfahrt, in Form einer

Bierliste;

d. i. getrewe Verzaichnuss alles dessentjenigen, so ich, Josephus Scheffel, ain Burger des weiland Teutschen Ryches und Schryber bym Ampt ze Sekkingen, by miner Bierraysen im Gethal der Wehra und Wiesen uf Pfingsten 1850 mynen lieben Fründen zue Auerbach und sunst in frummer Gedächtnuss, strict, nervose und deutlich, wie es aynem Biedermann geziemt, vorgetrunken hab.“

Die Komik, welche aus dem Kontrast zwischen dem unsäglich gravitätischen und gespreizten Amtsstil und dem burschikosen Inhalt sich ergiebt, übt auf den verständnisvollen Leser die zündendste Wirkung aus, zumal das lustige Schriftstück bis zum Schlusse den angeschlagenen Ton in der glücklichsten Weise festhält, ja steigert.

Am Schluß heißt es:

„Gegeben zue Sekkingen am Rhin, uff Dienstag den 21. Mayen, als man zalt syt Christi Geburt 1850 und syt den teutschen Merz-Errungenschaften zwo Jahr. J. Scheffel."

Wir müssen hierbei beachten, daß Scheffel die Neigung, sich zum Zweck humoristischer Wirkung im Kanzley- und Chronikenstil eines früheren Jahrhunderts auszudrücken, im „Engeren" vorfand und offenbar in dieser Beziehung von Häussers Beispiel nicht unbeeinflußt geblieben war.

Doch so viel Lustiges Scheffel in jenen Jahren, welche dem Verlust der Märzerrungenschaften folgten, geschrieben und gedichtet hat, als Quelle seines Humors hat er die „innere Melancholie" bezeichnet. Für die humoristische Anthologie von Ignaz Hub schrieb er über seine Entwicklung zum Dichter: „Nach Naturanlage und Neigung hätte ich ein Maler werden sollen, Erziehung und Verhältnisse wendeten zum Dienste der Justiz, die unerfüllte Sehnsucht nach der bildenden Kunst und die Oede eines mechanischen Berufs riefen in ihrem Zusammenwirken die Poesie wach, das Anschauen und zum Teil das Selbsterleben der vielen schiefen und kuriosen Verhältnisse im öffentlichen Leben, an denen seit 1848 unser Vaterland so reich ist, gaben dieser Poesie eine ironische Beimischung, und meine Komik ist oft nur die umgekehrte Form der inneren Melancholie." Die Erfahrungen, die er als junger badischer Beamter im Jahre 1849 machen mußte, haben viel dazu beigetragen, in ihm diese Melancholie zu entwickeln.

Als nach dem Gefechte bei Gernsbach die Reichstruppen Weinheim besetzten, wurde von dem Zivilkommissär des Großherzogs Herr von Preen an Stelle des von dort vertriebenen zweiten Beamten als Amtsverwalter angestellt und mit der Wahrnehmung der richterlichen Funktionen sowie der sicherheitspolizeilichen Maßnahmen beauftragt. Auf von Preens Bitte kam Scheffel als Volontär zu ihm, um ihm bei den Arbeiten zu helfen, blieb aber nicht lange, da er bald danach dem Zivilkommissär von Schaaff, und darauf wieder dem

Zivilkommissär von Orff, welcher den preußischen Okkupationstruppen beigeordnet war und den er ins Lager vor Rastatt begleitete, als Sekretär zuerteilt wurde. Als aber die Zumutung an ihn herantrat, in den Untersuchungskommissionen für die politischen Gefangenen verwendet zu werden, hielt er das mit seiner ganzen Stellung zur Revolution und mit seiner Ehre für unvereinbar. Er wurde damals „seiner Stelle plötzlich enthoben". Darauf bezieht sich, wenn er in einem Briefe an Schwanitz vom 28. Juli sagt, er sei mit seinen Aussichten vollständig an die Luft gesetzt und da er noch ein Herz für den Jammer in Baden und Deutschland habe, so sei er gegenwärtig im Sinne der „badischen Restaurationskünstler" zu nichts oder zu sehr wenig tauglich. An Eisenhart schrieb er: sowohl durch seine Abneigung vor der Teilnahme an standrechtlichen Untersuchungen, als durch Chikanen, die ihm wegen seiner kurzen journalistischen Thätigkeit und einer Rede aus den Märztagen bereitet wurden, sei er „von den improvisierten Maiwirtschaftsreaktionären veranlaßt worden, sich auf kurze Zeit in ein otium cum dignitate zurückzuziehen."

In dem ganzen folgenden Halbjahr erhielt er keine feste amtliche Beschäftigung und erst als er sich gegen Ende des Jahres um die Stelle eines Dienstrevisors beim Amte in Säckingen bewarb, kam er wieder in das Geleis einer geordneten Laufbahn. Er verbrachte diese Zeit teils in Karlsruhe, teils in Heidelberg und es dürften vornehmlich Geschichtsstudien gewesen sein, auf welche er seine Muße verwandte. Denn nicht nur der Umgang mit Häusser wirkte in dieser Richtung entscheidend, seine eigene Natur fühlte sich hingezogen, überm Studium schönerer Zeiten, die ihm sympathisch erschienen, die unerquicklichen Zustände der Gegenwart zu vergessen. Im Spätsommer unternahm er dann eine größere Reise in die Schweiz über den Gotthard bis zum Comersee und zwar mit Häusser. In der Schönheitswelt der Natur Heilung für die Mißstimmung der Seele zu suchen, trieb es ihn. Und diese Sehnsucht war es auch, welche ihn offenbar bestimmte, sich

gegen Ende des Jahres um die Stelle in der weltabgelegenen schönen Waldstadt Säckingen im Süden des Schwarzwalds zu bewerben.

Von den ernsten Nachwirkungen dieser Erlebnisse finden wir nicht wenig Spuren in der ein Jahr später zuerst zum Keimen gelangten Dichtung „Der Trompeter von Säkkingen“. Wenn da der Genius des Rheins von den „deutschen Träumern“ und dem „Sturm und Drang und bitteren Ende ihrer Geschichte“ spricht und sagt, daß diese sich in seinem Laufe wiederspiegeln: —

„Aber dann geht's schnell zu Ende
Und ich klag' ob dem Verlornen
Und ergebe mich dem Trunke,
Bete auch zu Köln im Dome,
— — — — — — —
Und im Sand, den ich so tötlich
Hasse, schlepp' ich müd mein Dasein . . .
Hüt' dich, hüt' dich vor Versandung“ —

wenn Hiddigeigeis letztes Lied warnend ausklingt:

„Rettet euch, unsel'ge Thoren
Vor der Nüchternheit Umgarnung!“ —

so richtet der Dichter unseren Blick auf die politischen Zustände, denen seine Dichtung indirekt entwachsen, auf die Reaktion, welche der Revolution in Baden folgte. Vor allem sind es die „Lieder des stillen Mannes“, die in dieser Beziehung für die biographische Erläuterung seines Dichtens von höchster Wichtigkeit sind. Die ganze, den naiven Leser zunächst fast unmotiviert berührende Gestalt des der Welt entflohenen Dichters, der in der Schwarzwälder Erdmännleinshöhle bei Hasel seinen Frieden gesucht und gefunden hat und als der „stille Mann“ Wernern vom Erdmännlein vorgestellt wird, ist eine allegorische Personifikation des Autors selbst, der nach den trüben Erlebnissen des Jahres 1849 in der Waldstadt Säckingen eine Zuflucht gesucht und in der Einsamkeit der Schwarzwaldthäler, fern von aller Welt, die be-

freiende Wirkung des Alleinseins empfunden hatte. Die meisten Lieder des „stillen Mannes“ sind Zeitgedichte, wie irgend eins, das Freiligrath oder Herwegh gedichtet, nur gedämpfter, minder subjektiv im Ausdruck: sie sind unter dem Einfluß der geschilderten Zeitbegebenheiten entstanden und spiegeln deren Wirkung auf Scheffels Seele ebenso direkt wieder.

Unmittelbar aus dem Gefühl der Niederlage im Kampf der Geister herausgesungen ist das Trutzlied:

„Die Blicke scharf wie der junge Aar,
Das Herz von Hoffnung umflogen,
So bin ich dereinst mit reisiger Schar
In den Kampf der Geister gezogen.

Die Fahne hoch, gradaus den Speer —
Da wichen der Feinde Reihen;
O Reiterspaß, dem fliehenden Heer
Die breiten Rücken zu bläuen!

Doch kamen auch wir an jenes End',
Zu wissen, daß Nichts wir wissen!
— Da hab' ich langsam das Roß gewend't
Und mich des Schweigens beflissen.

Zu stolz zum Glauben — bin ich gemach
In die Felskluft niedergestiegen;
Die Welt da draußen ist oberflach,
Der Kern muß tiefer liegen.

Nun freut mich mein alt Gewaffen nicht mehr,
Verspinnwebt liegt's in der Ecken;
Doch soll drum kein hochweiser Herr
Als wehrlosen Mann mich necken:

Noch reicht ein Blick, das Eulenpack
Und die Fledermaus zu verjagen,
Noch reicht ein alter Eselskinnback,
Den Philisterschwarm zu erschlagen.“

Mit dieser Stimmung im Herzen, in welcher stille Resignation mit trotzigem Lebensmut um die Oberhand rangen, ging er in der letzten Woche des Jahres 1849 nach Säckingen, Arbeit, Ruhe und Frieden suchend und findend.

Am 21. Dezember schrieb er an Eisenhart: „In was für weitere Bahnen mein Schicksal mich führen wird, warte ich einstweilen noch getrost ab; als Staatsdiener werde ich unter der oktroierten preußisch-badischen Verwaltung, wie sie gegenwärtig besteht, nicht lange mitmachen."

IV. In Säckingen.

Die badische Amtsstadt Säckingen — oder, wie Scheffel nach älterer Weise schrieb, Säkkingen — steht auf der Grenzwacht zwischen Deutschland und der deutschen Schweiz und ist einer der vorgeschobensten Posten im Großherzogtum Baden. Zwischen Basel und Konstanz, am rechten Ufer des jugendlich dahinströmenden Rheins, gleichweit etwa von dem gewaltigen Fall bei Schaffhausen und dem südlichen Schwarzwaldrevier des Feldbergs, zu Füßen des Eggbergs gelegen, teilt es mit den meisten Stiftungen welterfahrener Heidenapostel das angenehme Schicksal einer ebenso günstigen wie schönen Lage.

Als der junge Doctor juris Joseph Scheffel am 30. Dezember 1849 um Mitternacht in Säckingen einzog, um als Dienstrevisor beim dortigen Bezirksamt in den Verwaltungszweig der juristischen Praxis eingeweiht zu werden, hatte das einst Freiherrlich Schönausche Schlößchen für ihn noch keine Bedeutung, waren die Namen Hiddigeigei und Werner Kirchhof ihm völlig unbekannte Klänge. Und als er am nächsten schönen Tag auf der überdachten alten Holzbrücke stand und aus einer der Fensterluken hinab auf die Sandbank im Rhein und hinüber zu den Zinnen des alten Schlosses lugte, ahnte er nicht, daß er jene Bank drei Jahre später mit einem unternehmenden Spielmann beleben werde, der sie benutzt, um unbemerkt vom Rhein aus einem im Giebelzimmer da oben lauschenden Freifräulein das Ge-

ständnis seiner Liebe in sehnsuchtsvollen Trompetenklängen zu verkünden. Auch war das Gebäude damals noch keineswegs wieder so stattlich hergestellt und herrschaftlich eingerichtet, wie es später durch den Seidenfabrikanten Theodor Bally geschah; diente es doch den Zwecken einer Gastwirtschaft. Nur die hohen Kastanienbäume auf der Terrasse am Rhein überschatteten auch schon 1850 den kleinen Pavillon, dessen Wände damals noch die Fresken zierten, die später des Dichters Phantasie von Fludribus malen ließ. Und unter diesen Kastanien befanden sich noch nicht wohlgepflegte Beete, sondern des Sommers Tische und Bänke für die Gäste der Wirtschaft, statt des Echos von Trompetengrüßen erscholl das lärmende Geräusch einer Kegelbahn. Dafür drängten sich aber auch noch nicht in das Weichbild die zahlreichen Fabrikschornsteine, die heute vom Wohlstand der hier blühenden Industrie zeugen. Der ganze Ort erschien noch inniger verwachsen mit seiner ländlichen Umgebung und den tannendunklen Waldbergen im Hintergrund. Das war Augenweide für unsern Freund, und die Vereinigung von altertümlichem Wesen und ländlich-gemütlicher Behaglichkeit in diesem waldumrahmten Städtebild mußte selbst im Winter auf den Ankömmling einen tiefsympathischen Eindruck machen.

Auch kam er nicht als Fremdling, sondern wohlvertraut mit den Vorzügen und Reizen der Ortschaft hierher. War doch sein Vater, wie wir wissen, vor Jahr und Tag als junger badischer Regierungs-Ingenieur längere Zeit in dieser Gegend thätig gewesen und hatte in Säckingen selbst mehrere Monate lang gewohnt. Und es waren frohe, glückliche Tage gewesen, an welche der Herr Major im Kreise der Seinen gerne gedachte. Unweit Säckingens aber, in einem anderen schön gelegenen Städtchen wohnten Verwandte der Mutter: wenige Stunden rheinaufwärts in Großlaufenburg der schweizerische Rechtsanwalt und Kantonsrat Heim, ein Onkel von Josephs Schwarzwaldbäschen in Zell. Die winterliche Herfahrt hatte ihn durch das engere Heimatland Hebels

und der Poesie desselben geführt. Und die Stimmungswelt der eigenen Kinderzeit mußte da in seiner Seele wach werden, welche sich Frieden und Beruhigung suchend, in diese Weltabgeschiedenheit flüchtete. Hier fand er noch den unverfälschten alemannischen Volksschlag, den Hebel so naturwahr geschildert hatte und dessen Eigenart er in seinem eigenen Wesen lebendig fühlte; hier redete die Natur jene trauliche Sprache, der er schon als Knabe so gern gelauscht.

So ganz unberührt von den Ereignissen, deren disharmonischen Nachhall er jetzt endgültig verwinden wollte, war übrigens die badische Amtsstadt Säckingen während der stürmischen Jahre 48 und 49 keineswegs geblieben. Im Gegenteil hatte hier die Bevölkerung lebhaften Anteil genommen an der freiheitlich-nationalen Bewegung der vierziger Jahre und ihr nunmehriger Bürgermeister, Herr Anton Leo, war in dieser Zeit ein warmherziger Anhänger derselben gewesen. Die Flucht vieler Aufständischen, Reste der versprengten Insurgentenarmee, hatte gerade hier den Uebergang über den Rhein nach der gastlichen Schweiz gesucht und gefunden und gar mancher Säckinger Bürger war den Verfolgten dabei behilflich gewesen. Und den bedeutendsten der Flüchtigen, Struve, hatte hier das Schicksal ereilt, er war gefangen und in das Amtsgefängnis abgeführt worden, und dann hatte sich das Unerhörte ereignet, daß der damalige Oberamtmann Schey den so wichtigen Staatsgefangenen nach vierundzwanzigstündiger Haft wieder freiließ, eingeschüchtert durch eine anonyme Drohung, im Falle des Gegenteils würden die Aufständischen ihre geretteten Kanonen auf Säckingen richten und es erbarmungslos einäschern.

Jetzt herrschte freilich wie in Europa — auch im kleinen Säckingen Ruhe. In die Waldstadt am Oberrhein war preußisches und badisches Militär gelegt worden, dessen Kommandierende streng darüber wachten, daß die verschärften Ordnungsgesetze von der Bevölkerung auch gehörig befolgt würden. Der junge Bürgermeister Leo mußte seinen Freiheitsdrang

zurückdämmen und sich begnügen, die Gemeindeinteressen und Rechte gegen drohende Uebergriffe der Staatsgewalt und des Militärs zu schützen. Dieser junge Bürgermeister wurde bald der besondere Intimus Scheffels, dem es übrigens mit seiner offenen, von Grund aus gemütlichen, sicheren Art schnell gelang, sich nicht nur das Wohlwollen seines Vorgesetzten und die Freundschaft seiner näheren Standesgenossen, sondern auch die allgemeine Sympathie der Säckinger Bürgerschaft zu erwerben. Sein Chef, der Oberamtmann Leiber, war zwar ein Mann der Reaktion, aber dem Sohn einer in Karlsruhe angesehenen Familie, der sich als umsichtiger fleißiger Arbeiter bewährte, war er ein wohlgesinnter Amtsvorstand; ungezwungenen kollegialen Verkehr fand Scheffel an dem Amtsassessor Losinger, dem Aktuar Steinmann, von dem er den Leitspruch „Sei mir heute nichts zuwider“ übernahm, und dem Untersuchungsrichter Göring, dessen „Remplem“ und „Schmerz laß nach“ seinen Sprachschatz ebenfalls bereicherten.

Ueberhaupt stellte die Honoratiorenschaft der Stadt dem lebenslustigen Dienstrevisor aus der Hauptstadt, der so viel erlebt hatte, so köstlich zu erzählen wußte, einen ihm sympathischen Freundeskreis. Vereinigungspunkt derselben war die „Lesegesellschaft“, ein Kasino, das im Gasthaus zum „goldenen Knopf“ über bestimmte Lokalitäten verfügte. In der Nähe des „Knopfes“ befand sich auch das Amtshaus und gleich neben ihm lag der „Badische Hof“, der dem Vater des Bürgermeisters Leo gehörte und in welchem Scheffel anfangs seine Wohnung hatte. Das Gasthaus des Knopfwirts, ein Eckhaus am Markt, das jetzt ein Kaufmann inne hat, war überhaupt damals der Mittelpunkt des geselligen Lebens im Orte. Hier wurde von den unverheirateten Beamten, Offizieren, Aerzten u. s. w. zu Mittag gespeist, hier in des „güldnen Knopfes kühler Schenkstub'“ kamen abends und wohl auch zum Frühtrunk die Honoratioren zusammen, um — wie es im „Trompeter“ heißt — „beim Becherlupf“ Erlebnis und Erinn'rung auszutauschen. Unter diesen standen nächst dem

Bürgermeister die Brüder Bally, geborene Schweizer, welche damals ihre Seidenbandfabrik in Aufschwung gebracht hatten, ferner der Obereinnehmer Fecht und Verwalter Dell neben den oben genannten Amtskollegen Scheffel besonders nahe. Der Wirt Brogli und seine Frau waren gemütliche umgängliche Leute, die auf freundschaftlichem Fuße mit ihren Gästen verkehrten, und ihre fünf Töchter, die sämtlich von anmutender Schönheit waren, belebten das Haus mit ihrem jugendfrischen Wesen. Eine derselben, Jeanette, wurde in jener Zeit die Gattin des Fabrikanten Gustav Bally. Eine andere, Josepha, heiratete der junge Malzacher, der Sohn des Posthalters und Enkel des Badwirts, denen Scheffels Vater befreundet war. Natürlich fand Scheffel auch in dieser Familie die freundlichste Aufnahme. Er verfehlte auch jetzt nicht, durch poetische Gelegenheitsgaben und die Mitteilung seiner älteren Lieder der Geselligkeit einen höheren Schwung zu geben, und in Bürgermeister Leo, der sehr musikalisch war und den Taktstock zu führen wußte, fand seine Muse einen begeisterten Verehrer.

Mancherlei ist mir bei einem Besuch in Säckingen von den daselbst noch lebenden Bekannten Scheffels erzählt worden, was die frohe Laune und burschikose Gemütlichkeit des damaligen Dienstrevisors am Amtsgericht illustriert. Ward schon am Stammtisch im Herrenstüblein beim Knopfwirt nie „Imbs und Umtrunk" gemieden, so fehlte es dem „Schwarzwaldwanderer" bei seinen Fahrten in die Waldberge oder zu Schiff den Rhein hinab auch nicht an fideler Kameradschaft, und sein Loblied, das er später im „Trompeter" zu Ehren des Pfarrherrn auf dem Lande anstimmte, hat in Beziehungen, die er „auf dem Walde" mit gar gemütlichen Vertretern dieses Standes anknüpfte, ebenso reale Basis, wie die Schilderung des Frühstücks des „treuen Antons" im „Knopf" oder des fröhlichen Frühlingsfests auf dem Bergsee, der eine halbe Stunde von der Stadt in wundersam ergreifender Waldeinsamkeit liegt. Aehnlich gastliche Aufnahme wie sein Werner beim Schwarzwälder Pfarrherrn hat Scheffel damals oft beim

Pfarrer Riesterer in Herrischried genossen. Das war ein gar jovialer alter Herr, ebenso bewandert in der Geschichte der Landschaft, wie in den alten Klassikern und in seinem Hebel, bei aller ländlichen Schlichtheit beseelt von edlen humanen Gesinnungen. Wie stark in Scheffel die Altheidelberger Studentenlaune noch nachklang, haben bereits die Andeutungen im vorigen Kapitel über die Pfingstfahrt und die auf derselben geführte Bierliste ahnen lassen. Seine Begleiter bei der Wanderung durchs Wehrathal waren Bürgermeister Leo und Untersuchungsrichter Göring, und der Bericht läßt keinen Zweifel darüber, daß dies Dreimänner-Kollegium auf einem lauschigen Flecke im hochumwandeten wilden Wehrathal, „wo der Fels gen Himmel schreit“, eine gar humorvolle Naturkneiperei veranstaltet haben, bei welcher das Wasser der Wehra eine sehr neutrale Rolle als Zuschauer zu spielen verdammt war. Nach dem Abschied von den Freunden ging Scheffel noch weiter bis Todtmoos, wo er im „Adler“ übernachtete, um am andern Morgen ins Wiesenthal hinüber zu wandern, wo er zu Schopfheim in der „Krone“ den Manen des „alemannischen Sängers Hebel“ einen Ganzen kam und des weiteren durch den Pfarrer von Rickenbach und den Kurat von Thumringen aufgehalten wurde.

Auch die mächtigen Trümmer der Küssaburg im Klettgau, auf welcher einst der wohledle Balthasar Krederer, als Schloßhauptmann gewaltet hatte, wurden auf wanderfroher Tagfahrt besucht und selbst die Erinnerung an den ritterlichen Ahnen gab seinen Gedanken eine feuchtfröhliche Richtung. War ihm doch wohlbekannt, was Archivrat Bader im ersten Bande seiner „Badenia“ (1840, „Das klekgauische Hochschloß Küssaberg“) von der Zeit seiner Schloßverwaltung geschrieben: „... Anstatt der Waffen erklangen die Pokale munterer Zecher auf der Veste. Mancher fremde Junker trank nach der Sitte der Zeit auf das Wohl des gastlichen Schloßhauptmanns einen frohen Willkomm.“ Und mit pietätvollem Blick hat gewiß sein Auge das von demselben geführte

„Stamm- oder Gesellenbuch“ betrachtet, in welches die Gäste der Burg nach Leerung des Willkommentrunks ihren Gedenkspruch hatten eintragen müssen und das Bader in der Bibliothek der Kapuziner zu Thiengen aufgestöbert hatte. Atmen doch diese Verse und Sprüche den oft massiven, stets aber gutmütigen Witz unserer Altvordern, der auf ihn einen so elementaren Zauber ausübte und in ihm selbst lebendig war. Wie direkt dasselbe auf ihn eingewirkt hat, ergiebt sich aus der folgenden Eintragung in dem Stammbuch des Ahnen von „Anno 1611, den 18. May auf dem Schloß Khüssenberg“:

„Nicasius Beyer zum Edelpach
Hat ordtlich schön verricht sein Sach,
Den Willekhom getrunken auch,
Wie sich gebüert nach altem Brauch.
Dabei er sich also befund
Daß er das Pett nit finden khunt.“

Im „Willekumm“ des Rodensteiner-Cyklus heißt es:

„... Beim Abschied andern Morgens war
Ein Nebel weit und breite,
Da bracht' man ihm das Stammbuch dar
Zum Eintrag, eh' er scheide.
Und zittrig schrieb er: „Kund soll sein,
Daß ich hie eingeritten,
Und lob' das Haus zum Frankenstein
Als Haus von guten Sitten:
Der Willkumm hat mir so gemund't,
Daß ich das Bett nicht finden kunnt',
Holliro, nicht nur der Stiefel,
's gieng alles um!“

Zu den Offizieren der im ersten Jahre seines Aufenthalts in Säckingen garnisonierenden (4.) preußischen Jäger waren die Beziehungen der badischen Beamten in der Waldstadt recht angenehme gewesen. Der Bataillonsarzt Dr. Korff, ein Westfale, war Mitglied des Scheffelschen Stammtischs im „Goldnen Knopf“ geworden. Als im März 1850 seine Versetzung erfolgte, bekam er zum Abschied ein „Diploma“ über-

reicht, das Scheffel verfaßt und in seiner lapidaren Handschrift auf Pergament in altdeutschen Lettern geschrieben hatte. Es war eine Schenkungsurkunde, ausgestellt „dem festen, gelahrten, waysen und allzeit durstigen / Herrn Haynrichen Korff / aynem Doctor derer Haylkund aus Lippstadt in dem Westfälingischen zu Seckingen am Rhine bym Maister Broglin zum goldnen Chnopf /" von der „ehrenwerth Gesellschaft der allzyt durstigen Jungkgesellen und Tarokspyler zu Seckingen am Rhin." Außer anderen Ehrenrechten wurde ihm als „ansehnlich und nutzbar Aygenthum" der Sankt Fridolinsacker, die kleine Sandinsel verliehen, „so da liegt in der Gemarkung Seckingen und so nach allen Weltgegenden hin an den Rhinstrom grenzet, nit minder auch die mayst Zeit im Jahr mit ihrem ganzen Boden und Oberflech vom Rhin zugedecket ist." „Und soll," hieß es weiter feierlich in dem humoristischen Schreiben, „dem Doctori Korff freystehen, mit bemeldetem Grundstück zu verfügen wie er will, also insonderheit soll er den Fridolini Acker zu Basel oder sonst by richen Kaufherren versetzen und verpfenden können, auch Pflanzungen oder ayne Kegelbahn oder Bierkeller daruff anlegen, ayn Pfalz oder Schlosz hin bawen, ayn gueten Wildstand daruff hegen, oder was ihnen sonst zu Sinne steht, und legen wir dem D^ri^ Korff kayn andere Lehenspflicht uff, als daß er jehrlich am Tag St. Fridolini den 6ten Merzen, er mag nun in Teutschland oder Welschland, by Christen oder Hayden sich uffhalten, sich das groest Trinkglas, so auf fünf Meylen im Umkreis vorhanden, mit kuehlem Bier oder Wyne füllen lasse und selbes mit aynem aynzigen starken und langen Zug, wie es einem frommen Doctori ziemt, uf das Wohlsyn der festen und getrewen Wald-Statt Seckingen usleeren." Die Unterschrift lautete: „Gegeben zu Seckingen am Rhynstrom uff Sanct Fridlini Tag, als man zählt nach Christi Geburt 1850 und seit den deutschen Merzerrungenschaften 2 Jahr. — Gustav Bally aus der Schwyz, Kaufherr / Gehring, hochnotpeinlicher Hals- und Blutrichter / Antony Leo, Burger-

maister und Feldweibel by der Stadtwehr / Steinmann, actuary und Schryber bym Ambt / Jos. Scheffel, ayn Doctor juris von Carlsruhe."

Als im Herbst 1850 der Untersuchungsrichter Göring versetzt ward, wurde der Abschied im Schönauer Hof, und zwar in der damals in den Parterre-Räumen bestehenden Bierwirtschaft, auf Veranstaltung Scheffels mit besonderer Solennität gefeiert. Nachdem im Schlößchen der erste Umtrunk genommen war, gings abends bei Fackelschein durch den Garten in den Pavillon. Scheffel hielt eine feierliche, flotte Abschiedsrede. Das eine Fenster war durch ein großes Transparent ausgefüllt, in dessen Mitte Görings Lieblingsspruch stand: „Schmerz laß nach! Remplem!" Der alte Junggeselle war darüber zu Thränen gerührt; er stiftete Scheffeln einen Pokal mit derselben Inschrift.

Im Juli und August 1850 war Scheffel mit Häusser wieder in der Schweiz bis jenseit des Gotthard. Von der Höhe des Rigi schrieb er an Schwanitz in Eisenach eine humoristische Epistel. Darin hieß es: „O diese Schweiz! Wer vom Standpunkt des Frühschoppens hier reist, hat einen schweren Standpunkt. Diese whistspielenden, theetrinkenden Engländer — diese sentimentalen deutschen Frauenzimmer — überhaupt das ganze Publikum stoßen ein fahrendes Schülergemüt gewaltig ab. Und in Welschland erst! Durch was für fabelhaften Wein muß sich der Mensch durcharbeiten! Piemonteser Landwein, Valtelliner, vino d'Asti, der moussiert wie eine alte Melone — 's ist hart. Und beim ersten italienischen Wein hätt's fast deutsche Hiebe gesetzt. Sitz ich da auf dem Gotthard-Hospiz, verregnet und zerfroren, und wärme mich mit rotem Tessiner. Bricht der lumpige alte Stuhl unter mir zusammen. Wollen die verfluchten Kelten schließlich außer der Zeche auch noch eine Unzahl Mailänder Lire für diese sedia rotta. Wie ich's im gerechten Unwillen negiere und abscheiden will, wollen mich die versammelten welschen Hausknechte, Fuhrleute 2c. festhalten. Da pfiff aber mein deutscher Hakenstock so scharf durch die Luft und eine Unzahl welscher Flüche wechselten harmonisch

mit einem „Heiliges Dunnerwetter“ und „Chrüztussigdunnerwetter, Gott verdamm mich“, wie meine Schwarzwälder sagen, und es regnete und schneite darein, so daß ich würdig und groß einen ungefährdeten Rückzug nach Airolo antreten konnte . . . Inzwischen leb' wohl, alter Jeremias. Den Jammer in Altdeutschland behandle mit Resignation. Dios lo vult haben die Kreuzfahrer gesagt. Aber das weiß ich, daß diese Alpen hier noch stehen und im Abendrot glühen werden, wenn längst kein Erdbewohner mehr weiß, was für ein Geschöpf ein europäischer Diplomat ist. Das „Chrüzdunnerwetter“ schlag' drein! Bhüet Di Gott und schreib mir bald nach Säckingen. Gruß an die Deinigen. Joseph.“

Daß trotz dieses „Dios lo vult“ der „Jammer in Altdeutschland“, dessen er selbst auf der freien Höhe des Rigi gedenken mußte, auch in das idyllische Phäakenleben zu Säckingen seine Schlagschatten warf, daß ihn die innere Erregung über den Wandel in den öffentlichen Angelegenheiten auch hier nicht dauernd verließ, dafür zeugt nicht nur mit großer Eindringlichkeit der im vorigen Kapitel bereits angeführte Brief nach Schleswig über „die Tapfern von Idstedt“, sondern auch ein Zwischenfall, der im März 1851 sich zutrug. Zu denen, welche den finstern Geist der Reaktion damals in Säckingen in sich verkörperten, gehörte der badische Stationskommandant Hauptmann Schwarz, der nach Abmarsch der preußischen Besatzung hierher versetzt worden war. Nicht nur daß er seines Amtes, eine Art Belagerungszustand in der fröhlichen Rheinstadt aufrechtzuerhalten, mit Strenge waltete, der unerfreuliche Beruf spiegelte sich in seinem unfreundlichen Wesen. So hielt er sich auch von der Lesegesellschaft fern und das lustige Treiben in derselben war ihm ein Aergernis umsomehr, als seine Wohnung neben den Gesellschaftszimmern im Gasthof zum Knopf gelegen war und ihn das heitere Gelärm am Abend störte. Wie er mit Eifer darüber wachte, daß die neu eingeführte Polizeistunde bis auf die Minute beobachtet wurde, läßt sich denken. In seinem grim-

men Mißmut ging er eines Tages noch weiter. Ein amtlicher Bericht des Oberamtmanns Leiber schildert die Situation recht anschaulich. „Am Sonntag den 1. März, abends halb 9 Uhr, sammelte sich eine kleine Gesellschaft im Zimmer neben dem Leselokal im Gasthause zum Knopf dahier. In der Gesellschaft befanden sich der dahier angestellte Rechtspraktikant Dr. Scheffel, einer der dahier stationierten Leutnants der 4. Kompagnie des 8. Infanterie-Bataillons, Amtsassessor Losinger, Obereinnehmer Fecht, einige der dahier ansässigen Fabrikanten Bally und viele durchweg achtbare hiesige Einwohner. Die Gesellschaft — heiter und fröhlich — unterhielt sich unter anderem mit Gesang, der Leutnant spielte auf der Guitarre. Die Lieder waren munter, allein durchaus nicht unanständig oder anstößig. Weil der Gesang ziemlich lange — bis zehn Uhr — andauerte, wurde der im Hause wohnende Hauptmann Schwarz von der 4. Kompagnie genannten Bataillons aufmerksam. Er eilte um jene Tageszeit aus dem Wohnzimmer in das Leselokal, sprach hier mit einigen Anwesenden wenige Worte und begab sich dann auf die in der Nähe gelegene Hauptwache. Während seines kurzen Aufenthalts im Leselokal unterhielt sich die Gesellschaft in der beschriebenen Weise fort. Der Hauptmann mußte durch ihr Zimmer hindurchgehen, um in das Leselokal und von diesem zurück auf die Hauptwache zu gelangen. Es dauerte nur wenige Minuten, da erschien ein vom Hauptmann Schwarz kommandierter Unteroffizier im Zimmer der Gesellschaft und gebot dieser Ruhe unter Androhung der Arrestation. Rechtspraktikant Dr. Scheffel, der — beineben gesagt — nicht mitgesungen hatte und gar nicht singen kann, in der strengen Androhung gegen eine ehrenhafte, in den Schranken der Schicklichkeit zu einer erlaubten Zeit sich bewegende Gesellschaft wahrscheinlich einen Gewaltsübergriff erblickend, gebrauchte gegen den Soldaten den Ausdruck „Nun so arretieren Sie mich", worauf eine Arrestation vom Unteroffizier und einigen von der Thür hervortretenden Soldaten vollzogen wurde. Dr. Scheffel wurde sofort in das

Amtsgefängnis abgeführt. Einige Personen aus seiner Gesellschaft — worunter auch der hiesige Bürgermeister Leo — kamen augenblicklich zu dem Unterzeichneten in seine Privatwohnung und machten Mitteilung über den Hergang mit der Bitte um augenblickliche Freigebung des Dr. Scheffel. Der Unterzeichnete ersuchte in Form eines Privatschreibens den Hauptmann Schwarz um sofortige Freilassung des Dr. Scheffel, der als Mann wisse, was er zu thun habe und der jederzeit Rede stehen werde. Hauptmann Schwarz erschien nun auch selbst in der Privatwohnung beim Unterzeichneten. Der letztere, nach einigen mündlichen Erörterungen, sprach — als Vorstand des Bezirksamts — die unverzügliche Freilassung aus und ließ seinen Ausspruch ohne Zögern in Vollzug setzen mit dem ausdrücklichen Beifügen, daß die weitere Verfolgung der Sache einer zu pflegenden Untersuchung überlassen bleiben müsse. Hauptmann Schwarz war mit einer solchen Anordnung einverstanden."

Die Austragung des Konflikts hätte beinahe zu einem Duell zwischen Scheffel und Schwarz geführt. Fürsprech Heim in Laufenburg, ein energischer Mann und als Hauptmann im eidgenössischen Generalstab in den Waffen geübt, hatte schon die Forderung des Neffen übernommen. Während sich aber Scheffel am Schweizer Ufer im Pistolenschießen übte, wurde der ganze Vorgang von der Militärbehörde an das Kriegsministerium in Karlsruhe, von diesem an das Ministerium des Innern, von diesem an den Großherzog gemeldet: das Duell mußte unterbleiben. Hauptmann Schwarz erklärte, keine Ehrenkränkung Scheffels mit jener Verhaftung beabsichtigt zu haben; Scheffel erhielt einen Verweis wegen Widersetzlichkeit gegen den militärischen Befehl. Als der besorgte Vater, den es zu seinem Sohn getrieben hatte, in Säckingen anlangte, fand er die Katastrophe bereits friedlich gelöst.

In Joseph aber hinterließ der Vorgang, der ihn ungemein aufgeregt hatte, einen Stachel, den er noch lange spürte, und seine Abneigung gegen das „Gebiet der Polizei und

der Strafrechtspflege" unter den herrschenden Verhältnissen wuchs verhängnisvoll unter der Nachwirkung dieses Erlebnisses.

Jedoch in ihrer Ganzheit geschätzt hat später Scheffel die Tage seines Säckinger Aufenthalts nicht zu den schlimmen, sondern zu den schönsten seines Lebens bis an sein Ende gerechnet. Die prächtigen Briefe, die er im ersten Jahre an die Eltern schrieb, atmen frischeste Lebenslust und fröhlichsten Humor; es ist ein Hochgenuß, sie in dem Band der „Episteln", der nach des Dichters Tode beim Verleger seiner Werke erschien, zu lesen. Die sechste Epistel, „worin von einem sonderbaren Thema, nämlich von der Poesie der Polizei die Rede ist," zeigt auch aufs ergötzlichste, wie sich sein Humor anfangs mit jenen Verstimmungen abfand, die seine Stellung als Polizeirespizient ihm bereitete. Dort findet sich ein Streich des preußischen Platzkommandanten erzählt.

Eines Tages kam dieser zornschnaubend aufs Säckinger Bezirksamt. „Das Himmelschreiende ist geschehen, daß ein Säckinger Kaufmann Tabakpäckchen verkauft hat, die auf der Innenseite das Bild des großen, kanonenbestiefelten Schutzheiligen aller Freischärlerei, das Bild — Heckers trugen." Der Hauptmann fordert, man solle dem Kerl sofort den Laden schließen, ihn selbst arretieren. Und was stellt sich heraus: Der Fabrikant des Portoricoknasters in Ulm hat, „wahrscheinlich weil auch in Ulm der Heckertabak der Polizei etwas zu scharf war, die Etiketten mit Heckers Bild umdrucken und mit der Portorico-Vignette versehen lassen, so daß nun im tiefsten Innern auf der Rückseite, von des Knasters Wellen begraben, das Heckerbild sein kümmerliches Dasein fristete. Von diesen so verwandelten Tabakpäckchen hat er seinem harmlosen Geschäftsfreund in Säckingen geschickt und nicht daran gedacht, daß ein preußischer Soldat sothanen Portorico rauchen und das Papier einmal umwenden würde, um die Entdeckung zu machen, daß dieser Hecker unvermeidlich ist und sogar im Innern von schlechten Tabakspäckchen noch im Jahre 1850,

bei vollendeter Restauration, wieder hergestelltem Papst und von Oesterreich zusammenberufenem Bundestag zum Vorschein kommen muß!"

Als dann das Erlebnis mit Hauptmann Schwarz ihn verstimmt hatte, gelangte an Stelle des Humors die Neigung seines Geistes, sich in historisch denkwürdige Stätten der Heimat einzuleben, zu immer stärkerer Entfaltung. Hier in der alten Stadt, deren früher Ursprung durch römische Mauerreste beglaubigt ist, deren ehrwürdiges Fridolinusstift seine Entstehung auf die Zeit des Franken Chlodwig zurückführt, fühlte er sich auf Schritt und Tritt an Zeiten einer älteren Kultur erinnert. Nicht nur durch die alte Stadtmauer entlang dem Rhein mit dem Gallerturm, nicht nur durch das alte Münster mit seiner Statue und den Gebeinen des heiligen Fridolin, nicht nur durch Abbildungen der Stadt aus früheren Zeiten, wurde er zum Forschen und „Sinnieren" über die interessante Geschichte derselben und ihrer Umgebung angeregt, auch durch das Volksleben selbst, das noch mancherlei Brauch und Sitte aus alter Zeit erhalten zeigte. Vor allem aber gilt das von dem merkwürdigen alemannischen Volksschlag der Hotzenwälder oder Hauensteiner in der bergig-wilden Nachbarschaft der Stadt, die ihm schon ihrer Kleidung wegen als ein lebendig gebliebenes Stück deutschen Mittelalters erschienen. Aus diesen Eindrücken und Studien erwuchs ihm der große Aufsatz „Aus dem Hauensteiner Schwarzwald", der während dieser Säckinger Zeit reifte, aber erst im Jahrgang 1853 des Cottaschen Morgenblattes (in den Nrn. 14, 15, 17 und 18) an die Oeffentlichkeit trat. Er wurde von mir nach Scheffels Tod mit anderen ähnlichen Arbeiten desselben vereinigt und die Sammlung unter dem Titel „Reisebilder" im Bonzschen Verlag herausgegeben.

Die intime Berührung, in welche der junge Rechtspraktikant während seiner Amtsthätigkeit in Säckingen zu dieser alemannischen Bevölkerung der dortigen Landschaft geriet, ist für seine geistige und litterarische Entwickelung von hoher

Bedeutung geworden. Durch den Verkehr mit den kernfesten Bewohnern dieses Hauensteiner Ländlis kam immer mehr jene ihm elementar zugehörige Vorliebe für jede Art naturwüchsigen Volks- und Menschentums zur Entwicklung, die für sein Dichten wie für sein Leben gleich charakteristisch wurde und die den besten seiner poetischen Gestaltungen selbst wieder den Reiz der Naturwüchsigkeit gegeben hat. Während der zwei Jahre, die er in Säckingen verweilte, hat er nicht nur, wie es in jenem Aufsatz heißt, „manche gute Stunde im Hauensteiner Wald dem Rauschen der Tannen und dem Balzen des Auerhahns, und auf der Hauensteiner Ofenbank dem „Diskurs" des „Aetti" gelauscht," sondern auch auf der Säckinger Amtsstube den Starrsinn und die Streitsucht, die Unbeugsamkeit und Charakterstärke der „Hotzen" kennen gelernt, und Veranlassung gefunden, Wesen und Geschichte derselben nun wissenschaftlich zu studieren. Auch gezeichnet hat er hier viel: nicht nur Landschaften, sondern auch Kostümstudien; bei letzteren nahm er auch Wasserfarben zu Hilfe. Im Besitz der alten Schwertwirtin zu Säckingen hat sich eine solche Studie erhalten: sie stellt ihn selbst und die Besitzerin in Hauensteiner Tracht dar; in dieser hatten er und das damalige Fräulein Villinger an einer Hochzeitsaufführung teilgenommen. Die Hauensteiner haben eine originelle Tracht; das statt der Weste getragene rote „Brusttuch" der Männer, das wie ein Panzerhemd beim Anziehen über den Kopf geworfen werden muß, und die dichtgefältelten schwarzen Pluderhosen wirken sehr altertümlich. Scheffels Schwester Marie, die ihn mit der Mutter wiederholt besuchte, und an welche er dann die schöne „Siebente Säkkinger Epistel" vom 11. Mayen 1851 über seinen Besuch der Erdmännleinshöhle bei Hasel in mittelalterlichem Märchenton richtete, hat mit ihm „auf dem Wald" oft gezeichnet. So prägte er sich die Eindrücke mit den Augen des Malers ein und wurde in einer Weise mit dem Wesen der Bevölkerung vertraut, wie seine Amtspraxis allein es nie ermöglicht hätte.

Das Land zwischen Wehra und Schwarza bildete früher eine selbständige Grafschaft, deren Herr in der Bergveste Hauenstein am Rheine saß; später wurde es direkt dem Erzhause Oesterreich und ein Teil der Abtei St. Blasien zinspflichtig. Ihrer Abstammung nach sind die Bewohner, wie Scheffel in seinem Aufsatz schreibt, „reine Alemannen, wie denn auch ihre Familiennamen keine Spur von rheinthalischem Keltismus an sich tragen, z. B. Hofmann, Baumgartner, Huber, Albiez u. s. w.“ Und weiter heißt es: „Auf der Hochebene seiner Berge, die nur durch wenige und unzureichende Straßen in notdürftiger Kommunikation mit dem Rheinthal gehalten sind, und in der scharfen Gebirgsluft ist der Hauensteiner wohlkonserviert geblieben; er ist von allen Schwarzwäldern derjenige, der am meisten ehrwürdigen Rost der Vergangenheit — aerugo nobilis — angesetzt hat, und die Strömungen der letzten Jahrhunderte haben ihn, der ziemlich „außer, neben und hinter der Welt“ sein Dasein abspinnt, nicht angehaucht. Während unten im Rheinthal, wo seit Cäsars Zeiten der levissimus quisque Gallorum seine Zuflucht gefunden und allerhand fremdartige Ansätze aus der Wanderung der Völker sitzen geblieben, bunte Vermischung der Stämme stattfand, blieb die hier oben seßhafte rein alemannische Volksgruppe in den geographisch streng abgeschlossenen Grenzen ihres Territoriums auch physisch in sich abgeschlossen. Heiraten mit Rheinthalerinnen oder Schweizerinnen fanden fast nie statt. Dazu kam dann die strenge Einungsverfassung im Mittelalter, die dem Hauenstein das Aussehen eines politisch abgerundeten Ganzen gab und schließlich machte der unglückliche Erfolg seiner Rebellionen gegen St. Blasien und Oesterreich den Wälder mißtrauisch, schweigsam und in sich verschlossen. Auch ist er der einzige Schwarzwälder, dem jener Trieb des Wanderns in die weite Welt, des Handelns und Geldverdienens fehlt, höchstens fährt er einmal mit einem Wagen Holz nach Basel, oder geht, wenn er seinen unvermeidlichen Prozeß beim Amt verloren hat, über die Berge

nach Freiburg zum Advokaten. Wenn er aber nichts zu thun hat und einen Ausflug nach seinem Behagen machen will, so wallfahrtet er hinüber nach Maria Einsiedeln oder Maria Stein, läßt sich dort im Beichtstuhl gehörig vor dem Teufel verwarnen, der in Gestalt von geistlichen und weltlichen Neuerungen „drüben im Reich“ umgehe, nimmt dann als Lektüre für lange Winterabende ein paar Paradiesgärtlein, Himmelsschlüssel oder Berichte über verschiedene Wunder mit heim, und thut somit, bewußt oder unbewußt, alles Erforderliche, um sich in seiner Isolierung zu erhalten.“

Der sehr eingehende und umfangreiche Aufsatz Scheffels, der in charakteristischer Weise die Ergebnisse gelehrter Studien und liebevoller Beobachtung des Lebens in einer geistvollen und lebendigen Weise zur Darstellung bringt, schildert sehr anschaulich die noch bestehenden Sitten, Bräuche und Gewohnheiten, die als das Erbe alter Zeiten erscheinen. Er geleitet den Leser in die Hütten dieser urwüchsigen Bauern, macht uns aufmerksam auf das fast bis zum Boden herunterreichende große historische Strohdach und drinnen auf den riesenmäßigen Kachelofen, die „Kunst“ genannt, mit den steingedeckten, übereinander geschichteten Ofenbänken, auf deren einer der „Hans Jörg“ „de lange Weg über em Ofen“ liegt und an sein „dunderschiessiges Maidle“ denkt, der „Aetti“ aber „seinen Tubak schnätzlet“ und dann bei mächtig dampfendem „Pfifli“ alte Geschichten und Erinnerungen an schlimme Tage, „Pestilenz und Kriegsläuften“ zum Besten giebt. Die Erinnerung an Hebel begleitet ihn bei diesen Wanderungen; auch für die Schilderung der Natur leiht ihm dieser für sein Empfinden öfter die treffenden Worte, wenn es ihm auch leicht fällt, für dieselben ihm eigentümliche Bilder zu wählen. Nach echter Poetenart greift er aus der Fülle des Allgemeinen klassische Typen heraus und veranschaulicht seine Ausführungen durch scharf umrissene und humoristisch skizzierte Gestalten, die er in bunter Reihenfolge vor uns aufmarschieren läßt. So nimmt er uns mit auf eine Wanderung in den ödesten Teil

der Gegend, den „toten Bühl", und macht uns beim Dörflein Hogschür mit dem Wirt im Einödgasthaus, das den bezeichnenden Namen „zum dürren Ast" führt, bekannt. „Der füürige Alexander", so genannt nach seiner feuerroten Nase, hat den Wahlspruch: „g'soffe muß doch sy"; er ist ein drastisches Beispiel des bäuerlichen Proletariats, das infolge der Abgeschlossenheit der Gegend in diesem öden Landstrich vegetiert. Der größte Prozessierer der Gegend, der „Streitpeterle", hat den Wahlspruch: „'s muß usprobyrt sy". Für diesen Peter Gottstein in Hogschür hatte die Säckinger Amtsregistratur sogar ein besonderes, mit seinem Namen bezeichnetes Aktenfach einrichten müssen. „Wie ein Indianer die Kopfhäute seiner Feinde, so hing er alle Sportelzettel, und zwar guirlandenweise zusammengeheftet, in seiner Hütte auf." Als er mit seinem Prozessieren so weit gekommen war, daß sein Haus versteigert werden sollte, kam mit dem Gerichtsboten der Tod heran und machte mit dem widerhaarigen Rechthaber und Freunde langer Prozesse — kurzen Prozeß. „Seinen Nachkommen," berichtet Scheffel, „hinterließ er eine geordnete Registratur, ein paar Dutzend unvollendete Prozesse und die tröstliche Gewißheit, daß sein Nachlaß in Gant fallen werde." . . . Eine nicht minder bezeichnende Hotzenfigur war das „Haidewibli" — Heidenweiblein — eine weit in der Gegend bekannte Fischersfrau. Mit langen Stiefeln angethan, stellte sie sich in die Waldbäche, um Forellen zu fischen. Kam der Amtmann oder die Amtskutsche vorbei, so verweigerte sie den Gruß, dafür hatte sie einen kräftigen Fluch bereit. „Warum die ‚Ambtlüt' grüßen? Gott verdammsi!!" Das „Haidewibli" hatte seine Fischerhütte nicht nur mit Sportelzetteln, nein mit Zahl- und Pfändungsbefehlen „vom Boden bis zur Decke" vollständig „ustapezirt"! Uebrigens hatte sie eine hübsche wildwüchsige Tochter, welche Scheffel auch gezeichnet hat.

Eine besonders aktuelle Bedeutung erhielt damals die Studie Scheffels durch gelegentliche Seitenblicke auf die badische

Revolution von 1849, von der die Hauensteiner in ihrer allen Neuerungen abholden Art durchaus nichts hatten wissen wollen, so daß sie sogar die Abgesandten der neuen Regierung mit gröblicher Insulte empfangen hatten, während sie ein Jahrhundert zuvor um „alter Rechte und Privilegy“ willen auf eigene Faust eine langwierige Privat-Revolution, freilich ohne Erfolg, in Szene gesetzt hatten. Die Leser kennen den „Hauensteiner Rummel“ aus dem „Trompeter von Säckingen“, in dem er den historischen Hintergrund für die Liebesgeschichte des Helden bildet. Im Kampfe mit den aufrührerischen Hauensteinern wird Jung Werner zum wunden Manne, den das Edelfräulein Margaretha pflegen und heilen darf. „Des Wälders Staatsbegriff“, sagt Scheffel in dem Uebergang zu einer historischen Darstellung dieser „reaktionären Revolution, die im 18. Jahrhundert ein kleines Bauernhäuflein gegen das mächtige Haus Oesterreich ausgeführt, datiert noch von den Zeiten seines bäuerlichen Selfgovernment, als die Einungen mit ihren Einungsmeistern in versammelter Landsgemeinde tagten, und die Redmannen mit dem österreichischen Waldvogt und dem St. Blasischen Waldprobst die Angelegenheiten des Waldes austrugen.“ Nach den Modellen der rauhbeinigten, hartstirnigen Gesellen, mit denen er auf dem Amt zu Säckingen so viel zu rechten und zu schlichten hatte, hat der Dichter drei Jahre später die derbsten seiner Mönche im Ekkehard, wie den Pförtner Romeias, geformt. Und selbst in den Gliedern des kunstsinnigen Ekkehard steckt etwas von der wortkargen, spröden, und im Zorn derb dreinschlagenden alemannischen Urart, die Scheffels eigenstem Wesen nicht fremd war und die er hier in der Umgebung Säckingens nach der Natur studiert und zunächst nur in der Absicht geschildert hat, die deutsche Kulturgeschichte um „ein Kapitel nach dem Vorbilde Riehls“ zu bereichern.

Doch nicht nur den Hauensteiner Rummel, den wiederholten wilden Ansturm der empörten Hotzenwälder Bauern gegen ihre Fronherren, auch die Geschichte Säckingens

selbst, im besondern die Gründung des Stiftes durch den heiligen Fridolin finden wir mit liebevollem Eingehen in Scheffels Trompeterdichtung als Episode zur Ausfüllung des historischen Hintergrunds verwertet. Das dritte Stück, „Der Fridolinustag", welches mit der Stiftung des Klosters durch den heiligen Fridolin anhebt und uns des weiteren die Prozession zum Münster an jenem sechsten Märzen vorführt, der den Spielmann Werner zum erstenmale die blonde Margaretha erschauen läßt, hat recht gründliche Studien zur Voraussetzung. Aber zu solchen dürfte er sich erst veranlaßt gefunden haben, als seine Phantasie bereits den Spuren jenes historischen Werner Kirchhofer nachging, der hier im 17. Jahrhundert die Liebe eines Edelfräuleins gewann, und dessen Namen er auf einem Grabstein des Säckinger Friedhofs fand, welcher gelegentlich eines Besuches des letzteren sein Interesse erregte. Dieses Grabmal, das samt einer Stiftungskapelle, in deren Außenwand die rote Sandsteinplatte eingelassen war, in den zwanziger Jahren bei der Verlegung des Friedhofs nach der neuen Begräbnisstätte mitversetzt wurde, ist neuerdings der linken Außenwand der Stiftskirche eingefügt worden. In der Vorrede zur 1. und zur 4. Auflage des Trompeters, welche letztere einen späteren Besuch des Dichters in Säckingen schildert, hat der Dichter Bezug auf diese Inschrift genommen. Sie ist lateinisch verfaßt und lautet in Uebersetzung:

„Ewige Ruhe der Seele und des Leibes suchte hier bei Lebzeiten und fand durch einen ruhigen seligen Tod das in gegenseitiger Liebe unvergleichliche Ehepaar: Herr Franz Werner Kirchhofer und Frau Maria Ursula von Schönauw. Er am letzten Mai 1690. Sie am 21. März 1691. Sie leben in Gott."

An diese Grabschrift nun knüpft sich in der That eine lokale Sage, welche in allem Wesentlichen mit dem Stoff des „Trompeters" übereinstimmt, doch auch manche Abweichung aufzeigt. So war der historische Werner Kirchhofer ein Säckinger Bürgerssohn, der ohne besondere Abenteuer als be-

gabter Musiker Mitglied der Musikkapelle des damaligen Freiherrn von Schönau wurde. Als letzterer erfuhr, daß sich zwischen dem kecken Musiker und seinem Töchterlein ein Liebesverhältnis angesponnen hatte, entließ er denselben aus seinem Dienst, während er die Tochter als Hoffräulein nach Wien zu bringen beschloß. Vor dem Aufbruch ließ diese jedoch den Geliebten dies Vorhaben wissen und Werner zog bald gleichfalls nach Wien, wo seine musikalischen Talente Aufsehen erregten. Er wurde hier Hof- und Dom-Kapellmeister. Nun gab's denn ein Wiedersehen ähnlich wie es Scheffel geschildert hat, nur daß nicht der Papst in Rom, sondern der Kaiser in Wien zum Fürsprecher für die Liebe des jungen Paares beim alten Freiherrn wurde. Diese Sage war, als Scheffel nach Säckingen kam, ziemlich verschollen. Ihm aber war Gelegenheit geboten, wie P. A. Streicher in Säckingen festgestellt hat, aufs eingehendste auch das Historische der Sage zu erfahren, nachdem einmal beim gelegentlichen Durchwandeln des schön im Freien gelegenen Friedhofs die Grabschrift sein Interesse erregt hatte.

Gerade in der Familie seines intimen Freundes, des jungen Bürgermeisters Anton Leo, war die Ueberlieferung besonders lebendig geblieben. Aus einem sehr einleuchtenden Grunde: die Mutter des Bürgermeisters war Kammerdienerin der letzten Fürstäbtissin gewesen und im Frauenstift hatte sich begreiflicher Weise die Teilnahme für das romantische Liebespaar lebendiger erhalten als im Volke. Dieser Familie war Scheffel noch dadurch näher gerückt, daß er seine anfängliche Wohnung im Badischen Hof, wo auch sein Freund der Bürgermeister bei seinen Eltern wohnte, mit einer andern vertauschte, deren Vermieter ein Onkel des Bürgermeisters, der Färber Herm. Leo, war. Sie lag im ersten Stocke des alten Kommenderhofs der Deutschherren von Beuggen, die ja auch im „Trompeter“ Erwähnung gefunden haben, und bot ihm einen freien Ausblick auf den Rhein, die Brücke und die Insel wie auf das Schweizer Ufer mit der Ortschaft Stein und dem

Boezberg. Mit seinem alten Treppenturm, dem Wappen über der Eingangsthür, war das Gebäude ein Wahrzeichen der alten Zeiten, da die Freiherren von Schönau im „Schönauer Hof" als die Großmeyer des Säckinger Stifts residierten. Die alte Sage wurde zuerst von dem oben erwähnten Kaufmann und Buchhändler Gustav Malzacher, einem Enkel des Badwirts, mit dem Scheffels Vater schon befreundet war, nach dem Munde der Großmutter für den Druck niedergeschrieben.

Die poetische Gestalt, welche Scheffel zu dem Namen des Altsäckinger Bürgersohns Werner Kirchhofer — die Rathausakten nennen ihn einen „Symphoniacus" — mit Streichung der letzten Silbe, auf Grundlage von Grabschrift und Sage später entwarf, war allerdings in Heidelberg heimisch; es waren die eigenen Erinnerungen an das geliebte Alt-Heidelberg, welche er in der jugendfrischen Gestalt des fahrenden Spielmanns, der in Säckingen ein „Schreiber" wird, verkörperte. Die Benutzung von Sage und Geschichte ordnete er durchaus seinen poetischen Absichten unter, als er im Winter 1852/53 in Rom ans Werk ging, den Stoff, fern von allem Aktenmaterial, frei aus der Phantasie zu gestalten. Als er am 1. September 1851 Säckingen verließ, war, wie er später zu einem Freund geäußert hat, die Dichtung „im Blei", in Rom kam die Masse in Fluß.

Es gewährt einen eigenen Genuß, sich bei der Lektüre der Säckinger „Episteln" an die Eltern und sein „lieb frumm Schwesterlein" Maria zu vergegenwärtigen, was alles von Selbsterlebtem in die Dichtung überging, die dann an der Sonne Italiens reifte. In Säckingen fand Scheffel nicht nur den Stoff für dieselbe, sondern auch die idyllische Stimmung, die sie beseelt, jenen Waldesfrieden, dessen Lob gleich die ersten Strophen des „Trompeters" anstimmen.

„Sei gegrüßt mir, Waldesfrieden!
Seid gegrüßt mir, alte Tannen,
Die ihr oft in eurem Schatten
Mich, den Müden, aufgenommen."

In jenen Episteln finden sich poetische Stellen ganz gleichen Inhalts. So heißt es in der Schilderung des Fridolinustags, den er am 6. März 1850 selber erlebte: „Aus allem Menschengewimmel und thörichtem Treiben gehe ich, wenn mir's zu bunt wird, hinaus in den Tannenwald oder steig' auf Bergeshöhen und hör' dem Moos zu, wie es wächst, und der Lerche, wie sie in blaue Lüfte schmetternd steigt, und wer die Augen am rechten Fleck hat, der sieht in der Natur gar manches, wovon nichts in den Kompendien der Theologen geschrieben steht, und es kommt wieder Harmonie und ein Hauch des Absoluten ins zerrissene Herz." In dem Brief an die Schwester über den Besuch der Tropfsteinhöhle bei Hasel findet sich auch die Erklärung, wie Scheffel zur Gestaltung des „Stillen Mannes" gelangte. Da berichtet er von einer Tropfsteinbildung, „so beym Kienspanschein eynem alten Kriegsmann glich, so sich auf sein Schwert stützete und das Haupt wie zum ewigen Schlaf an den Felsen neigete," und weiter erzählt er, das beleidigte Erdmännlein habe ihm gedroht, ihn in eine Tropfsteinsäule zu verwandeln . . . „O homo sapiens Linnäi," läßt er sich von dem kleinen Höhlengeist anreden, „was ist aller Lärm und Rumorens und Himmelsstürmens, so fürnehmlich ihr fahrende Schüler in die Welt gebracht, gegenüber der stillen Herrlichkayt, der wir Erdmännlein im tiefen Bergschacht theylhaft sind! Und was in unsrer Höhlen schafft und waltet und dem Stayn die Thraenen schenket, und den Bach aus unterirdischen Klüften vorbrausen und die Säulen erklingen lasset, und wir graue Erdmännlein sind selber all ein Stück der Gotteskraft, und in jedwedem, es mag von Stein oder Bein, oder von Fleisch und Blut genaturet seyn, arbeitet der Weltgedanke, und ihr habt nit allayn mit Löffeln davon gefressen . . . Und so lang ihr nit da draußen zum ganzen und vollen Verstandnuß der Natur zurückkehret, so lang seyd ihr nit allein Mayster in der Schöpfung und müßt euch gefallen lassen, wenn ihr den Schädel noch manchmal da anstoßet, wo ein bieder Erd-

männlein besser Beschayd wayß, als ihr . . ." In der Schilderung des Maifests am Säckinger Bergsee, an welchem er 1850 teilnahm, aber heißt es: „Und ein großes Maifeuer ist angezündet worden, darin wurde der Fischfang gebraten und ein jeder verzehrte seinen Antheil an selbst vom Gezweige der Tannen geschnitzter Gabel, und die Lieder und die Gläser klangen, und die Frühlingssonne schien so innerlich und warm drein, als könnte sie nicht genug ihr Wohlgefallen an diesem Häuflein getreuer Frühlingsjünger ausdrücken, — und zuletzt ward ganz vergessen, daß Volksversammlungen, Reden und Demonstrationen im Kriegszustand verboten sind, und sogar er, der Wächter des Gesetzes, der Respizient in Polizeisachen, stieg auf einen Felsblock und hielt, an eine alte Tanne gelehnt, eine Frühlingspredigt . . ."

V. Josephus vom dürren Ast.

Trotz der vielen schönen Stunden, die Scheffel in Säckingen und in der nächsten Umgebung erlebt, trotz der mancherlei Anregungen, die sein Geist und Gemüt hier empfangen und für die er dem Ort bis ans Lebensende Dank und Liebe bewahrt hat, schied er nicht ungern. Mehr und mehr hatte sich in seiner Seele ein Widerwillen gegen den büreaukratischen Geist seines Amtsdiensts entwickelt und die doch im Verhältnis zu seinen Lebensgewohnheiten engen Verhältnisse der kleinen Grenzstadt mußten ihm auf die Dauer wie Fesseln erscheinen, ihm, dem frühe der Verkehr mit bedeutenden Männern der Wissenschaft bereits Bedürfnis geworden und der während der Revolutionszeit sich an ein so buntbewegtes, an Aufregung reiches Leben gewöhnt hatte. Dann aber war in der friedlichen Schwarzwaldeinsamkeit dem „jungen Amtmann", wie ihn die Leute nannten, mehr und mehr klar geworden, daß nicht die äußeren Zustände allein, daß vielmehr

völlig unabhängig davon Vorgänge in seinem Innern ihn unzufrieden mit seiner Lage stimmten.

Sie äußerten sich in einer unklaren Sehnsucht nach großen Eindrücken, in der wachsenden Liebhaberei am Zeichnen und Malen, in kräftigeren Regungen seines poetischen und schriftstellerischen Talents. Der Künstler in ihm drängte, sich zu entpuppen, und dieser Prozeß schuf seiner Seele Beunruhigungen und Schmerzen. Standen ihm, dem Sohne begüterter Eltern, auch Mangel und Not nicht im Wege, so fühlte er sich dafür um so abhängiger vom Willen des Vaters und der Rücksicht auf diesen. Dieser aber, jetzt bereits 62 Jahre alt, war durch die Eindrücke der Jahre 1848 und 49 viel büreaukratischer in seinem Wesen geworden als früher. Josephs Abschwenken zu radikalen Ansichten im „tollen Jahr", die Thatsache seiner Maßregelung von seiten der neuen Regierung im folgenden, hatten sein Vertrauen zu ihm erschüttert. Für die inneren Ueberzeugungskämpfe, die sein Sohn durchmachte, hatte er kein Verständnis; die Antipathie desselben gegen eine öffentliche Thätigkeit, durch die er „an der Zerstörung von alledem" mithelfen sollte, „was er selbst früher für vernünftig und recht gehalten", beruhte in seinen Augen auf Hirngespinsten. Ihm lag alles daran, die juristische Laufbahn seines reichbegabten, aber leider so „fahrigen" Aeltesten in das rechte Geleise zu bringen. Mit diesem Standpunkt hatte also dieser zu rechnen. Planlos den einmal ergriffenen Beruf aufzugeben, lag andrerseits der eigenen Natur Josephs gänzlich fern. Bis er sich zu dem Willensakte aufraffte, seinem Vater bestimmt zu erklären, daß er den Aktendienst nicht länger ertragen könne, mußte vieles auf ihn zusammen einwirken, mußte ein neuer Lebensplan an die Stelle des alten getreten sein: nur so konnte er hoffen, seinen Vater umzustimmen, nur so entsprach solcher Schritt auch seiner eigenen Weise. In Säckingen hatte er nicht nur sein Talent zum Zeichnen und Malen gepflegt; auch als Schriftsteller hatte er sein Talent in den Charakterbildern „aus dem

Hauensteiner Schwarzwald" bethätigt. Jetzt hatte er, ehe er als Rechtspraktikant in die Gerichtspraxis übertrat, einen größeren Ferienurlaub und für die erste Zeit desselben war eine neue Schweizer Reise mit Professor Häusser vereinbart. Mit diesem „engeren" Freunde, der ihm an Jahren wie an Welterfahrung weit voraus war, hat Joseph Scheffel sein Sehnen und Planen nun in der freien Luft der Alpenwelt gründlich durchsprechen können. Häusser schätzte an dem jungen Freund neben dessen Humor vor allem den Sinn für sein eigenes Fach, die Erforschung deutscher Geschichte, und ermunterte ihn zu weiteren Arbeiten als Schriftsteller, in denen er diese Begabung zu frischer Entfaltung brächte. Im übrigen riet er ihm, den Wünschen des Vaters zunächst zu genügen.

Wieder ist es ein Brief an den treuen Freund Schwanitz, der inzwischen unter den Stürmen des Jahres 1849 zweiter Bürgermeister in seiner Vaterstadt Eisenach geworden war, was uns unmittelbaren Einblick in Scheffels Gemütsverfassung gewährt. Unterm 7. Oktober 1851 schrieb er aus seiner grünen Stube im Elternhaus zu Karlsruhe an den Freund: „Sind nun schon sechs Jahre, seit ich bei dir in Jena eingezogen — und ich bin noch derselbe fahrende Schüler, ohne Ruhe, ohne Stellung, mit unbefriedigtem Drang ins Weite, — du aber bist Bürgermeister zu Eisenach! 's ist kaum erlaubt. Es bleibt mir nichts übrig, als dir ein wehmütiges „Leben Sie gefälligst hoch, Herr Bürgermeister!" zuzurufen und mir selbst einige moralische Vorstellungen aufdämmern zu lassen . . . Was mich betrifft, so habe ich am 1. September die Waldstadt verlassen und mich sofort in die Graubündner Alpen verzogen, wo ich an den Quellen des Rheins und auf den wilden Höhen des Bernina (gegen Valtelin zu), wo nur noch das Murmeltier in den Steinritzen pfeift und die Gemse flüchtig über die unermeßlichen Schneefelder und Gletscher hinstreift, meine Gedanken von den kleinen Miseren badischer Kanzleithätigkeit habe ausruhen lassen und an größere Dimensionen gewöhnt. Schlug mich sodann über Tirol und

Salzburg durch München durch zu den Meinigen zurück und werde nun ein stilles Winterleben führen." — Daß er nicht ohne ärgerlichen Verdruß von Säckingen hatte Abschied nehmen können, geht aus einem Briefe der Mutter Scheffels vom 2. September hervor, der aus Heidelberg datiert ist. Darin heißt es: „Joseph hat mit Prof. Häusser und Geh. Rat Fallenstein eine Reise nach Graubünden verabredet, die er am 30. August antreten wollte, — und den genannten Herren sagte er zu dieser Zeit zu, am Vierwaldstätter See mit ihnen zusammenzustoßen. Nun hat aber bis vor wenig Tagen die Regierung seinen vom Oberamtmann gewählten Nachfolger in Säckingen nicht bestätigt, so daß der arme reiselustige Joseph noch gebunden war wie ein gefangener Vogel und die Schwingen nicht lüften konnte. Ob es seinem Vater in Karlsruhe noch gelungen ist, die Sache durchzusetzen, wird mir der nächste Brief sagen."

Diese Reise in die Graubündner Alpenwelt war es, die ihn unseres Wissens zuerst — denn der Hauensteiner Aufsatz hatte mehr historisch-volkspsychologischen Charakter — zur Abfassung von Reiseschilderungen jener halb poetischen, halb belehrenden Art anregte, für welche Heinrich Heine, das Vorbild unzähliger Nachfolger auf diesem Gebiete, die treffende Bezeichnung „Reisebilder" erfunden hat. Dieselben sind noch im Herbst desselben Jahres in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienen und zwar ist diese Publikation zugleich ein Denkmal der Freundschaft zwischen ihm und Häusser, denn von den sechs Reisebriefen „Aus den rhätischen Alpen" sind nur drei von Scheffel, die anderen von dem genannten Reisekameraden. „Läßt Ihnen das Leben der Gegenwart," schrieb Frau Major Scheffel am 19. Oktober 1851 an den jungen Schwanitz, „Zeit zu einem Blick in die Allgemeine Zeitung, so können Sie Josephs Graubündner Reise darin beschrieben finden in sechs Briefen „aus den rhätischen Alpen", wovon drei von Professor Häusser und drei von Joseph sind. Josephs Feder werden Sie an seinem Humor erkennen."

In mancherlei Beziehung ist das Häusser-Scheffelsche Unternehmen dieser Briefe bemerkenswert. Diese Aufsätze waren nicht etwa bloß unterhaltend und belehrend geschriebene Skizzen von interessanten Reiseeindrücken, welche die gelehrte Bildung der Autoren widerspiegeln, aber im Grunde nur schon oft Geschildertes in neue Beleuchtung rücken, sie hatten auch dem Stoffe nach den Reiz der Neuheit. Denn damals war das Engadin noch ein jungfräulicher Boden im touristischen Sinne und die Schilderung seiner landschaftlichen Reize in der Allgemeinen Zeitung war auf diesem Gebiete ebenso eine bahnbrechende Pionierleistung wie etwa die litterarischen Entdeckungsfahrten Ludwig Steubs und Heinrich Noës in die abgelegenen Gegenden Tirols und Oberbayerns. Unsere drei, oder wenn wir uns auf unser eigentliches Thema beschränken wollen — unsere zwei Reisenden folgten, wie Häusser in der Einleitung zum ersten Brief sagt, dem in jenen Tagen viel empfundenen Drange, „sich aus der Welt in die Berge zu flüchten, und dort die Zeit und ihre schlimmen Zeitungen ein paar glückliche Momente lang zu verträumen.“ Aber schon aus diesem Grunde duldete es sie nicht lange auf der ausgetretenen Heerstraße der „modernen Völkerwanderung festländischer und brittischer Touristen“. Also weiter hinein in die Berge! war die Losung. „An Plätze, wo es nur wenig gebahnte Straßen, keine Postwägen und Dampfschiffe giebt, wo die Gebirgswelt dem großen Zug der Touristen noch möglichst wenig mundgerecht gemacht ist, wo statt komfortabler Reitpferde der Genuß des Erkletterns steiler Bergwände noch unvermischt gewährt wird, wo das Felsen-Echo und der Gletscher noch nicht seinen dienstfertigen Wächter und Interpreten hat, wo weder brittisches Gähnen noch deutsche Sentimentalität die stille Behaglichkeit stört . . . Ein früherer Ausflug hatte uns davon überzeugt, daß die Bündner Alpen, das alte ehrwürdige hohe-rhätische Land, dem Wanderer, der nach solchen Genüssen dürstet, eine unerschöpfliche Fundgrube bieten, die man noch ungemischt zu kosten sich beeilen

muß, denn die leidige Kultur könnte auch hier in nicht allzu langer Zeit den echten, ursprünglichen Typus verwischen."

Das poetische Element, das die drei rhätischen Reisebriefe Scheffels vor denen Häussers voraus haben, äußert sich vor allem in dem Hervorkehren subjektiven Empfindens und Erlebens. Daneben offenbart sich in bezeichnender Weise der Landschaftsmaler, den auch in diese Alpenregionen das Skizzenbuch treulich begleitet hatte, wie überhaupt die malerische Auffassung der Dinge. Figuren aus dem Volksleben läßt er mit realistischer Deutlichkeit und mit humoristischer Linienführung vor uns auftreten, während er dem Kontrast zwischen altertümlichen Zuständen und dem modernen Kulturfortschritt die Tinten für humorvolle Stimmungsmalerei entnimmt. Hier ein Genrebild: der Kutscher Joseph Antony, der die Reisenden auf gar ursprünglichem Gefährt von Trons nach Ilanz führte. „Eine schützende wollene Zipfelkappe umschloß sein Haupt, darüber saß der eigentümliche spitzgegipfelte Filzhut; kurze Lederhosen bis ans Knie, grobe blaue Strümpfe, Schuhe mit Holzsohle bildeten Elemente seiner Kleidung, die sich etwa noch auf germanischen Ursprung zurückführen ließen. Entschieden archaistisch geformt war aber Joseph Antonys Frack, spitzausgeschnitten und mit langen ausgebuchteten Flügeln versehen, die eine Wendung nach vorn nahmen. Das Institut der Peitsche war bis hierher nicht vorgedrungen. Joseph Antony war mit einem Regenschirm bewaffnet, den er auf Hieb und Stich gleich gewandt gegen sein Rößlein gebrauchte. So war Joseph Antony der ehrwürdige Typus des keltischen Hausknechts und Fuhrmanns; sicher und entschieden betrat er den Vordersitz des Wagens. „Alto, alto! hé bougre!" rief er seinem Klepper lieblich schimpfend zu und im beruhigenden Gefühl, daß auch König Rhätus mit seinen Etruskern weiland nicht stolzer über den Maloja ins Engadein eingefahren, begannen wir die Fahrt." . . . „Warmer Valteliner und eine riesige Lachsforelle im Gasthof zu Ilanz versöhnten mit den Mühen der Fahrt, und mit geschichtlicher Hochachtung wurde

auf das Wohl unseres Fuhrmanns ein Glas geleert. Wenn die Welt draußen schon mit Eisenbahnen vollständig umsponnen ist, dann kommt vielleicht die Zeit, wo von Ilanz nach Trons und der Oberalp hin eine Poststraße angelegt wird, und Wanderer nach uns schauen dort den letzten Postillon mit denselben Gefühlen an, wie wir den alten Antony." Wem von Scheffels Verehrern fällt bei dieser Gedankenwendung nicht das Gedicht „Der letzte Postillon" im „Gaudeamus" ein, in welchem der Dichter mit Seherauge den Geist des letzteren Umgang halten sieht und sein Klagelied vernimmt, das den Untergang der alten Zeit betrauert:

„O Zeit des Paßgangs und des Trabs,
Des Trinkgelds und des Trunks,
Des Poststalls und des Wanderstabs,
Des idealen Schwungs."

Muße zum Ausarbeiten dieser „Reisebilder" fand Scheffel nach der Heimkehr nicht nur in Karlsruhe, sondern auch in seinem geliebten Heidelberg. Natürlich zogs ihn zu dem Genossen fröhlicher Reisetage und das gemeinsame Vorhaben, die empfangenen Eindrücke in der „Allgemeinen Zeitung" zu schildern, war ein triftiger, auch den Eltern gegenüber entscheidender Grund, einen Teil der freien Zeit bis zum Antritt einer neuen Amtsstellung in Heidelberg zu verbringen. Nicht nur die Mutter, auch der Vater war stolz darauf, den Sohn unter so angesehener Kameradschaft seine litterarischen Sporen verdienen zu sehen.

Erst am 2. Dezember reichte dieser bei dem Hofgericht Bruchsal das Bittgesuch zur Sekretariatspraxis an demselben ein. Es war von dem Hofgerichtspräsidenten, dem ihm und seiner Familie wohlgesinnten früheren Minister Bekk, befürwortet und wurde schnell genehmigt, so daß schon am 9. Dezember sein Eintritt in die neue Stelle erfolgen konnte. Zuvor aber hatte er zu Heidelberg im „Engeren" wiederum gar übermütig-lustige Stunden verlebt. Angefüllt mit den Eindrücken der Reise und neuen interessanten Ge-

sprächsstoffen, entfalteten die beiden „Engadiner" im Kreise der verständnisvollen Freunde ihre Unterhaltungsgabe in der anregendsten, fröhlichsten Weise.

In diesen Tagen kam das innige Freundschaftsverhältnis zwischen Schmezer und Scheffel zu jener Blüte, welcher der anakreontische Liederschatz der Deutschen so schöne Früchte zu danken hat. Im Winter 1851/52 hielt der freisinnige lebenslustige Pfarrherr der von Heidelberg eine Stunde neckaraufwärts ansässigen evangelischen Dorfgemeinde Ziegelhausen den wie es scheint ersten Cyklus jener Vorträge über den Stand der Astronomie und anderer naturwissenschaftlichen Disziplinen, welche er von da ab mehrere Jahre hintereinander während der Winterzeit vor einem gewählten Publikum beiderlei Geschlechts im Heidelberger „Museum" gehalten hat und welche für uns besondere Bedeutung haben, weil in ihnen Scheffel, soweit er deren Zuhörer war, die Anregung zu seinen „naturwissenschaftlichen" Liedern vom „Komet", vom „Ichthyosaurus", vom „Basalt" vom „Granit" &c. empfangen hat. Wer sich diesen Pfarrer von Ziegelhausen leeren Gerüchten nach nur als einen für seinen Stand übermäßig kneiplustigen Zechkumpanen vorstellt, der wie am Sonntage Responsorien, in der Woche übermütige Kneiplieder mit gleicher Hingebung sang, macht sich einen sehr einseitig-falschen Begriff von dieser genialen Persönlichkeit. Daß er als simpler Landpfarrer vor dem erlesenen Publikum einer Universitätsstadt mit glänzendem Erfolge Vorträge über die Resultate moderner Naturforschung zu halten vermochte und zu halten sich gedrungen fühlte, ist gewiß ein größeres Phänomen als die Trink- und Singfertigkeit der Kehle dieses geistlichen Herrn. Seine Gewohnheit, wenn er abends in Heidelberg blieb, im „Holländer Hof" zu übernachten, übernahm bei kürzeren Besuchen auch Scheffel; hier, im Spitzschen Hotel, hatten sie, wenn kein „Engerer" war, ihren Stammtisch.

Pfarrer Christoph Schmezer stand damals noch in der Blüte kräftigen Mannesalters, war aber doch um so viel

älter als Scheffel, daß er hätte können dessen Vater sein. Er war fränkischen Stammes und am 29. April 1800 zu Wertheim am Main geboren. Studiert hatte er 1820—23 in Halle und Heidelberg; von besonderem Einfluß auf ihn waren namentlich Daub und Paulus gewesen, von denen letzterer sich bekanntlich durch seine natürliche Erklärung der Wunder Jesu einen Namen gemacht hat. Wie dieser gehörte er der rationalistischen Richtung an, der er bis an sein Ende treu blieb. Namentlich zu Halle war er ein eifriger Burschenschafter gewesen, als humorvoller Redner und Sänger unter seinen Kommilitonen hervorragend. Sein Examen machte er als Badenser unter J. P. Hebel. In den Jahren 1830—39 war er dann Pfarrer in Baden-Baden und von 1840—75 in Ziegelhausen. Dem reaktionären Kirchenregiment, welches schon vor dem Hereinbrechen der politischen Reaktion das liberale abgelöst, war er ein Dorn im Auge und so ließ man ihn — trotz seiner eminenten Begabung — auf seiner kleinen ländlichen Pfarre, wo es ihm jedoch, Dank der Nähe Heidelbergs, ganz vortrefflich behagte. Schon als Student hatte sich in ihm ein reges Interesse für die Naturwissenschaft, vor allem die Astronomie geregt; er hatte sich einen reichen Schatz exakter Kenntnisse auf diesem Gebiete erworben, welche er schon wiederholt als Redner und Schriftsteller verwertet hatte, ehe er in Heidelberg mit dem Unternehmen hervortrat, einen Cyklus populärer Vorträge — zunächst über Astronomie — zu eröffnen. Unter dem Titel „Die Himmelsräume und ihre Welten“ erschien dieser erste größere Cyklus von Vorträgen im Jahre darauf als Buch (Heidelberg, J. C. B. Mohr), geschmückt mit sieben Steindrucktafeln, welche nach Zeichnungen hergestellt waren, die vom Pfarrer selbst herrührten und ihm beim Vortrag zur Erläuterung gedient hatten.

Daß Schmezer mit diesem Ernst für die Wissenschaft eine unbeschränkte Empfänglichkeit für alle Art von Humor verband, machte ihn für den „Engeren“ zu einem so geschätzten Kameraden. Seine Spezialität war der melodramatische

Vortrag humoristischer Gedichte und Lieder. Wie sein Bruder, das langjährige Mitglied der Braunschweiger Oper, war er im Besitze einer Stimme von seltener Kraft und Fülle, und nicht nur seine Kenntnis der humoristischen Musiklitteratur, sondern auch eigene Begabung setzten ihn in den Stand, für neue Texte dieser Art charakteristische und wirksame Melodien zu erfinden oder wenigstens zu finden. Eines seiner Hauptstücke, ehe die Lieder Scheffels ihm bekannt und seine Lieblinge wurden, war der Vortrag des Mühlerschen „Grad aus dem Wirtshaus komm' ich heraus", das er um mehrere äußerst drastische Verse bereichert hatte. Schmezer war von mittlerer Statur, sein bartloses geistreiches Antlitz erhielt durch eine energische Nase und ein ebenso energisches Kinn ein kräftiges Profil; über mimische Ausdrucksfähigkeit verfügte er besser als gar mancher Schauspieler. Scheffel hat in seinen späteren Liedern wiederholt diesen Freund verherrlicht; am treusten wohl in jenen Zeilen im „Pumpus von Perusia", wo er als „Augur von Tegulinum" (d. i. Ziegelhausen) vorgeführt wird:

„Weisheit entströmt bedachtsam zechender Männer Mund,
Zumal an jenem obern, linnenweißen Tisch,
Wo Tegulinums Augur, später Mitternacht
Trotz bietend, ausharrt, einer ehernen Säule gleich,
Und sternenkundig vorsingt in dem Rundgesang."

In fast noch innigeren Verkehr trat Scheffel in jener Zeit, die er zwischen Karlsruhe, Heidelberg und Bruchsal teilte, zu einem dritten Mitgliede des Kreises, den Privatdozenten für „Rechtsphilosophie" Dr. Ludwig Knapp. Beide standen sich im „Engern" nicht nur dem Alter nach besonders nahe — Knapp war am 20. Februar 1821 zu Darmstadt geboren — sie hatten auch eine innere Gemeinsamkeit, die ihren Verkehr besonders intim machte. Auch Knapp hatte den Amtsgeschäften eines jungen Staatsbeamten und der hergebrachten Rechtsprechung damaliger Zeit keine Sympathie abgewinnen können, und was in Scheffel gärend zum Ent-

schluß reifte, das lag bereits vollzogen hinter Knapp, er hatte im Jahre 1848 als hessischer Accessist in Darmstadt den Dienst quittiert. Er war darauf in Heidelberg Privatdozent in der juristischen Fakultät geworden mit der Absicht, die Wissenschaft vom Recht „in ihrer philosophischen Reinheit" darzustellen. Vorher schon, als Student in Gießen und Heidelberg, namentlich aber während der Accessistenzeit in Darmstadt, hatte er sich als Dichter versucht, worin er durch die anregende Teilnahme, die er im gastlichen Hause des Arztes Minnigerode fand, bestärkt wurde. Die Familie gehörte zu dem Kreise der damals in Darmstadt herrschenden schöngeistigen Bildung, namentlich gab darin die junge Frau den Ton an, deren Wesen als ein „hochgespanntes" geschildert wird und die bald nach dem Tode des Arztes die Gattin Knapps wurde. Als Student war er ein flotter Korpsbursche gewesen und aus dieser Zeit hatte er ins reifere Leben einen Hang zu geselliger Gemeinschaft mit geistig regen Genossen und allerlei Kavaliersbedürfnisse mithinübergenommen; wie er beispielsweise ein passionierter Reiter blieb. Dazu paßte es freilich nur wenig, daß er ohne Stellung und Einkommen gerade in dieser Zeit des Berufswechsels zu jener Ehe sich entschlossen hatte. Das Vermögen seiner Frau war auch nicht bedeutend und die Vorlesungen über Rechtsphilosophie, gerichtliche Medizin und Nationalökonomie brachten so viel nicht ein. Die Vollendung eines begonnenen wissenschaftlichen Werks wurde durch die aus dieser Situation sich ergebenden Mißstimmungen über Gebühr verzögert. Erholung und Zerstreuung wurden ihm unter ihrem Druck immer mehr zum Bedürfnis und er fand sie, gerade entsprechend seinem genial-exzentrischen Wesen, unter den Sodalen des „Engeren".

Auch auf diesen Originalmenschen hatte der Geist der Zeit tief eingewirkt und das bedeutende Werk, das er der Welt hinterlassen und welches während der Blütezeit des „Engeren" in langsamem Wachstum entstand, seine von Ludwig Feuerbachs Geist beeinflußte „Philosophie des Rechts"

hat er selbst als einen Versuch bezeichnet, „die Grundsätze der Freiheit in einer Schrift zusammenzufügen". Dieses Werk, an welchem er damals schon arbeitete und dessen Gedankengang sich auch in seinen Gesprächen mit seinem Freunde Scheffel widerspiegelte, hat bei seinem Erscheinen wenig Anerkennung geerntet — Ludwig Feuerbach war der einzige, der ein gewichtiges Wort zu seinen Gunsten sprach; dagegen ist es neuerdings der Gegenstand eingehender Würdigung geworden und erscheint danach berufen, noch größere Wirkungen in der Zukunft zu entfalten. Das neue an dem, einem keuschen edlen Denkergeist entborenen Werk war vor allem die darin auf das Recht angewandte naturwissenschaftliche Methode.

Scheffels Geist, dem Abstrakten kraft elementarer Veranlagung abgeneigt, war nicht immer bereit, dem Triebe Knapps, die konkreten Verhältnisse des Lebens auf ihre Grundprinzipien zu prüfen, Folge zu leisten: einen vollen Zusammenklang aber fanden die Anschauungen beider in der Verurteilung eines Rechtssystems, dessen Grundsätze einst „auf römischem Forum" entstanden und ungenügend den heimischen Verhältnissen angepaßt waren. Dies ist sicher: Knapps ätzend-scharfe Kritik bestärkte Scheffel nicht wenig in seiner Abwendung von dem eingeschlagenen Berufe. Unter dem Einfluß dieses Verkehrs schrieb er denn auch an Schwanitz, daß er im Begriff stehe, den Glauben an die Rechtswissenschaft überhaupt zu verlieren. Knapps Werk erschien bei F. Enke in Erlangen 1856, zwei Jahre vor seinem Tod, welcher ihn infolge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde bei so jungen Jahren ereilte; zum tiefsten Leidwesen seiner Freunde, ihm aber willkommen, denn die radikalen scharfen Aeußerungen, welche sein Buch enthielt, hatten ihn zum Gegenstand noch schärferer Aburteilungen werden lassen und der ohnehin durch ein Gemütsleiden seiner Frau und materielle Sorgen tief niedergedrückte Mann zeigte sich in seiner wissenschaftlichen Isoliertheit diesem Schlag nicht gewachsen. Scheffel begrüßte das Werk mit einem humoristischen Lied, das später in den „Gedichten aus dem Nachlaß"

seine Stelle fand. — Auch Knapp verfügte für die Sitzungen des „Engeren“ über ganz besondere gesellige Talente. Seine Hauptgabe bestand in der virtuos ausgebildeten Fähigkeit, alle möglichen Personen täuschend nachzuahmen. Professor Friedrich Knapp in Braunschweig, ein älterer Bruder des verstorbenen Philosophen, schrieb mir darüber: „Seine ganz ungewöhnliche Kunst der geistreichen Wiedergabe der Eigenart und charakteristischen Manier bekannter Personen, in der That unübertrefflich, gab seinem gesellschaftlichen Talente ein glänzendes Relief. Dies um so mehr, als dasselbe weniger dem bloßen spottenden Scherz diente, als vielmehr auch die Form war, in der er seiner Verehrung Ausdruck zu geben wußte. Er verstand das Wesen der Personen in prägnanter Darstellung gleichsam zu verdichten.“ H. Schleuning in Heidelberg, auch ein Genosse dieses Kreises, der „Stabstrompeter“ in Scheffels Rodensteinlied „Die Fahndung“, wußte mir von einem seiner Hauptstücke zu erzählen; das war die pantomimische Darstellung der „Nächtlichen Heerschau“ in der Gestalt des Prinzen Emil von Hessen. Dieser war der geistvolle jüngste Bruder des Großherzogs Ludwig II. Er war mit Napoleon I. in Rußland und ward von diesem bei Leipzig mit dem Zuruf angefeuert „En avant roi de Prusse“. „Sein knackender Gang und das Stockaufsetzen bei jedem Schritt, sein scharfer, gläserner Blick, den ganzen Mann wie vom Grabe erstanden, ahmte Knapp grausenerregend nach, indem er unsern Tisch langsam umschritt, während Schmezer die „Nächtliche Heerschau“ von Zedlitz mit Kesselpaukenbegleitung vortrug.“

In Gesellschaft dieser beiden Originalmenschen, Häussers und noch einer bunten Schar anderer geistig hochbegabter Vertreter der verschiedensten Wissenschaften schlug sich Scheffel die trüben Gedanken aus dem Sinn, welche in dem Gefühl, einem verfehlten Beruf zu leben, wurzelten. Den außerordentlichen Reiz eines ungezwungenen heiteren Verkehrs unter Männern, die so frei über reiche Schätze des Wissens ver-

fügen, daß ihnen die ungezwungene Erörterung ernster geistiger Fragen wieder zur Quelle der Lust und des Genusses wird, empfand Scheffel nach der Vereinsamung, die er in dieser Beziehung in Säckingen erfahren, in gesteigertem Maße.

Ihm war ja der „Genius Loci Heidelbergs", der „Scherz, Humor und heitere Träume zum Wissensernst der alten Musenstadt" fügt, schon in der Studentenzeit zum Genius seiner eigenen selbständigen Regungen als Poet geworden. Lieder eines „fahrenden Schülers" hatte er diese Versuche genannt und das Gefühl — wie die Sänger der „Vagantenlieder" im Mittelalter — ein „fahrender Schüler" zu sein, der unruhig in der Welt umhergewirbelt wird, allzeit bereit, in froher Menschen Mitte dem Frohsinn ein Loblied zu singen, hatte sich in seiner Seele seitdem immer tiefer festgesetzt. Seine germanistischen Studien, sein Lesen in den alten Heldensagen, denen fahrende Spielleute ihre jetzige Gestalt gegeben, in den duftigen Liedersträußen, die „Minnesangs Frühling" der Welt hinterlassen, all dies wirkte dahin, ein romantisch-verklärtes Ideal des fahrenden Künstlertums, wie es der Kultur einer früheren Zeit unserer deutschen Geschichte eigen war, in seiner Stimmungswelt heranzubilden. War doch nach seinem eigenen Bekenntnis sein Geist von jener Art, „welche jede Abstraktion in einen bildlichen Eindruck verwandelt". Wenn er jetzt die 1848 von Schmeller herausgegebenen lateinischen und deutschen Vagantenlieder, die nach dem Fundort der Handschrift (Benediktbeuern) Carmina burana benannt sind, mit wachsender Vorliebe studierte, so daß sie ihm weiterhin zum Lieblingsbuch wurden, so vernahm sein Ohr nicht bloß diese teils übermütig-kecken, teils tiefempfundenen Gesänge mit dem Ausdruck des vollen Lebens, sondern sein geistig Auge sah auch die jugendlichen, wagehalsigen Gestalten, auf deren Lippen solche Weisen zuerst erklangen. Wenn er dort einen so hochgemuten Spruch las wie den von Jugendkraft erschwellenden:

„Were diu werlt alle min
von deme mere unze an den Rin,
des wolt ih mih darben,
daz diu chünegin von Engellant
lege an minen armen“ —

so stellte sich ihm ein Bild ein ähnlich dem, wie er es bald danach in das zweite Stück seines Trompetersangs verwob: das verwegene Ständchen des fahrenden Scholaren Werner Kirchhof, das dieser zu der Kurfürstin Eleonore auf dem Schloßbalkon emporschmettert. Was ihm im besonderen diese Goliardenpoesie so sympathisch machte, hat er selbst später in der Anmerkung 44 zu „Fahrender Leute Psalterium“ in „Frau Aventiure“ hervorgehoben: „die auf klassischer Bildung ruhende üppige Lebensheiterkeit und eine die Gebrechen der Berufsstände, besonders ihres eigenen, . . . scharf geißelnde Satire.“ Wenn er dort von den „Fahrenden“ sagt: „sie ahmten in drolligen Schriftstücken den erzbischöflichen Curialstil nach“, so bezeichnet er damit ein Symptom seiner inneren Verwandtschaft mit ihnen, wie seine eigenen drolligen Schriftstücke, die den amtlichen Curialstil verspotteten, beweisen. Und in diese Stimmungswelt, die ein organischer Teil seines Seelenlebens ward, aus dem ab und zu jene prächtigen Wanderlieder hervorkeimten, die im Tone eines fahrenden Schülers gesungen sind, mischten sich im Gespräch mit den Freunden auch die heiteren Erinnerungen, die der Aufenthalt in Säckingen in seiner Seele zurückgelassen. Da erzählte er in seiner dialektisch gefärbten, urfrischen Weise von den Freunden und Verhältnissen, die er in der entlegenen Waldstadt kennen gelernt, von den starkknochigen Hauensteinern im Hotzenwald, von dem „füürigen Alexander“ in dem Einöd-Wirtshaus „Zum dürren Ast“, und dieser Name trug ihm den Ehrennamen des „fahrenden Schülers Josephus vom dürren Ast“ ein, der im Jahre darauf in den „Meister“ dieses Namens umgewandelt wurde. Der Schluß der Vorrede zum Trompeter spielt auf diesen Namen an und auch in den Engadiner

Briefen klang die Beziehung auf in einem Citat aus dem alten Volkslied von dem abgewiesenen Buhlen: „Geh du nur immer hin wo du gewesen hast und binde deinen Gaul an einen dürren Ast."

Wir haben allen Grund anzunehmen, daß er selbst es war, der sich jenen Namen gab und daß weit mehr als jenes Gasthaus im Hotzenwald dies Volkslied mit seinem höhnischen Schluß hierzu den Anlaß bot. Als er während seiner Säckinger Zeit einmal Ferientage in Karlsruhe verbrachte, hatte er sein Herz an die zu seltener Anmut aufgeblühte Cousine Emma Heim verloren. Aus dem Pensionat zu Kettenheim bei Alzey in Rheinhessen heimkehrend, war das junge Mädchen beim Onkel Major in Karlsruhe zu Besuch erschienen. Die Mutter hatte das schöne Kind in Josephs Stube hinaufgeführt, wo dieser arbeitete, und da wirkte ihr plötzlicher unerwarteter Anblick so bezaubernd auf ihn, daß er erlebte was seine Trompeterdichtung von Jung Werner berichtet, als er die blonde Margaretha am Fridolinstag in der Prozession gewahr wird —

„Der ersah sie — war's die Sonne,
Die sein Auge jäh geblendet?
War's der blonden Jungfrau Anmut?"

Hinzufügen müssen wir, daß *sein* „Schwarzwaldlieb" keine Blondine war.

Er zögerte nicht, sein Gefühl ihr zu bekennen, und die schwärmerische Verehrung von Seiten des jungen Dichters war dem Mädchen nicht unwillkommen. Aber sich schon jetzt zu binden, lag ihr fern und er, der instinktiv fühlte, daß sein Lebensweg noch manche Windung vorhabe, ehe der „fahrende Schüler" im Hafen einer eigenen Häuslichkeit und ehelichen Glücks werde münden können, geriet dadurch in eine Stimmung der Resignation, die ihm den Mut nahm, schon jetzt als Werbender aufzutreten. Er glaubte sich zurückgewiesen und nährte diese Auffassung, weil all sein Wesen danach lechzte, von der Amtsthätigkeit loszukommen; sein Drang zum Künstlertum war mächtiger, als sein Verlangen, sich das

Liebesglück zu sichern, nach dem sein Herz doch innigst verlangte. Das machte wieder die Geliebte mißtrauisch, und statt zu beglücken, schuf das Verhältnis nun beiden, so scheint es, Mißmut und Verstimmung. Als er mitten im Winter nach Bruchsal zu neuer Amtsthätigkeit übersiedelte und sich zunächst von allem fröhlichen Verkehr abgeschnitten sah, schlich sich eine Anspielung auf den Liebeskummer sogar in eine humoristische Klageepistel an die Freunde im „Engeren". Und unter dem Einfluß dieser Stimmung dürfte die Sehnsucht nach der Stätte seiner lichtesten Jugendträume und heitersten Lebensstunden, nach Heidelberg, jene weichen vollen Gefühlstöne gefunden haben, die das wundersam innige Lied auf Altheidelberg durchhauchen, jenes Lied, in dem er den Musensitz am Neckar mit einer Braut vergleicht . . . „es klingt wie junges Lieben dein Name mir so traut." Mir wenigstens will es unzweifelhaft erscheinen, daß die Strophe:

„Und stechen mich die Dornen,
Und wird mir's drauß zu kahl,
Geb' ich dem Roß die Spornen
Und reit' ins Neckarthal" . . .

damals entstanden ist, als er nach einem vierteljährigen Aufenthalt in Bruchsal an den Freund Schwanitz in Eisenach schrieb: „In mir hat sich allmählich ein Gefühl unendlichen Ekels angesetzt, das noch einmal zu irgend einer Explosion kommen wird und leider hab' ich sogar den Humor verloren, der sonst als grüne Pflanze („Mauerpfeffer, sedum acre") aus den Trümmern abgelebter Zeiten hervorsproßte . . . Bruchsal ist eine langweilige Seestadt — und Sekretär am Hofgericht ist eine langweilige soziale Position. Die ganze lebensfrische Anschauung der Dinge wird durch dieses ewige Aktenlesen, — durch diese Hantierung mit Tinte und Feder demoralisiert. Ich halt's nicht mehr lange aus und bin schier im Begriff, meinen Glauben an die Rechtswissenschaft selber zu verlieren. Ich stehe hier ganz allein, — niemand kennt oder versteht mich, Erfahrung und Menschenverachtung hat

mich selbst schweigsam, mißtrauisch, spürnasig gemacht. — Höchstens fahr' ich einmal nach Heidelberg zu meinem Graubündner Reisegefährten, Professor Häusser, und frische mich in guten Erinnerungen ans Engadin und rhätische Alpenpracht an."

In einem Briefe aus Bruchsal an Eisenhart vom 1. Januar 1852 findet sich aus Lenaus Schilfliedern die Strophe zitiert:

„Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken
Wie ein stilles Nachtgebet"

im Anschluß an die Klage: „Die Erinnerung an die Tage heiterer Jugend, regsames Streben, schwärmend fürs Schöne, bringt jetzt, wo ich schon so manchen guten Gedanken aus früheren Zeiten zu Grab getragen habe, eine eigene Wehmut über mich." „In unsrer Zeit, wo alle Ideen mit Bajonetten totgeschlagen werden, ist's auch recht zweckwidrig, sich noch mit Gedanken zu plagen . . . Ich stehe zur Zeit recht einsam und in einem unerquicklichen Leben drin, ich bin beim mittelrheinischen Hofgericht dahier vorübergehend Sekretarius und vegetiere in einer Stadt, wo einst der Fürstbischof von Speier residierte, wo der Horizont mit verschiedenen Zucht- und Arbeitshäusern besetzt ist 2c." Am Schluß nennt er sich den „einsamsten und zweckwidrigsten aller Hofgerichtssekretäre". In demselben Briefe findet sich auch die schon Seite 41 zitierte Bezugnahme auf Elise von Moys Eintritt ins Kloster.

Die „Vereinsamtheit" des Melancholischen ist aber doch nicht ganz wörtlich zu nehmen. Einer seiner Vorgesetzten, Hofgerichtsrat Preuschen, ein auch poetisch begabter Mann, den Kamm als eine geniale und humoristische Persönlichkeit schildert, nahm sich des Vereinsamten an. Er mochte über das Leben im damaligen Bruchsal, in dessen Zellengefängnis einer der Führer der badischen Revolution, Otto von Corvin, schmachtete, ziemlich gleich denken wie sein junger Freund. Wer beim Durchblättern der älteren Jahrgänge der „Flie-

genden Blätter“ aus den vierziger und fünfziger Jahren auf ein kleines griechisches π als Unterschrift stößt — es sind namentlich Handwerksburschenlieder und dergleichen — hat Zeugnisse seines liebenswürdigen Humors vor sich und wird die Seelensympathie des jüngeren und älteren Mannes erst recht begreiflich finden. Preuschen führte seinen Schützling auch in ein litterarisches Kränzchen ein, das damals abwechselnd bei den Familien des Dr. Fretter, des Hofgerichtsassessors Mays, der Hofgerichtsräte Camerer und Preuschen seine Zusammenkünfte hatte. Man las hauptsächlich die damals neuen Abhandlungen von Gervinus über Shakespeare; ein paarmal las auch Scheffel alemannische Gedichte von Hebel vor. Dieser Hofgerichtsrat Preuschen hatte zum ständigen Hausgenossen einen Kater, der den originellen und doch so bezeichnenden Namen Hiddigeigei führte, und da Scheffel bereits als Knabe im Vaterhaus sich an die Gesellschaft wohlerzogener Hauskatzen gewöhnt hatte, wurde der höchst intelligente Kater seines väterlichen Freundes ihm ein teilnehmender Kamerad in so mancher Stunde kontemplativen Sinnens. So ist denn auch der philosophische Kater im „Trompeter“ keine allegorische Erfindung, noch weniger eine ergrübelte Nachahmung anderer litterarischer Kater, sondern samt seinem Namen direkt dem Leben entnommen. Als die Dichtung um Weihnachten des nächsten Jahres erschien, schickte Joseph seinem väterlichen Bruchsaler Freund ein Dedikations-Exemplar mit folgender Widmung:

„Herrn Hofgerichtsrat Preuschen
in Bruchsal
dem Herrn und Meister des wahren geschichtlichen Hiddigeigei.“

Das Jahr 1852 hatte begonnen, da erhielt der Dichter in seiner Vereinsamung einen Brief aus Rom. Dorthin war sein alter Kamerad Julius Braun von einer größeren Reise durch den Orient zurückgekehrt, deren Verlauf er in farbenprächtigen Skizzen für die „Augsburger Allgemeine“ schilderte. Braun suchte als Kunstforscher den Zusammenhang zwischen

der älteren griechischen Kunst und der ägyptischen nachzuweisen. Seine Schilderungen steigerten die alte Sehnsucht Josephs nach einem Leben für die Kunst und in der Kunstwelt, und er hatte dem Freunde sein Herz ausgeschüttet in einem Briefe, den er nach Rom ihm entgegensandte. Brauns Antwort war die dringende Aufforderung, sich doch frei zu machen und sobald als möglich zum gemeinsamen Aufenthalt nach Rom zu kommen. Scheffel, tief ergriffen von dieser verlockenden Aussicht, setzte sich sofort hin zu folgender inhaltsvollen Antwort, welche nur um weniges gekürzt, Brauns Witwe, Frau Rosalie Braun-Artaria in dem bereits angezogenen Aufsatz der „Gartenlaube" zuerst mitgeteilt hat. „... Während wir in Altdeutschland herumsitzen und uns immer noch die Augen reiben, als hätten wir einen bösen Traum geträumt, hast Du Dir auf klassischem Boden die Sohlen abgelaufen, manchen scharfen Ritt durch die Wüste und die ausgebrannten Steinberge Kleinasiens gemacht und vom Steuer Deines Schiffes hinaus ins blaue Meer des griechischen Archipels geschaut, und nun ruhst Du im alten Rom und rekapitulierst hinter dem Vater Herodot, der vor grauen Jahren desselbigen Weges gefahren, deine Reisebilder.

„Lieber Langer, wem das zu Teil geworden, der darf wieder manchen schlechten Tabak in Deutschland rauchen, er hat immer was Erkleckliches voraus ... Ich hab' im rauhen Schwarzwald oben in Säckingen und auch zu Herrischried, wo ich im Ochsen und sonst mir manchen guten Freund erworben, gar oft meine Gedanken zu Dir fliegen lassen und die schmutzigen Wände meiner Amtskanzlei kamen mir immer grün vor, und meine Hauensteiner wurden vom jungen Ambtmâ immer viel glimpflicher behandelt, wenn ich ein Wanderblatt aus Italien oder aus dem Orient zu Gesicht bekommen hatte ...

„... Langer! Dein gestriger Brief hat mir ins Herz geschnitten. Hättest Du vier Wochen früher geschrieben, so wäre jetzt mein Bündel geschnürt, und ich käme zu Dir über die Alpen, bräche in Rom bei Dir ein und sagte: Mensch,

hauche mich an mit Deinem Odem, auf daß ich des Tintenschreibens erlöst werde. Um Neujahr wollt' ich fort, da kam der Louis Napoleon mit seinem Staatsstreich, und wiewohl mich's herzlich gefreut hat, daß der kleine Thiers auch einmal mit jenem keltischen Gesang: „Ha' — ham' — hammer dich emol ꝛc." abgefaßt und nach Ham in Schatten gesetzt wurde, so schien mir die Landstraße doch zu kritisch, um jetzt darauf zu wandern. Von Dir hatt' ich auch keine Nachricht, dachte, du führst von Konstantinopel donauwärts heim.

„Um ein paar Monate nützlich zu arbeiten, laß ich mich von Bruchsal ans Hofgericht verschreiben und wie ich kaum ein paar Tage hier sitze, kommt Dein Brief; ‚Rate, wo sind wir jetzt?' habe ich mich gefragt, den Brief in der Hand und die Glut des Orients im Sinn. Auf meinem Sekretariat, wo die Gipfel des Zuchthauses zum Fenster hereinwinken und der alte Sekretär, der bereits 50 Jahre im Amt ist und nur noch im Kanzleistil denkt und ein Gesicht hat wie ein Schellfisch und vor lauter Dekreten und Urteilen die Liebe vergessen hat, so daß er sie jetzt — zu spät — nur seinem Hund Pfefferle zuwenden kann — und um mich herum seinen Tabak schnupft — da sind wir jetzt! Daß ich's nicht lange aushalten werde, begreifst Du. Leer, unbefriedigt fahre ich schon lange in der Welt herum. In Karlsruhe bin ich oft stundenlang vor den Gypsabgüssen gestanden, am Donnerstag hab' ich der Frau Venus von Melos meinen Besuch gemacht, am Samstag der kleinen Büste der Sappho oder der schleierduftigen Berliner Muse — ich muß mich an der plastischen Schönheit antiker Welt und südlicher Natur erlaben, sonst verbeißt sich alle Sehnsucht nach innen und ich bin imstande und schreib meinen Hofgerichtsräten einmal wahnsinnige Entscheidungsgründe zu einem weisen Urteil. Schreib mir deshalb, ob Du den Sommer noch in Rom bleibst . . . Ich wollte oft, ich hätte nie ein corpus juris gesehen und wäre in München Maler geworden . . ."

Wäre uns auch ein Einblick in Scheffels Briefe gestattet,

die er in der diesem verhängnisvollen Januartag folgenden Zeit an seine Mutter und Schwester aus Bruchsal gerichtet hat, so würden sie bestätigen, was sich aus diesen Voraussetzungen und dem Thatsächlichen, was uns Zeugen jener Zeit berichtet, klar ergiebt. Als er anfangs Oktober nach Karlsruhe kam, hatte er von seiner Reise durchs Engadin wie aus dem Schwarzwald viele Skizzenblätter heimgebracht, die nicht nur den Beifall der Seinigen, sondern auch den der im Hause der Eltern verkehrenden Künstler gefunden hatten. Nun stand ja die bildende Kunst, besonders aber die Landschaftsmalerei beim Vater in hohem Ansehen. Er hatte keine Kosten gescheut, um das Talent der Tochter, das sich früher als im Sohn mit Entschiedenheit geregt hatte, regelrecht ausbilden zu lassen, und er hatte kein Vorurteil dagegen gehabt, daß sie sich allen Ernstes der Kunst widmete. Unter Leitung Karl Ludwig Frommels, dessen anmutige duftige Weise der Landschaftsschilderung dem Mädchen sehr sympathisch war, hatte es Marie Scheffel bereits zu erfreulichen selbständigen Leistungen gebracht. Im Verkehr mit ihr, der von klein auf ein innig-zärtlicher war und der in den Ferientagen nach der Heimkehr aus dem Engadin ein äußerst lebhafter wurde, regte sich im Bruder wieder mit Macht der Wunsch, die Malerei berufsmäßig betreiben zu dürfen, jetzt zugleich mit der Reue, die rechte Zeit versäumt zu haben. — War es denn jetzt überhaupt zu spät? Die tiefe leidenschaftliche Sehnsucht nach Bethätigung des in ihm sich regenden Künstlerberufs, über dessen eigentliche Natur er sich — unter diesen Verhältnissen begreiflicherweise — täuschte, deutete er als eine ermunternde Antwort auf diese Schicksalsfrage. Die längst geplante Reise nach Italien, zu der ihm der Vater die prinzipielle Einwilligung schon früher erteilt hatte, sollte ihn über alle Zweifel hinwegbringen. Schon aus Säckingen (im Dezember 1850) hatte er an Freund Eisenhart geschrieben: „ich hab' stark vor, nach Italien auszufliegen und mir so viel von südlicher Natur und Kunst für die Erinnerung in meine

Mappe zu sammeln, daß ich eine Reihe deutscher Geschäftsjahre hindurch als an einem Wintervorrat zehren kann." Jetzt war sein Ziel: Hinaus aus der Geschäftswelt des Juristen für immer und hinein mit ganzer Seele ins Reich der Kunst! Der Aufenthalt in Rom wird Rat dafür bringen! Aber von dieser Absicht that er seinen Eltern nichts kund. Denn daß der Vater in diesen Plan nicht einwilligen würde, war klar: nie würde sich dieser ins Unrecht haben setzen lassen durch das Zugeständnis, er habe sich damals geirrt, als er den Sohn beim Verlassen des Lyceums zum Juristen bestimmte. Nie würde er freiwillig zugeben, der Sohn solle, nachdem er an die acht Jahre sich für die höhere Beamtenlaufbahn vorbereitet hatte, auf der ihm der Weg jetzt bestens geebnet war, plötzlich noch „umsatteln". Nur für die vollendete Thatsache konnte der Sohn vielleicht nachträglich des Vaters Zustimmung gewinnen! So überlegte sich Joseph. Auch das Herz der Mutter wollte er mit dieser Sorge nicht früher als nötig belasten. Dagegen war wohl seine Schwester die Vertraute seines geheimsten Planes, als er nun vom Vater die Zustimmung dafür zu erlangen suchte, daß er schon jetzt die italienische Reise antrete. Denn gegen das plötzliche Abbrechen der eben erst begonnenen, ihm so wichtig erscheinenden Thätigkeit am Bruchsaler Hofgericht war der Vater durchaus. Das zärtliche Mutterherz kam ihm zu Hilfe. Sie ließ nicht ab, ihrem Gatten klar zu machen, daß es ihr Joseph schwerlich wieder so gut in Rom treffen werde wie jetzt, wo der junge Doktor Braun, der gefeierte Archäologe, ihn überall einführen könne. Auch ein anderer Jugendfreund Josephs war jetzt dort, Wilhelm Klose, einst der Spielkamerad Josephs in Haus und Garten der Eltern. Dieser hatte nach dem Verlassen der Schule dem Herzensdrang folgen und Maler werden dürfen. Nachdem er sich in München unter Rottmanns Einfluß zum Landschaftsmaler ausgebildet, war er auf Reisen gegangen und nun nach längerem Aufenthalt in Dalmatien nach Rom gekommen. Auch der Hausarzt trat für Joseph ein;

sein Gesundheitszustand ließ viel zu wünschen übrig; an Geld zur Reise fehlte es nicht; es scheint sogar, daß ein Legat der im Jahre vorher (am 29. Juni 1851) gestorbenen Großmama, deren Verlust von allen tief betrauert wurde, dazu benutzt worden ist. Und so gelang es denn den vereinigten Anstrengungen, den Widerwillen des Vaters zu beugen und Josephs Reiseplan durchzusetzen.

Schon am 20. Februar konnte dieser an Schwanitz schreiben: „Im Mai ziehe ich wahrscheinlich wieder als fahrender Schüler in die weite Welt und zwar wenn's langt, direkt zum langen Braun, der gegenwärtig von seiner Odysseusfahrt im Orient und griechischen Archipel zurück nach Rom gekehrt ist und dort seine Studien verarbeitet. Er hält den Künstlern Vorlesungen im Palazzo Simonetti" (hier hatte der Verein deutscher Künstler in Rom sein Heim) „— ich wollt', ich könnt' eher heut als morgen zu ihm und auf italischem Boden einen Schluck Lethe trinken, in dem alle Erinnerungen seit 1848 ausgetilgt würden . . ." Am 7. Mai hatte er beim Hofgericht die Anzeige eingereicht, daß er, „behufs Antritts einer größeren Reise nach Italien und Frankreich, vom 9. ds. Mts. ab, seine seitherige Stellung als Volontär beim hohen Gerichtshof aufzugeben gedenke." Diese Form der Urlaubserbittung wurde beanstandet und so mußte er noch eine weitere, näher begründende Eingabe an das Justizministerium richten. Er erklärte darin, daß die beabsichtigte Reise ihn mehrere Monate von der Praxis fernhalten werde, er aber hoffen dürfe, daß dieselbe für seine weitere wissenschaftliche und universelle Ausbildung von Nutzen sein werde. Der Präsident des Bruchsaler Hofgerichts, der frühere Minister Bekk, ein intimer Freund Häussers, kam dem Ungeduldigen zu Hilfe; er hatte das Zeugnis ausgestellt, „daß Scheffel fortwährend durch seine Leistungen im Sekretariat, sowie durch erstattete Vorträge sich sowohl hinsichtlich des Fleißes, als hinsichtlich des Talents und der Kenntnisse, in hohem Grade wahrhaft ausgezeichnet habe."

Am 23. Mai 1852, einem Sonntag, brach Joseph auf, nach herzlichem Abschied von den Seinen. Er fuhr nach Basel, um diesmal über den Simplon ins gelobte Land der Kunst hinabzusteigen. Am 27. sahen ihn dann bereits die Thäler zu Füßen des Monte Rosa; hier — in Visp — zeichnete er die erste größere Skizze auf dieser für sein Leben so entscheidenden Reise. In seiner Seele aber klang's fröhlich wider von jenem Jubel, der die Worte seines „Ausfahrt"-Lieds beseelt:

„Berggipfel erglühen,
Waldwipfel erblühen
Vom Lenzhauch geschwellt;
Zugvogel mit Singen
Erhebt seine Schwingen,
Ich fahr' in die Welt!"

VI. In Rom und auf Capri.

Die Fahrt nach Rom, die den Kunstbegeisterten über Mailand, Genua, Livorno und Florenz führte, fand in der letzteren Stadt längere Unterbrechung. Der altertümliche Geist der Mediceerstadt, ihr Reichtum an ewig schönen Werken der Kunst ergriffen ihn mächtig. Als er dann nach sechstägiger Fahrt im Vetturin durch Umbrien und Etrurien endlich die Kuppel von Sankt Peter erblickte, übertönte sein jubelndes Evviva Roma! mit hellem Jauchzen das seiner italienischen Reisegefährten. Und als die Reisenden vor der berühmten Osteria am Ponte Molle der Weltstadt zum Gruß ein volles Glas Orvieto leerten, da hat gewiß keiner der andern an das erneute Evviva Roma! gleich große Hoffnungen geknüpft wie er. Aber auch wenige von all den tausend Künstlern, die nach Rom um dort zu lernen fuhren, mögen so bald nach ihrer Ankunft mit so ernstem Fleiß wie er an die Arbeit gegangen sein.

Von den Landschaftsmalern, die damals in Rom ruhm- und erfolgreich die klassische Richtung vertraten, dabei aber auch schon in der Auffassung des Südens einen kräftigen Zug zum Realismus bekundeten, genoß der Oldenburger Ernst Willers das größte Ansehen. Bei diesem wollte der sechsundzwanzigjährige Dr. Scheffel jetzt Schüler werden. Kaum war er im Gasthof des Franz Roesler in der Via Condotti abgestiegen und hatte im Café greco das Wiedersehen mit den Freunden Julius Braun und Wilhelm Klose gefeiert, da enthüllte er diesen seinen Vorsatz. Sie hatten ihn hinaufgeführt auf die Aussichtsterrasse des Monte Pincio und als er nun dort oben, berauscht vom Anblick der Siebenhügelstadt, zwischen den beiden stand und ihnen auseinandersetzte, warum er sich zum Maler berufen halte, da hatte er kein Gehör für ihre zaghaften Einwände. Er wollte, er mußte ein Maler werden!

Von seiner Reise brachte er Skizzen mit, bei denen ihm das gesteigerte Lebensgefühl den Stift geführt hatte und die ihn bei Willers günstig einführten. Dieser nahm ihn freundlich auf und da für Rom die Jahreszeit bereits vorgerückt war, so lud der Meister ihn ein, mit ihm nach Albano zu gehen, um dort nach seiner Weisung im Freien nach der Natur zu zeichnen. Die eingehende Besichtigung der historischen Stätten und der Kunstschätze Roms beschloß Scheffel auf den Herbst zu verschieben.

Ernst Willers, eine norddeutsche Kernnatur, stand damals in seinem achtundvierzigsten Jahr und auf der Höhe seiner Laufbahn. Er hatte in Dresden und München studiert, seine Meisterschaft aber erst in Italien erworben. Wie Preller schloß er sich begeistert der Richtung Joseph Anton Kochs an, welche auch der Landschaftsmalerei das Recht, ja die Pflicht zuerkennt, idealisierend aufzufassen und stilisierend auszuführen. Wie Preller hatte auch er einen Zug auf das Großartige, der ihn antrieb, die historische Landschaft zu pflegen. Allgemeines Aufsehen erregte er zuerst 1838 durch

eine „Ansicht der Umgebung von Olevano", ein umfangreiches, groß gedachtes Gemälde, das er in Rom ausstellte. Sein eigenstes Gebiet war die historische Landschaft, die er im grandiosen Sinn eines Poussin und Claude Lorrain kultivierte. Ein imposanter Ernst spricht aus seinen Waldbildern; auch in der Idylle blieb er gemessen und feierlich. In der Farbe war er zurückhaltend. Mit Vorliebe arbeitete er mit dem Kohlenstift. Der erste Eindruck seiner markigen Persönlichkeit war fast ein herber. Seine ernste Erscheinung mit dem schönen feingeschnittenen langbärtigen und kurzhaarigen Haupte war zwar fesselnd und achtunggebietend; die Rede aber wortkarg und knurrig beinahe. Erst bei weiterer Berührung und wenn das Gefühl des Verstandenseins aus dem sonst stechenden Auge blitzte und seelenvoll aufleuchtete, that sich allmählich der ganze Mann auf und gewährte den Einblick in ein warmes, unendlich klares und anziehendes Gemüt.

Vieles in dieser Künstlernatur war in hohem Maße geeignet, den neuen Schüler sympathisch zu berühren. Die historische Landschaft war ja von je das Gebiet, auf dem auch Scheffels Phantasie sich am liebsten erging. Und der heilige Künstlerernst, der ihm hier in entsprechender Verkörperung entgegentrat, erfüllte ihn mit Verehrung. Aber doch fehlten der Kunst wie dem Wesen des Lehrers gerade diejenigen Elemente, welche für Scheffels Kunst- und Lebensweise die maßgebenden waren, die Freude am Genrehaften und der Humor.

So sah ihn denn noch der Juli in Albano zum Genossen einer fröhlichen Künstlerkolonie werden, deren leitendes Oberhaupt Willers ward und welchem auch Julius Braun sich beigesellte. Der geistig und gesellig stets heiter erregte Kreis hatte sein Quartier im Hotel de Russie; er bestand zumeist aus deutschen Malern; auch an dem sänftigenden Element edler Weiblichkeit fehlte es der künstlerisch-lebhaften Geselligkeit nicht, welche sich bei den abendlichen Symposien oder bei gemein-

schaftlichen Exkursionen in die herrlichen Thäler des Albanergebirges entwickelte. Da führten der Schlesier Eduard Engerth — später Direktor der Wiener Belvedere-Galerie — und dessen junge Gemahlin anregend das Wort; da saßen beim feurigen Vino nero zwischen dem poesiebegabten Maler Hollpein, dem humorvollen Holsteiner Lorentzen, dem Berliner Schlegel und den Karlsruhern Scheffel und Braun eine Landsmännin der letzteren Frl. Amalie Bensinger, ein Fräulein von Schulte und Frau Malvine von Backhausen. Tagsüber wurde fleißig gelandschaftert. In diesem Kreis fand Scheffel die herzlichste Aufnahme. „Vergnüglich bin ich umhergezogen mit dem Häuflein deutscher Maler in Berg und Thal“, heißt es in einer seiner römischen Episteln an den „Engeren“, „entzückt von der wundersamen Schönheit des Lands Italia“. Sie erschloß sich ihm in Ariccia, Castel Gandolfo, auf dem Monte Cavo, am Nemisee, in Frascati und Genzano in all ihrer Herrlichkeit.

Und ähnlich verlief Scheffels äußeres Leben dann in Olevano. Dorthin, ins Sabinergebirge, folgte er anfangs September, ohne Willers, in Begleitung der genannten Landsmännin, die gleich ihm zur Ausbildung ihres Talents nach Rom gekommen war, dem Freund Wilhelm Klose, den es schon eher zum Eichenhain der „Serpentara“ gezogen hatte. Sie trafen in der damals hochberühmten Künstlerherberge des romantischen Felsennests, dem Casino Baldi, eine so schön zusammenstimmende fröhliche Gesellschaft, daß Scheffel mit den meisten der Genossen den Aufenthalt bis zum letzten Oktober ausdehnte. Es waren auch hier meist deutsche Landsleute, von denen die Maler Otto Donner und Cäsar Metz aus Frankfurt a. M. mit Klose treue Kameradschaft hielten. Auch Julius Zielcke und Baroni gehörten dem engeren Kreis an. Hier ging es noch lustiger und ungezwungener zu als in Albano. Wie schön und heiter sich dieser Kreis das Leben zu gestalten wußte — auch ein vortreffliches Männerquartett gehörte ihm an —, hat Scheffel in seinem „Abschied von

Olevano" mit köstlichem Humor geschildert. Er schrieb das Gedicht am Schlusse des Aufenthalts in das Künstleralbum der Casa Baldi; der Fassung, die es im „Gaudeamus" hat, fehlen zahlreiche Verse, welche Anspielungen auf die Genossen der herrlichen Tage enthielten. Ihnen allen war das Lob aus der Seele geschrieben:

„Wohl in manche gute Herberg'
Kam ich schon auf meinen Fahrten,
Hab' an manchem guten Tropfen
Da und dort schon mich geletzet,
Stahl mir auch von schönem Mund schon
Manchen Kuß als Gotteslohn,
Aber nirgend war's so wohl, so
Waldursprünglich grundbehaglich
Wie allhier in Casa Baldi
Ob der Stadt Olevano."

Dies poetische Stimmungsbild hat uns der Maler Otto Donner noch ansprechend ergänzt: „In den Monaten August und September 1852 herrschte ein ungemein lebendiges Treiben in dem Casino Baldi, dessen entzückende Lage auf einem Hügel außerhalb des Städtchens mit Recht ein großer Anziehungspunkt für alle Künstler seit langen Jahren ist. Die treffliche Verpflegung, welche man damals bei der Witwe Ronzio genoß, trug nicht wenig dazu bei, den Zuzug der Künstler zu verstärken. Den Tag über wurde eifrig im Freien gemalt und gezeichnet und manche kamen bis zum Abend gar nicht mehr nach Hause zurück; aber beim Abendessen fand sich stets die ganze Gesellschaft wieder zusammen und dann herrschte ein fröhlicher und ungezwungener Ton; Regina, die korpulente Wirtschafterin leistete uns meist Gesellschaft; wir Neulinge im Italienischen bemühten uns, in der Unterhaltung mit ihr unseren Wortschatz mit nicht ganz klassischen Ausdrücken zu vermehren und ihr Bruder Vincenzo begleitete unsre Lieder auf seiner Mandoline."

In Scheffel waren ritterliche Liebenswürdigkeit, feine gesellschaftliche Bildung und natürlicher Takt in frappierender

Weise gemischt mit einer naiven Freude an urwüchsiger Kraft in Rede und Thun, einem innigen Behagen an volkstümlicher Gemütlichkeit und den freien Sitten der deutschen Kneipe. Wie er es liebte, auch in gelehrten Gesprächen seiner Rede ihre heimatlich-dialektische Färbung zu lassen, so zeigte auch sein ganzes Wesen eine ähnliche Mischung von Rauhem und Zartem auf. Die damalige Mischung von beiden Elementen gab denn auch einen gar guten Klang und der ebenso lebensheitere wie gescheite Doctor juris, der hier im italienischen Süden zum Maler sich umwandeln wollte, war bald der Liebling und geistig belebende Mittelpunkt der ganzen fröhlichen Künstlerkolonie. So war es in Albano gewesen, so in Olevano. Hatte er tagsüber noch so fleißig gezeichnet, der Abend sah ihn nie ermüdet; und wenn die Herzen über dem Berichten des am Tage Erlebten warm geworden waren, da war's, als ob sein Geist nun erst recht munter würde, und er war unerschöpflich im Erzählen von ernsten und heiteren Erlebnissen und Anekdoten. Und wie erzählte er! „Wie er früher und später war, weiß ich nicht," berichtete Eduard von Engerth im Rückblick auf die Albaner Tage, „mir lebt Scheffel als einer der liebenswürdigsten, anregendsten Menschen, die ich je kennen gelernt, in der Erinnerung fort. Er sprach nicht bloß gern und viel, sondern auch ganz ausgezeichnet in Form und Inhalt. Was hatte er nicht alles gesehen und studiert! Er war so ziemlich in allen Sätteln gerecht; er wußte mit den Archäologen über Altertümer, mit uns Malern über Kunst, mit den Historikern über Geschichte, mit den Poeten über Litteratur zu sprechen, zu disputieren, als ob er jedes Einzelnen spezieller Berufsgenosse wäre; nie war er um ein Faktum verlegen, und sein Standpunkt war stets ein geistreicher, ja nicht selten ein ganz origineller. Aber vielleicht das Beste daran war die Art, wie er sich gab — so durchaus natürlich und anspruchslos. Der Mann war nicht geistreich, weil er es sein wollte, er sprach nicht, um andere zu überglänzen, sondern weil es ihm Bedürfnis war, sich mit-

zuteilen — ein Mensch voll der reichsten Gaben, voll überschäumender Kraft, eine reine, schöne, groß angelegte, glücklich entwickelte Natur: so ist Scheffel uns allen erschienen. Und dabei als ein harmloser, munterer, bescheidener Mensch! Er war unter uns fröhlichem Künstlervolk vielleicht der Fröhlichste, jeden Tag wie ein Fest genießend, die Arbeit sowohl wie die Erholung. Kein Wunder, wenn uns allen etwas fehlte, so oft „Sir Juseppe", von seinem Arbeitseifer hingerissen, zu spät oder gar nicht beim Mittagsmahle erschien."

„Gleichwohl verließ uns ihm gegenüber eine zwiespältige Empfindung nicht; wir freuten uns des prächtigen, erquicklichen Genossen und dabei mußten wir doch immer denken: ‚Jammerschade, wenn aus diesem ungewöhnlichen Menschen nichts weiter werden soll, als nach langen Jahren harter Arbeit ein Landschaftsmaler wie viele andere!' Gegen die Vernünftigkeit seines Entschlusses, jetzt noch Maler zu werden, schien so ziemlich alles zu sprechen: nicht bloß, daß er alles hatte aufgeben müssen, was er an Wissen und Arbeit für seine Zukunft angelegt; nicht bloß der entschiedene Widerspruch der Eltern, von denen er materiell ganz und gar abhängig war, sondern hauptsächlich sein Alter und die geringe Stufe der künstlerischen Vorbildung, auf der er stand ... ‚Ich will und muß ein Maler werden,' sagte er und handelte darnach; an Fleiß und Energie übertraf ihn niemand. Gegen welche Hindernisse er, dem seit der Knabenzeit das Landschaftszeichnen das höchste Vergnügen gewesen, es sich endlich erkämpft, seinem Drange folgen zu dürfen, erzählte er gerne, immer wieder und ohne Verbitterung; so spricht einer, der nach harten Kämpfen einen Sieg errungen, ein Glücklicher, der auf die Zeiten des Unglücks zurückblickt. Schon der bloße Entschluß habe ihn zu einem anderen Menschen gemacht, versicherte er. In diesen ersten Monaten hat ihn wohl kein Zweifel beirrt.

„Uns aber bedrückte derselbe. Ihm gegenüber sprachen wir dies freilich nicht aus; es hätte ihn gekränkt, und zu

welchem anderen Berufe konnten wir ihm raten?! Die praktische Juristerei widerte ihn an, zu einer Gelehrten-Laufbahn, etwa als Historiker oder Germanist, fehlte ihm wohl nicht die Vorbildung — er wußte auf beiden Gebieten so viel wie mancher junge Dozent — aber die Neigung; auch sahen wir ja klar, daß er eine Künstlernatur war. Da deutete er uns selbst an, welcher Weg wohl der richtigste für ihn wäre. Nicht etwa, daß er uns von seinen dichterischen Versuchen oder Plänen gesprochen hätte. Im Gegenteil! — das war so ziemlich das einzige in seinem Leben und Streben, worüber er niemals sprach, so daß wir lange Zeit keine Ahnung davon hatten, daß er schon manches Lied geschrieben und sogar hatte drucken lassen. Aber seine Erzählungsweise brachte uns darauf: das ist ja ein Dichter! Wenn wir so beim Mittag- und Abendessen beisammensaßen und er uns ein Erlebnis aus seiner Heimat, eine seltsame Gestalt oder Begebenheit aus seiner Studentenzeit oder Rechtspraxis erzählte, schon da mußten wir uns dies unwillkürlich sagen, denn wie rund kam dies alles heraus, wie künstlerisch gefügt und abgewogen! — und noch mehr, wenn er etwas berichtete, was einige von uns selbst mitangesehen: eine Begegnung mit einem Betteljungen oder einem Hirten in der Campagna, eine Exkursion in die Berge, das Gehaben unserer Wirtsleute u. s. w. Es war ja alles wahr, und doch ganz anders, als wir's gesehen; wie wußte seine Phantasie abzurunden, sein Gemüt zu verklären, sein Geist zu vertiefen!" Und weiter berichtet Engerth, wie eines Abends, nachdem Scheffel wieder in seiner harmlos lustigen Weise eine bezaubernde Probe seines Erzählertalents gegeben, seine junge Frau unwillkürlich ausgerufen habe: „Aber Scheffel, Sie sind ja ein Dichter, warum schreiben Sie das Zeug nicht auf?" Die anderen stimmten lebhaft bei; ihn aber schienen diese Worte zu verstimmen; er schwieg und erwiderte dann mit gezwungenem Lachen, er sei nur ein Maler und wolle nichts anderes sein. Gleichwohl war damit das Eis gebrochen; einige Tage später

gestand er den Freunden, daß er schon seit langem Gedichte gemacht, auch wohl daran gedacht habe, sich ganz auf die Poesie zu werfen, doch damit sei es nichts. Engerth und die andern widersprachen lebhaft und ermunterten ihn, doch mindestens einen größeren Versuch zu machen, eine Erzählung, ein episches Gedicht zu schreiben — es sei doch ganz unmöglich, daß ihn aller Zauber seiner mündlichen Erzählungskunst verlassen werde, sobald er die Feder ansetze. „Vielleicht später einmal," erwiderte er, „wenn ich bereits ein Maler von Ruf bin. Dann schadet's nicht mehr, wenn ich ab und zu etwas schreibe. Jetzt würde es schaden, es könnte mich von dem Berufe ablenken, für den ich geboren bin."

Aber das blieb nicht sein letztes Wort schon in jenen Albaner Tagen. Die Freunde konnten bemerken, daß eine Veränderung mit ihm vorging. Minder fleißig wurde er nicht, aber ernster und nachdenklicher. Nun kam es vor, daß er ganze Abende lang schwieg. Fragten sie ihn, was ihn bedrücke, so schüttelte er den Kopf; forderten sie ihn auf, doch wieder einmal etwas hübsches zu erzählen, so lehnte er ab; ihm falle nichts mehr ein, sie hätten ihn nach dieser Richtung überschätzt u. s. w. Den wahren Grund verriet er Engerth, als er diesem eines Tages bei einem Spaziergange, den sie selbander unternommen, voll Bitterkeit sagte: „Ich merke wohl, euch allen gefallen meine Geschichten mehr als meine Zeichnungen. Und das thut mir sehr, sehr weh! Denn was soll anderes aus mir werden als ein Maler?!" — „Ein Dichter," erwiderte Engerth, „und", so erzählt er weiter, „weil ich fühlte, daß diese Stunde vielleicht von Bedeutung sein könnte für das Schicksal eines hochbegabten und meinem Herzen teuren Mannes, so hielt ich mich in meinem Gewissen für verpflichtet, ihm nichts zu verhehlen, was ich dachte. Er hörte mich blaß und stumm an, dann nickte er mir schweigend einen Gruß zu und verließ mich. Von da ab vermied er einige Tage lang, mit mir allein zu sein; daß er mir nicht grollte, konnte ich aus der verdoppelten Freundlichkeit

ersehen, mit der er mir begegnete, wenn wir uns in Gesellschaft anderer trafen." So weit Engerths höchst interessanter Bericht, wie wir ihn Karl Emil Franzos verdanken. —

„Trauernd tief stand Sir Juseppe
In dem Saal der Casa Baldi,
Wohl war keiner je so traurig" —

hebt das oben schon erwähnte Abschiedsgedicht auf Olevano an. Dieser Anfang war eine Parodie auf den Anfang von Herders „Cid":

„Trauernd tief saß Don Diego,
Wohl war keiner je so traurig."

Das ganze Gedicht mit seiner Klage „Abschied — Abschied! bittre Stunde!" ist aber in Form und Stimmung, im Metrum und im Stil aufs innigste verwandt mit dem Sang vom Oberrhein „Der Trompeter von Säkkingen", in welchem auch die Abschiedsklage erklingt:

„Abschied, Abschied, böse Stunde!
Wer hat dich zuerst ersonnen?"

Dies darf uns als Fingerzeig dienen, daß bereits während des Aufenthalts im Sabinergebirg Scheffel von der poetischen Stimmung beseelt war, die in dem Epos zum Ausdruck gelangt ist. Und dies wieder stimmt vollständig zu einer Stelle in Scheffels am 6. Januar 1853 aus Rom an den „Engern" gerichteten Epistel, welche die Inhaltsangabe einleitet: „Anderweyter Bericht des Doctoris Scheffel, wie derselbige umb Weyhnachtszeyt in das Sabinergebirg gewandert, item mit eyn paar guten Gesellen hoch oben in Olevano eyne Neujahrsfeier celebrieret, item nach diverser Fahrt und Abenteuer die Stadt Tivoli beaugenscheinigt hat." Diese Stelle lautet: „Mir selber aber war mein Sinn und untadlich Gemüt schon lang gen Olevano gerichtet, und wär ich auch wohl ganz eynsam wieder zu meinen sabinischen Freundinnen hinausgewandert, denn soweit ich auch seithero in welschen Landen

umhergefahren, so hab' ich doch nirgends eyn fürtrefflichere Herberg gefunden als auf selbigem Felskamm in der casa Baldi, wo der Mensch wie aus einem Adlerhorst hinausschaut gen der Campagna von Valmontone, und nach den Hügeln von Paliano und den hochgetürmten, fernen Bergen der Volsker — und hab' dort im Monat Oktobris bei der dicken Regina schier die besten Tag und die besten Gedanken gehabt — also daß nit viel gefehlet, so wär damals die poësia wieder über mich gekommen, so ich schon so lang verabschiedet hab."

Daß aber unter der Nachwirkung jenes Herbstaufenthalts in Olevano die Sage von dem Spielmann Werner Kirchhofer in seiner Seele wieder lebendig ward, dafür sorgten sehr verschiedene Umstände. Die „waldursprüngliche" Art der von ihm besungenen dortigen Bevölkerung mag ihn gar manchesmal an seine Freunde im Hotzenwald erinnert haben. Die eben geschilderte Aussicht von der Casa Baldi, mußte sie ferner nicht in ihm Erinnerungen an jenen Blick von der Höhe des Eggbergs wecken, wo, wie es in einer der Säckinger Episteln heißt, abends die ganze Kette der Schweizer Alpenriesen vom Säntis an bis in die Berner Alpenfirnen hinein in glührotem Duft vor einem steht? Und wie viel Anekdotisches aus Säckingen mochte in seinem Gedächtnis nicht aufgelebt sein, wenn das auflauschende Interesse der Tischgenossen in Albano und Olevano ihn anreizte, selbsterlebten Humor zu erzählen! Gegen Ende September aber trafen dann die Brüder Emil und Max Frommel in Olevano ein, die Söhne des Karlsruher Malers, und brachten dem älteren Freunde Grüße und Briefe aus dem Elternhaus. Sie hatten wie Scheffel in früherer Zeit so manchen Gang durch den Schwarzwald gemacht — was mag das Gespräch mit ihnen nicht alles in seinem Gedächtnis aufgefrischt haben? Gewiß auch sehnende Gedanken an sein Schwarzwaldlieb Emma Heim.

An diese hat er, wie ich mich überzeugen konnte, aus Rom nach seiner Rückkehr von Olevano zwei längere Briefe

geschrieben, in denen zwar sachliche Schilderungen vorwalten, aber auch Anspielungen und Reminiszenzen sich finden, die uns heute anmuten wie ein Kommentar zu den Versen:

„In deinen Augen hab' ich einst gelesen,
Es blitzte drin von Lieb' und Glück ein Schein."

Was Emma antwortete, hat sich der Forschung entzogen. Der Inhalt der Lieder Jung Werners im „Trompeter" spricht dafür, daß Joseph sich aufgegeben wähnen mußte:

„Behüet dich Gott! es wär' zu schön gewesen,
Behüet dich Gott, es hat nicht sollen sein!" —

Aus Scheffels Nachlaß hat die Gedichtsammlung „Aus Heimat und Fremde" eine Reihe von „Liedern Werners aus Welschland" veröffentlicht, die ursprünglich im „Trompeter" mit erscheinen sollten, dann aber als ungeeignet ausgeschieden wurden. Sie sind in den Wintermonaten von 1852 auf 53 in Rom entstanden und äußern mit subjektiver Wärme das Heimweh und den Liebeskummer, die damals sein Herz bewegten, als er aus Heimatfernen die Trompete Werners mahnend erklingen hörte

„Durch den römischen Winter, durch den
Blumenscherz des Karnevals."

Eines dieser Gedichte schildert ein den römischen Winter durchbebendes Frühlingsgewitter; der Dichter ahnt in dem Sturm den nahenden Lenz, aber er kann sich nicht freuen: „Toten deutschen Liebesfrühling weckt kein Donnern und kein Blitzen!"

In Rom bewohnten Wilhelm Klose und Cäsar Metz mit Scheffel dasselbe Haus. Es war die Nr. 17 in der Via quattro fontane, nahe der Piazza Barberini, ein Haus, das nun schon seit längerer Zeit durch einen großen Neubau ersetzt worden ist. „Scheffel," schreibt Klose, „bewohnte ein hübsches sonniges Zimmer nach der Straße, eine Treppe hoch. Mein Atelier befand sich ein Stockwerk höher, ebenso das von Cäsar Metz, mit dem wir täglich verkehrten. Die Osteria del

Facchino, in der wir zumeist Abends zusammenkamen, lag in der Straße, welche von Fontana Trevi nach dem Corso führt (Via delle Muratte), in der Nähe des letzteren. Auch dies Haus existiert meines Wissens heute nicht mehr. Man brachte sich dort den Abendimbiß nach römischer Sitte selbst mit; der Wirt lieferte nur Teller, Besteck, Brot und unter Umständen eine Schüssel mit Salat." Den Mittagstisch fanden sie dagegen in der damals hochberühmten und vielbesuchten Trattoria del Lepre, gegenüber dem Café greco, das sie nach dem Essen aufsuchten. Im Lokal der Künstlergesellschaft verkehrten die Freunde ebenfalls oft, sowie im „Ponte molle", dessen Orvieto ein Lied im „Trompeter" rühmt, und in der „Palombella" am Pantheon. Auch hier war er überall ein gern gesehener Gesellschafter; und beim perlenden Weine im Facchino ging's oft gar lustig her, ebenso auf gelegentlichen Ausflügen an schönen Wintertagen in die Campagna; um Neujahr wurde die Spritztour nach Olevano zur Regina unternommen, auf der Scheffel in Gesellschaft Wilhelm Kloses, des Dr. Heydt aus Tübingen und des Frankfurter Malers Andrée die heiterste Laune entwickelte. Ich verweise auf die „römischen Episteln" an den „Engern"! Daß diese Scheffels Erlebnisse in humoristischer Ausschmückung zum Ergötzen seiner Heidelberger Freunde schildern, muß sich der Leser freilich immer gegenwärtig halten. Auch dieser Humor entstammte dem Drang, die „innere Melancholie" zu überwinden. Besonders beachtenswert ist für uns, daß in ihnen von seinem ernstlichen Versuch, noch zum Maler sich auszubilden, ebensowenig die Rede ist wie von seiner Aufnahme des Plans zum Säckinger Epos. Merkwürdig wenig wird in ihnen von Roms großer Vergangenheit und von seinen klassischen Kunstschätzen gesprochen, wogegen er sich gern in die Zeiten versetzt, da „unsre Landsleut", die Goten, die Herrschaft Roms niederwarfen, und freudig begrüßt er es, wenn er irgendwo germanisch-ghibellinischen Anklängen begegnet. Das kleine Longobarder Kirchlein in der Via Appia rührt ihn mehr „als

alle Pracht von Sankt Peter". Dem Humor der Künstlergeselligkeit und der Ursprünglichkeit des Volkslebens in der Campagna, im Albaner und Sabiner Gebirg gehört sein Hauptinteresse.

Mit dem Malen in Oel, wie überhaupt mit dem Versuche, unter Willers zu studieren, hatte er sich auf die Dauer nicht befreunden können. Im November verließ letzterer Rom und ging auf Besuch in die Heimat. Der Dichter hat später 8 Blatt seiner besten damals nach der Natur entstandenen Zeichnungen photographieren lassen und in einer Mappe unter dem Titel „Landschaftsstudien von J. V. Scheffel. Erinnerungsblätter für Freunde" vereinigt. Sie geben ein deutliches Bild der fein stilisierenden Kunst, die ihm unter Willers' Leitung in jenen Tagen zu eigen ward. Aber sie sind auch nicht frei von einer ängstlichen Anlehnung an die Weise des Meisters, und ermangeln eines eigentümlichen Zugs, der an Scheffels poetische Art gemahnte. Da Engerths diesen Winter auch in Rom verbrachten und in der Via Isidoro über eine sehr geräumige Wohnung verfügten, fanden sich die Genossen der Albaner Sommertage auch am Tisch des gastlichen jungen Haushalts öfters zusammen. Engerth erzählt, daß Scheffel nunmehr offen mit ihm und seiner Frau über seine Zweifel und inneren Kämpfe gesprochen habe. „Gleichsam als graphische Darstellung dieser Gespräche, welche sich ebenso um seine persönliche Veranlagung, wie um das Wesen der beiden Künste drehten, entwarf ich eine Zeichnung, auf der ich ihn als „Herkules am Scheidewege" verbildlichte: Scheffel sitzt im schwarzen Frack da, ein Löwenfell um die Schultern, eine Keule in der Hand; zwei Frauengestalten, die Malerei und die Dichtkunst, umschmeicheln ihn. Er lachte herzlich über den wohlgemeinten Scherz und wurde nicht müde, die Zeichnung zu betrachten. Dann aber ward er wieder schweigsam, ja finster, wie wir ihn bisher nicht gekannt." Mehr und mehr vernachlässigte er jetzt die Versuche, das Technische der Oelmalerei zu überwinden. Mehr und

mehr wandte er sich wieder litterarischen Beschäftigungen zu. Er studierte Gibbon, las viel im Dante und Platen. Und mit der Schwermut wuchs die Sehnsucht nach „Heimat, Liebe, Jugendtraum" in seinem Innern und stimmte die Saiten zu neuen befreienden Liedern, während sein Auge nach einer Möglichkeit auslugte, das verfahrene Lebensschiff in die Bahnen des Berufsschriftstellers zu lenken. Ermutigung hierzu zog er aus den Gesprächen, die er im kleineren Kreise mit Einem führte, der auch nur unter Kämpfen gegen den Willen seines Vaters dahin gelangt war, sein Leben der Kunst zu widmen; das war sein Freund Friedrich Eggers, mit dem er in München und Berlin Kunstgeschichte studiert hatte und der schon damals der Vertraute seiner inneren Kämpfe geworden war. Eggers, jetzt Redakteur des „Deutschen Kunstblatts", war selber poetisch begabt und sein großes Gedicht „Rom" kommt verwandten Gedichten Emanuel Geibels nahe. Er war damals zum Zweck kunstgeschichtlicher Studien in Rom und zu seinem Umgang zählte ein junger Dichter, mit dem er in der Berliner Dichtergesellschaft „Tunnel" sich befreundet hatte, Paul Heyse, der bereits auf schöne Erfolge als Dichter zurückblicken konnte, aber noch im Plane hatte, eine Professur für romanische Litteratur anzustreben. Eggers machte Scheffel mit Heyse bekannt und diese sahen sich nun auch öfter, wobei es an litterarischen Gesprächen nicht fehlte. Seit dem Zusammenbruch der Volkserhebung im Jahre 1849 hatte sich in der schönen Litteratur Deutschlands auch eine künstlerische Reaktion vollzogen. In den Jahrzehnten vorher war die Poesie in den Dienst der politischen Bewegung getreten; die revolutionäre Lyrik hatte auch die lyrisch-epische Formenwelt befruchtet; Heine, Lenau, Meißner u. v. a. hatten mit solchen Dichtungen, nach dem Vorgange Byrons den Idealen des Fortschritts und der Freiheit gedient. Jetzt war die Pflege der Poesie um ihrer selbst willen die Losung, wobei die Tendenzen des „Rückschritts" nicht säumten, nun auch ihrerseits sie sich dienstbar zu machen. Eine kirchlich-reaktionäre Tendenz ge-

radezu hatte Oskar von Redwitz in seiner lyrisch-epischen Dichtung „Amaranth“ verfolgt und just dieser Tendenz hatte sie ihren außerordentlichen Erfolg in weiten Kreisen zu danken. Wie Heyse und Eggers war Scheffel ein scharfer Gegner dieser Tendenz; sonst hatte der neue Aufschwung der tendenzlosen epischen Kunst ihre Sympathie in hohem Grade. Und wieder hörte er den Anruf: Versuche dich doch selbst in der Gattung!

Der in Säckingen ihm überkommene Stoff für eine Dichtung, in der er all sein Lieben, Hoffen, Leiden und Schwärmen darlegen konnte, nahm in der Zeit dieses Verkehrs mehr und mehr sein ganzes Sinnen und Denken gefangen. Das „Blei“ kam in Fluß. Die Geschichte von dem Spielmann Werner, der zu Säckingen sein Glück an der Seite der Freiherrntochter von Schönau fand, ward zum Stoffe für ein Epos voll lyrischer Stimmung und lyrischer Einlagen. Die traulichen Eindrücke einer jungen glücklichen Künstlerehe, welche er bei Engerths empfing, dann auch die Verlobung seiner Schwester, die ihm aus Karlsruhe gemeldet wurde: all dies hatte dahin wirken müssen, die alten Träume von einem mit der geliebten Cousine zu erobernden gemeinsamen Glück in ihm zu beleben. Auch diese Empfindungen vertraute er den Freunden nicht an; aber wenn er allein seinen Träumen nachhing, da überkam ihn die Sehnsucht mit leidenschaftlicher Allgewalt, bis sie ausgeklungen war im Lied. Und wie er die Gestalt des Spielmanns Werner nach seinem eigenen Schicksal schuf, so legte er dieser Traumgestalt die Lieder von seinem eigenen Schwarzwaldlieb auf die Lippen. Auch der Spielmann Werner entsagt der Juristerei und widmet sein Leben der Kunst. Nicht nach Wien, wie es die Sage meldet, gleich sich selber ließ er seinen Helden nach Rom ziehen, und auf der eigenen Romfahrt träumte er sich so die Vereinigung von Werner mit der Geliebten als Trost für eigenes Liebesleid — ein heiteres Zukunftsbild — zurecht.

Gerade in den schönsten und darum auch einfachsten

Liedern Werners tritt der ursprüngliche Gefühlsstrom offen zu Tage; nicht nur in dem inzwischen leider zum Gassenhauer entwürdigten Lied: „Es ist im Leben häßlich eingerichtet, daß bei den Rosen gleich die Dornen stehn", sondern auch namentlich in den schlichteren Weisen: „O wolle nicht den Rosenstrauß huldvoll als Gruß mir reichen" und

„Ein' festen Sitz hab' ich veracht't,
Fuhr unstät durch's Revier,
Da fand ich sonder Vorbedacht
Ein lobesam Quartier.
Doch wie ich in der Ruhe Schoß
Sänftlich zu sitzen wähn',
Da bricht ein Donnerwetter los,
Muß wieder wandern geh'n."

Vor allem aber finden sich in den „Liedern aus Welschland" unmittelbar aus tiefbewegtem Dichtergemüt erquollene Lieder. Ohne innere Nötigung, ohne glutende Leidenschaft im Herzen hätte auch der geübteste Reimvirtuos nicht ein Liebeslied zu dichten vermocht wie die folgende kleine Liederperle, die im keuschen Glanz tiefinniger Liebe erstrahlt:

„Sonne taucht in Meeresfluten,
Himmel blitzt in letzten Gluten,
Langsam will der Tag verscheiden,
Ferne Abendglocken läuten —
Dein gedenk ich, Margaretha.

Haupt gelehnt auf Felsens Kante,
Fremder Mann in fremdem Lande,
Um den Fuß die Wellen schäumen,
Durch die Seele zieht ein Träumen —
Dein gedenk ich, Margaretha."

Den Namen Margaretha, statt Maria, gab er der Heldin wegen der Trochäen.

Ueber den Anteil, welchen Rom und Capri am Entstehen der Dichtung hatten, giebt die „Zueignung" an die Eltern ganz getreuen Bericht, bis auf kleine Aeußerlichkeiten.

Wie ihn des Lieds Gestalten bis Neapel verfolgten, wo er im Bourbonischen Museum aus einem Bilde seinen „alten Freiherrn“ mit dem Krückstock drohen sah, während er am Thore von Pompeji gar dem Kater Hiddigeigei zu begegnen vermeinte, diese Angaben zeigen uns deutlich, welchen Weg er nahm, und wie diese Reise einer Flucht aus dem vom Karneval durchtobten lärmenden Rom glich: nach Ruhe, zur Arbeit, in die Einsamkeit einer Insel, die ihn vor jeder Störung schützte, nach Capri! Vor seiner Abreise von Rom hatte er noch einmal seinen recht beträchtlichen Freundeskreis um sich versammelt und zwar im Facchino bei perlendem Monte Fiascone. Auch diesem Weinhaus errichtete Scheffel, im letzten Gesang seiner Dichtung, ein Denkmal, indem er den „treuen Anton“ gleichfalls hier Abschied nehmen ließ von der ewigen Roma. Auf der Fahrt nach Neapel waren die Brüder Frommel seine Begleiter.

Die „Zueignung“ war die erste öffentliche Aeußerung des Dichters, die ihn selbst unverblümt zum Gegenstand hatte; sie vergegenwärtigt ihn uns mit unmittelbarer Lebendigkeit, wie er in den Frühlingstagen auf Capri sein erstes größeres poetisches Werk zur Vollendung brachte. Wir erfahren den Namen des Wirts, Don Pagano, bei dem er im Städtchen Capri Einkehr hält und auf dessen Hausdach auf- und niederwandelnd er dann die Güte seiner bisweilen holpernden Trochäen im Taktschritt prüft. Er stellt sein zerstreutes, ganz in Gedanken vertieftes Wesen in einen poetisch reizvollen Gegensatz zu der naiven Inselbevölkerung, die aus dem blonden Fremdling nicht klug wird, der zwischen den Klippen des Meeresufers einsam und träumerisch herumklettert und dann wieder in den Trümmern der Tiberiusvilla beim Eremiten sich als „scharfen“ Zecher bewährt. Die Zeit seines Aufenthalts in der Casa Pagano, in deren Palmenschatten so viel deutsche Maler und Poeten geträumt und gerastet haben, ist uns durch seinen eigenen Eintrag in das berühmte Fremdenbuch des Albergo überliefert; er lautet: „Joseph Victor

Scheffel aus Carlsruhe, Großherzogtum Baden, vom 11. März bis 21. April 1853.“ (Der Leser findet Näheres in meinem Buch „Deutsch Capri in Kunst, Dichtung, Leben.“)

Wir haben freilich andere Dinge als die wichtigsten Momente dieses Poetenstilllebens hervorzuheben: daß hier in der schönsten Umgebung des italienischen Südens ein deutscher Dichter der Schönheit des Schwarzwalds und des jungen Rheins ein Loblied widmet und deutsche Landschaft und heimisches Wesen zum Gegenstand seines Dichtens macht; und weiter, daß hier eine historische Dichtung aus einem Guß entstand, ohne daß der Autor Quellenwerke und Aktenmaterial bei der Hand gehabt hätte. Sie trat ins Leben als Produkt eines freien Schaltens und Waltens über Kenntnisse, Eindrücke, Empfindungen und Gedanken, die völlig ausgereift ins Bewußtsein, ins Seelen- und Geistesleben des Poeten übergegangen waren.

Es giebt keine andere Dichtung modernen Ursprungs, welche dem Stoffe nach einen so romantischen Charakter hat, dem Wesen nach aber so unmittelbar aus den inneren Kämpfen einer eigenartigen Künstlernatur, aus deren eigenstem Erleben erwachsen ist, und die in ihrer Ausführung so realistisch wäre. Die Besonderheit seines Gemütes machte, daß ihm vergangene Zeiten sympathischer und der poetischen Darstellung werter erschienen als die Eindrücke der eigenen Zeit; das war ein romantischer Zug. Aber seine Phantasie erschaute andererseits das Vergangene so farbenecht und lebensfrisch, so frei von jeder nebelhaften Unklarheit und Verschwommenheit, daß er es derart deutlich darzustellen wußte, als schildere er Selbsterlebtes und mit sinnlichen Augen Erschautes. Darin war er Realist. Und wie das Vergangene, so war das Allegorische ihm, schon durch den Einfluß der Märchenpoesie seiner Mutter, sympathisch. Er verschmähte es nicht, elementare Naturkräfte wie ein Märchendichter der Vorzeit redend und handelnd nach Menschenart vorzuführen; der Rhein ist ihm ebenso ein denkendes, fühlendes Wesen wie sein

Kater Hiddigeigei und das Erdmännlein; aber die Darstellungsweise dieser Romantik ist streng realistisch, verletzt nirgends die Natürlichkeit und innere Wahrheit, berührt uns niemals als willkürliches Produkt einer launenhaft mit den Naturgesetzen spielenden Phantastik: sinnenfällig und charakterecht sind auch diese allegorischen Gestalten. Seine Dichtung ist somit das Produkt einer romantisch gerichteten Phantasie, deren gestaltende, bildende Thätigkeit jedoch im Dienste eines kraftvollen Wirklichkeitssinnes, einer malerischen und plastischen Anschauungskraft stand. Wenn sein Talent auch das eines Poeten war, die Art, wie er die Welt anschaute und sah, war diejenige eines Malers. Das war sein Vorzug vor Heinrich Heine, dessen Ironie ja unbedingt auf Scheffels poetisches Wesen stark eingewirkt hat; Heine war geistreicher, Scheffel gegenständlicher und damit positiver. Für die ziemlich saloppe Behandlung der Trochäen fand sich in Heines „Atta Troll“ ein Vorbild; aber der „Abschied von Olevano“, in der sie Scheffel auch schon anwandte, begann mit einem parodistischen Anklang an Herders „Cid“.

Wie ablehnend sich Scheffel von jener Romantik, wie sie die Schuldoktrin der Schlegel und der Geist der religiösen und politischen Reaktion im Zeitalter Metternichs in Deutschland zur Entwickelung gebracht hatte, verhielt, das hat er des öftern noch in seinem Leben, am treffendsten aber gerade in der „Zueignung“ seiner Jugenddichtung an die Eltern zum Ausdruck gebracht, wenn er dem „amaranthnen Weihrauchduft der frommen Seele“ und der „anspruchsvollen Blässe“ seine Schöpfung als einen „rotwangigen, ungeschliffnen Sohn der Berge“ gegenüberstellt, dessen schlichten Strohhut ein Tannenzweig schmücke. Seine Weltflucht war von ganz anderer Art als die, welche wir an den Konvertiten der „romantischen Schule“ kennen. Die „Trösteinsamkeit“, welche er feierte, setzte sich nicht in Widerspruch mit den natürlichen Bedingungen und geselligen Freuden des Lebens. Seine „Romantik“ war keine Schleppenträgerin der geistigen und

politischen Reaktion. Sie war im Gegenteil aus einer inbrünstigen Liebe zur Freiheit, aus einer naiven Freude am echten Volkstum und dem frohen Genießen der realen Reize des Lebens hervorgegangen. Persönliche Kämpfe für die eigene Unabhängigkeit und Freiheit hatten ihn zum Dichter reifen lassen, und sein Gedicht feiert im Spielmann Werner die künstlerische Individualität, welche sich aus eigener Kraft die Freiheit des Handelns und Empfindens wahrt.

Und wie alle dem eigenen Erleben entkeimende Poesie wirkte auch bei Scheffel diese dichterische Gestaltung seines Sehnens, Ringens, Kämpfens befreiend. Diese befreiende Wirkung kam mehr und mehr über ihn während des Dichtens und mehr und mehr kam im Widerspiel damit sein alter jugendfrischer Humor bei dem Werke zur Geltung. Der gute Geist seiner an Frohsinn so reichen Jugend lebte wieder auf in ihm und verlieh seiner Dichtung, die ja reichlich mit Wehmut und resignierter Stimmung durchsetzt ist, jenen Grundton, den er selbst als „lerchenfröhlich" bezeichnet. Er verlieh selbst seiner Ironie einen Zug treuherzigen Lächelns. Der bittere Hohn, der Heines Ironie dagegen so oft „verpfeffert", blieb der seinen fremd. Ein Schwermütiger war er von Sorrent nach Capri hinübergefahren; als er des vollendeten Werkes froh Ende April wieder dahin zurückkehrte, klang es siegessicher in seiner Seele:

„Frisches Herz und frisches Wagen
Kennt kein Grübeln, kennt kein Zagen,
Und dem Mut'gen hilft das Glück."

Und das Glück sandte ihm zum Willkommen einen seiner Erkorenen entgegen, einen Berufenen, dessen günstiges Urteil über die eben vollendete Dichtung ihren Autor innig beglücken mußte. Paul Heyse kam zu Besuch nach Capri. Während Scheffel auf der Insel den „Trompeter" vollendete, war dieser in Sorrent mit der dramatischen Gestaltung eines antiken Stoffes beschäftigt gewesen, hatte aber diese Arbeit beiseite gelegt, weil es ihn drängte, die Idyllen, die er in Sorrent unmittelbar

erlebte, poetisch zu gestalten. Die „L'Arrabiata", Heyses erste Novelle aus dem italienischen Volksleben, war im Entstehen, als der Dichter sich aufmachte, den Freund auf der Insel, die Sorrent so nahe liegt, zu besuchen.

Es giebt ein gar anziehendes Bild, wenn wir uns diese Begegnung vorstellen. Beide Dichter im schönsten Jugendalter, beseelt von Lebensmut und Begeisterung, grundverschieden in Wesen und Weise, nach Erscheinung und Art, sich zu geben, aber geeint in ehrlicher Freundschaft zu einander, einig in der Liebe zur Kunst und der Liebe zum Leben, einig vor allem in dem Genuß der Schönheit dieser paradiesischen Gegend, von welcher Strabo behauptet, daß schon Homer ihr die schönsten der großartigen Landschaftsbilder seiner Odyssee entlehnt habe. Beide Dichter, gehoben von jener inneren Befriedigung, die nur der Künstler bei gelingendem Schaffen kennt; noch auf den unteren Sprossen der Staffel zum Ruhm, aber doch schon voll Ahnung, daß sie siegreich in sein Reich emporklimmen werden: Scheffel, damals ein Siebenundzwanzigjähriger, blond, starknackig, die Brille vor den gelassen lächelnden Augen, nicht nur älter an Jahren als Heyse, sondern auch äußerlich ruhiger, seiner ganzen alemannischen Art nach, aber sein Hang zu deutschgründlicher Behandlung der Dinge durch Humor und genußfreudige Lebensfrische verklärt; Heyse um einiges jünger, aber schon auf frühe Erfolge als Dichter zurückblickend, als Mensch lebhafter, naiver, beweglicheren Temperaments, wie dies schon die Erscheinung des dunkellockigen bildschönen Jünglings mit den blauen Augen ausprägte. Als Heyse nach Capri kam, war Scheffel fertig mit seiner Dichtung. Sie beschlossen, wie ersterer in seinen „Jugenderinnerungen" erzählt hat, in Sorrent noch eine Weile zusammenzuleben. Vierzehn Tage dauerte die heitere Kameradschaft in der Rosa magra, „jener billigen, bescheid'nen Künstlerherberg' alten Stiles", deren Töchter Heyse in den „Idyllen von Sorrent", in der „L'Arrabiata" und der schönen „Epistel" an Scheffel so reizvoll geschildert hat. Die Freunde

lasen sich gegenseitig vor, was sie unter der Frühlingssonne des Südens geschaffen und machten herrliche Ausflüge in die Umgebung. Ein poetischer Abglanz jener Tage, des „goldenen" Humors, mit welchem sie Scheffel genoß, findet sich in dessen den Aufenthalt feiernden Liedern „Der Hut im Meer", „Der Delphin", „Graziella" im „Gaudeamus". Er blieb bis zum 5. Mai. Die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner Schwester Marie — sie hatte ihre Verlobung kurz vor der Hochzeit aufgelöst — rief ihn nach Hause. Der Brief erreichte ihn, als er und Heyse von einem herrlichen Ausfluge nach Salern und Pästum (2. bis 4. Mai) „froh wie die jungen Götter" zurückkehrten. Ins Elternhaus trieb es ihn nun mit dem fertigen Werk zurück, mit dem „Sang vom Oberrhein", den er den Eltern zugeeignet hatte mit den Versen:

„Nehmt ihn, nicht als Dank — ich stehe
Schwer im Schuldbuch eurer Liebe,
Doch als Gruß und als ein Zeichen,
Daß auch einer, den die Welt nicht
Auf den grünen Zweig gesetzt hat,
Lerchenfröhlich und gesund doch
Von dem dürren Ast sein Lied singt."

VII. Ekkehard.

Mit der Vollendung des „Trompeters von Säkkingen", den er von Capri mit nach Hause brachte, hatte Scheffel sicherlich den Beweis geliefert, daß sein wahrer Beruf der des Dichters sei. Den freudigen Widerhall, den er für das dem Preise der Elternheimat gewidmete Werk im Elternhause erhofft hatte, fand er dagegen nicht sogleich. Die Stimmung, die der Heimkehrende vorfand, war nicht geeignet, Vater und Mutter — wie er es vorhatte — mit dieser unerwarteten Frucht seiner Reise zu überraschen.

Ein Brief der Mutter an Josephs Freund Eisenhart, den 1901 die Gattin des letzteren in der Schrift „J. V. v. Scheffel und seine Familie“ veröffentlicht hat, giebt uns über diese Stimmung genauen Aufschluß. „Daß Joseph,“ schrieb sie bald nach dessen Rückkehr dem Genannten, „sich der Akten und dem Bureauleben entschlug, macht uns viele und schwere Sorgen, ich fürchte, es ist kein Glück für ihn. — Er ging im Mai 1852 über die Alpen nach Mailand, Florenz, Rom; dort kam er in der heißesten Sommerzeit an und verließ alsbald die ewige Stadt, um nach Albano, Olevano, Genzano zu gehen, wo er kühle Quellen, schattige Bäume, deutsche Maler und Malerinnen fand, mit denen er selbst darauflos zeichnete, als hätte er nie ein Corpus juris gesehen. Das war sehr amüsant aber nicht sehr klug, denn leider hat er sich dadurch den Geschmack an seinem Beruf für lang hinaus verdorben. Den Winter verbrachte er in Rom, schrieb uns viel interessante Briefe über sein dortiges Leben, das ihm durch einige junge Landsleute recht heimisch ward. Er genoß mehr, als er studierte, und wir hatten unsre Freude daran, daß durch alle seine Anschauungen ein höherer Zug ging. Im Frühjahr begab er sich nach Neapel und verlebte fast sechs Wochen als Einsiedler auf der Insel Capri, fing Meerkrebse, kletterte auf den Felszacken herum und schrieb Reisebilder“ (!) „auf dem flachen Dache seines Hauspatrons, der, im Vorbeigehen gesagt, nicht recht wußte, was er von diesem absonderlichen blonden Gaste denken sollte. In Neapel wollte Joseph seine römischen Freunde erwarten, um im Mai mit ihnen nach Sizilien zu gehen — aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Anfangs April wurde Marie krank und zwar infolge vielen Kummers, weil sie verlobt war mit einem braven, hier allgemein geachteten Offizier, für welchen wir das beste Vertrauen hegten, und er hätte es sicher gerechtfertigt. Marie aber erkrankte an innerer Reue, sie wollte sich nicht von uns trennen — es war ein Kampf, der unsere ganze Familie und den braven Bräutigam monatelang in die schmerzlichste Auf-

regung versetzte. In dieser Not riefen wir Joseph zurück. — Als er ankam, wenige Tage ehe ein ganzes Jahr Abwesenheit verflossen, fand er uns etwas getrösteter. Mariens Gesundheit und Zufriedenheit stellten sich allmählich ein und sie lebt nun wieder ihr stilles Mädchenleben. — Joseph ist, kaum angekommen, nach Heidelberg geeilt, um sich dort nach einer Thätigkeit an der Universität umzusehen, da er sich zur Amtsstube nicht mehr entschließen will; wie lobe ich dagegen Ihre Festigkeit.“

Unter den trüben Eindrücken, die den Dichter in Karlsruhe empfingen, verzichtete er also darauf, die Eltern mit seiner Dichtung bekannt zu machen, die doch so vieles enthielt, was eine Verständigung zwischen ihm und dem Vater erleichtert haben würde. Spiegelte sich doch sein Wesen und Streben, sein Irren und Hoffen so liebenswürdig darin, daß es die Entrüstung des alten Herrn über den Sohn gewiß gemildert haben würde, der mit der Erklärung heimkehrte, in den Dienst der Justiz kehre er niemals zurück! Nach hartem Kampf kam es zur Verständigung dahin, daß Joseph sich entschloß, sein Heil in einer akademischen Laufbahn als Jurist zu suchen. Er ging nach Heidelberg, um hier eine rechtshistorische Abhandlung zu schreiben, die ihm den Weg auf einen Universitäts-Lehrstuhl bahnen sollte. Daß er in dieser neuen Krisis auch von einem schweren Leiden, einer langandauernden, mit quälenden Kongestionen verbundenen Augenentzündung heimgesucht wurde, vermehrte das Unerquickliche dieser neuen Situation, ermöglichte aber die Verlängerung seines Urlaubs. Beim Baden im See von Albano hatte er sich einen Sonnenstich zugezogen, der seine Augen leicht entzündlich machte; das viele Schreiben im Sonnenlichte von Capri hatte das akute Leiden zur Folge. In einem Brief an Frau Engerth klagte er, von Karlsruhe aus, sich selbst der Vernachlässigung des Uebels an, die er mit sechs Wochen Stubenarrest habe büßen müssen. „Das ist alles nicht viel; dagegen bin ich, bei klarer Betrachtung der Verhältnisse und bei dem ernst und bestimmt

ausgesprochenen Willen meiner Eltern, vorerst von meinem Lieblingsgedanken, mich ganz auf die Malerei zu werfen, wieder abgegangen — und den Schmerz hierüber werde ich so bald nicht los, da mein innerster Beruf mich dahin zog!"

Am 10. Juli 1853, bald nach seiner Heimkehr, schrieb er aus Karlsruhe an den alten Herzensfreund Schwanitz: „Den Gruß eines aus Italien Zurückgekehrten, der müd', matt und unerquickt von der Heimat und ihren Zuständen in seiner alten Dachstube sitzt und sich ausruht, wirst Du hoffentlich noch in Gnaden annehmen, zumal wenn ich ein reuiges Gesuch um Generalpardon wegen langen Schweigens damit verbinde ... Ich lebe zur Zeit in der unerträglichen Stellung eines Mannes, der noch keinen Boden unter den Füßen hat. In Staatsdienst geh ich nicht zurück — zum Maler bin ich zu alt — bleibt wahrscheinlich nichts übrig als Privatdozent und Proletarier zu Heidelberg zu werden. Kommt Zeit, kommt Rat ... Ich war ein Jahr glücklich und werde mich damit trösten müssen." Ein späterer Brief, vom 18. Oktober aus Heidelberg, klagt bitter über die Augenentzündung und giebt seiner gedrückten Stimmung noch deutlicheren Ausdruck: „Und sonst? Ach du lieber Gott, außer den Augen wünscht' ich noch von manchem, es wär' anders. Ich hab' noch Heimweh nach Italien, das ich freilich hierlands niemand klagen darf, und bin, wie mir fast scheint, im Begriff, mich zu einem dummen Streich vorzubereiten, nämlich zur hoffnungslosen Privatdozenten-Karriere. Indes bleibt mir nichts anderes übrig, nachdem ich mit dem Staat der Gegenwart in Frieden abgerechnet habe."

Und dennoch! Im April 1853 hatte Scheffel auf Capri seinen „Schwarzwaldsang" beendet — im April des folgenden Jahres finden wir ihn wiederum inmitten einer wundersam schönen Naturumgebung, der Welt entrückt, mit einer Dichtung beschäftigt: über der Arbeit am „Ekkehard". Nur im vertrautesten Verkehr mit der Natur hat unser Dichter die Stimmung zum Schaffen seiner größeren Werke gefunden!

Wahrlich, prachtvolle Plätze hat er sich beidemal ausgesucht! Erst das Südeiland Capri im blauen Golf von Neapel; jetzt eine der schönsten Stätten der deutschen Landschaft: inmitten der steilaufragenden Felsgipfel des Hegau, die über den blauen Spiegel des Bodensees hinweg Brüdergrüße tauschen mit den fernen hohen schneebedeckten Bergspitzen der Alpen, den Hohentwiel!

Wie und wo der „Ekkehard", der nach Umfang wie Wert des Dichters bedeutendste Schöpfung ist, von diesem begonnen und ausgeführt wurde, hat er in Kürze selber uns in der prächtigen Vorrede sowie im Schlußkapitel dieses poesiereichsten aller historischen Romane berichtet. Nachdem er in jener auf die sanktgallischen Klostergeschichten (die Casus Sancti Galli), welche der Mönch Ratpert begonnen und Ekkehard der Vierte bis ans Ende des zehnten Jahrhunderts fortgeführt hat, als seine Hauptquelle hingewiesen und ihre Bedeutung treffend gekennzeichnet hat, erzählt er dort weiter, daß er mit diesem interessanten Quellenwerk deutscher Geschichte bei Gelegenheit anderer Studien vertraut geworden sei. Da sei es ihm wie einem Manne ergangen, der nach langer Wanderung durch unwirtsames Land auf eine Herberge stößt, die, wohnsam und gut bestellt in Küche und Keller, mit liebreizender Aussicht vor den Fenstern, alles bietet, was sein Herz begehrt. Darum habe er begonnen, sich häuslich darin einzurichten und durch mannigfaltige Ausflüge in verwandtes Gebiet sich möglichst vollständig in Land und Leute einzuleben. „Den Poeten aber ereilt ein eigenes Schicksal, wenn er sich mit der Vergangenheit näher bekannt macht. Wo andere, denen die Natur gelehrtes Scheidewasser in die Adern gemischt, viel allgemeine Sätze und lehrreiche Betrachtungen als Preis der Arbeit herausätzen, wachsen ihm Gestalten empor, erst von wallendem Nebel umflossen, dann klar und durchsichtig, und sie schauen ihn ringend an und umtanzen ihn in mitternächtigen Stunden und sprechen: Verdicht' uns! — So kam es auch hier. Aus den naiven lateinischen Zeilen jener

Klostergeschichten hob und baute es sich empor, wie Turm und Mauern des Gotteshauses Sankt Gallen, viel altersgraue ehrwürdige Häupter wandelten in den Kreuzgängen auf und ab, hinter den alten Handschriften saßen die, die sie einst geschrieben, die Klosterschüler tummelten sich im Hofe, Horazsang ertönte aus dem Chor und des Wächters Hornruf vom Turme. Vor allen anderen aber trat leuchtend hervor jene hohe gestrenge Frau, die sich den jugendschönen Lehrer aus des heiligen Gallus Klosterfrieden entführte, um auf ihrem Klingsteinfelsen am Bodensee klassischen Dichtern eine Stätte sinniger Pflege zu bereiten; die schlichte Erzählung der Klosterchronik ist selbst wieder ein Stück Poesie, so schön und echt, als sie irgend unter Menschen zu finden." ... Und weiter erzählt er, wie er eines Morgens den Folianten, den Quellen der Gestaltenseherei, Valet gesagt habe und hinausgezogen sei auf den Boden, den einst die Herzogin Hadwig und ihre Zeitgenossen beschritten, wie er in der ehrwürdigen Bücherei des heiligen Gallus gesessen und in schaukelndem Kahn über den Bodensee zurückgefahren sei und sich eingenistet habe bei der alten Linde am Abhang des Hohentwiel, wo jetzt ein trefflicher schwäbischer Schultheiß die Trümmer der alten Veste behüte, und schließlich auch zu den luftigen Alpenhöhen des Säntis gestiegen sei, wo das Wildkirchlein keck wie ein Adlerhorst herunterschaut auf die grünen Appenzeller Thäler. „Dort in den Revieren des schwäbischen Meeres, die Seele erfüllt von dem Walten erloschener Geschlechter, das Herz erquickt von warmem Sonnenschein und würziger Bergluft, hab' ich diese Erzählung entworfen und zum größten Teil niedergeschrieben."

Daß jene „anderen Studien", die ihn die Sankt Galler Klosterchroniken als „Quellenwerk deutscher Geschichte" zur Hand nehmen ließen, dieselben waren, die er in Heidelberg betrieb, um eine rechtshistorische Abhandlung zu schreiben, ist uns gleichfalls von ihm bezeugt. Während er den letztern nachging, war er dem aus Hessen stammenden Romanschriftsteller Otto Müller näher getreten, der

damals in Heidelberg lebte und von hier aus die Redaktion der „Deutschen Bibliothek“ leitete, einer Sammlung deutscher Originalromane, welche im nahen Frankfurt a. M. die Meidingersche Verlagsbuchhandlung herausgab. Mit seiner „Charlotte Ackermann“ hatte sich Otto Müller auf dem Gebiete des historischen Romans eben hervorgethan. Als der „Trompeter von Säkkingen“ gegen Weihnachten 1853 erschien, begrüßte er das Erstlingswerk seines jüngeren Kollegen herzlich und forderte ihn auf, sich nun dem Roman zuzuwenden. Als Scheffel den Brief zu lesen bekam, war er bereits in den Schulzenhof am Hohentwiel übergesiedelt, und von hier aus schrieb er an Otto Müller: „Was aber Ihren litterarhistorischen Spruch betrifft, daß von dieser Gattung Poesie der Uebergang zum Roman fast naturgemäß sei, so ist der bereits kurz vor Abfassung Ihrer Zeilen zur Wahrheit geworden. Der Mensch denkt, Gott lenkt. — Ich habe vergangenen Winter Studien gemacht aus den Anfängen deutscher Geschichte, 's hat eine rechtshistorische Abhandlung geben sollen — und jetzt sitze ich auf dem einsamen Bauernhof am Fuß der Trümmer des Hohentwiel, um die Eindrücke dieses Winters in Form eines Romans — einer Geschichte — oder einer beliebigen Erzählung los zu werden. Was draus hervorgeht — kann ich des näheren selbst noch nicht bestimmen, der Bodenseeluft, den Alpen im Hintergrund, dem Wehen des Frühlings muß überlassen werden, was aus dem Ei herausschlüpft — wenn's ein genießbarer Vogel wird, so bin ich im Lauf des Sommers bei Ihnen, um ihn unter annehmbaren Bedingungen der Einschlachtung im Haus Meidinger zu überliefern. — Das 10. Jahrhundert liegt freilich etwas seitab von den Pfaden unserer Novellen, Romane ꝛc., aber ich gedenke aus jener rohen werdenden starken Zeit ein paar Bursche herauszufischen, die sich ganz natürlich und wohlkonserviert ausnehmen sollen. Romantik wird jedenfalls nicht getrieben, dafür ist mein gegenwärtiges Leben in der Atmosphäre des Kuhstalls Garantie.“

So wiederholte sich beim „Ekkehard", wenn auch in anderer Weise wie beim „Trompeter von Säkkingen", der eigentümliche Prozeß, daß der Dichter zum Zwecke einer gelehrten Arbeit Forschungen anstellt, deren Resultate von seinem poetischen Genius aufgenommen und zu einem Werk der Dichtkunst verwendet werden. Beidemale folgt er dabei seiner elementaren Neigung zur Erforschung der Heimatsgeschichte und zugleich dem durch sein Studium der Rechtswissenschaft geweckten Interesse für die altheimischen Rechtsinstitutionen. In Säckingen war es die Geschichte der Hauensteiner, die er als Typus altalemannischen Volkstums auffaßte, was zum Gegenstand solchen Studiums wurde. Welcher Art jetzt die Forschungen waren, die eine rechtshistorische Abhandlung ergeben sollten, läßt sich mit Sicherheit aus den vielfachen Vergleichen im „Ekkehard" zwischen altalemannischem Volksrecht und den von ihm abweichenden Gesetzen und Rechtsanschauungen schließen, die in den schwäbischen Klöstern des frühen Mittelalters aufkamen und Geltung hatten. Der Kampf, den Ekkehard zwischen Pflicht und Neigung führt, ist aufs engste mit den Rechts- und Machtverhältnissen im damaligen Alemannien verknüpft. Wo nur immer die Rücksicht auf die künstlerische Oekonomie und den epischen Aufbau des Stoffs es gestattete, ist Bezug genommen auf die feineren Unterschiede zwischen dem alemannischen Landrecht und den anderen deutschen Volksrechten, wie den Vorrechten und Sondergesetzen, welche am Fürstenhof und in den Abteien damals bestanden.

In wie hohem Grade die eigenen Familientraditionen geeignet waren, schon in dem Knaben ein lebhaftes Interesse für die Vorzeit der alemannischen Heimat und im besonderen das Leben und Treiben in den alten Benediktinerabteien Altschwabens zu nähren, hat unser erstes Kapitel bis ins einzelne dargelegt. Schon als Student befreundete er sich mit den überlieferten Rechtsaufzeichnungen der alten Germanen und wir dürfen annehmen, daß er jene beiden ersten Bände des großen Sammelwerks älterer deutscher Geschichtsquellen, der von

G. Pertz herausgegebenen „Monumenta Germaniae historica“, in denen er alle wichtigeren Urkunden dieses Wissensgebietes zusammengestellt fand, gewiß jetzt nicht zum erstenmal zur Hand nahm. Ebenso wenig konnte ihm bis dahin unbekannt geblieben sein, was die im zweiten dieser Bände enthaltenen „Casus Sancti Galli“ von den klassischen Studien der Herzogin Hadwig auf ihrem Witwensitze Hohentwiel unter Leitung des von ihr dem St. Galler Klosterfrieden entführten Ekkehard berichten. Band ihn doch von klein auf das innigste Verhältnis an den Hohentwiel, zu dessen Füßen an der Straße nach dem Bodensee das stattliche Dorf Rielasingen liegt, in dem seine geliebte Großmutter das Licht der Welt erblickt hatte.

Ob er im stillen bereits seit langem den Gedanken in sich trug, Hadwig und Ekkehard zu Helden einer Dichtung zu machen, wage ich nicht zu entscheiden. Aber daß nun, als er zu einem geordneten Studium der Casus Sancti Galli und der übrigen Quellenschriften zur Geschichte der Ekkeharde kam, in ihm eine Fülle von poetischen Stimmungen und realen Eindrücken aus früherer Zeit durch diese Lektüre wach werden mußte, welche die Ueberlieferungen der Vorzeit ergänzte und belebte und sich mit ihnen zu poetischen Anschauungen verdichtete, dies läßt sich auch aus seinen ersten Prosaarbeiten, den Bildern aus dem Hauensteiner Schwarzwald und den Rhätischen Briefen nachweisen.

Wie sich hierbei auch seine große italienische Reise und sein Malertreiben in und bei Rom fruchtbar erwies, zeigt recht deutlich das folgende Beispiel. Jedem Leser des „Ekkehard“ bleibt die Scene des 2. Kapitels unvergeßlich, wie der jugendschöne schlanke Mönch die Herzogin über die Schwelle des Klosters trägt, zur Umgehung der Klosterregel, welche weiblichem Fuß das Betreten derselben verbietet. In den Casus Sancti Galli befindet sich weder diese Scene noch überhaupt eine Schilderung des Besuchs der Herzogin im Kloster, dessen Wirkungen Scheffel so mannigfaltig und lebensfrisch ausmalt. Es heißt dort nur: „Die Herzogin . . . war ein=

mal als Witwe, um zu beten, zum heiligen Gallus gekommen. Indem Abt Purchard (der Dichter setzte dessen Vorgänger Cralo an seine Stelle) sie festlich aufnahm und als seine Nichte durchaus mit Geschenken zu beehren sich vorbereitete, sagte sie, sie wolle keine anderen Gaben, außer Ekkehard als Lehrer für sich, wenn er ihr denselben nach dem Twiel auf eine Zeit gewähren wollte. Denn weil derselbe Portner war, hatte sie selbst am Tage vorher mit ihm über seinen Willen hierzu heimlich sich verabredet." Jene Scene ist also freie Erfindung des Dichters; aber die Anregung zu derselben bot ihm auch hier das Leben — ein eigen Erlebnis. Und zwar verdankte er dasselbe seinem Aufenthalt in der römischen Campagna und denselben Beziehungen zum Kapuzinerkloster Ara coeli bei Palazzuola, von denen er auch die Anregung zur Amalien-Episode im Schlußkapitel des „Trompeters von Säkkingen" empfangen. Scheffel hatte bald danach in Olevano dem Maler Otto Donner das kleine Abenteuer selbst erzählt. Ein firmer Lateiner und in klösterlicher Wissenschaft bewandert, wie er war, hatte er bei gelegentlichen Besuchen des gar malerisch gelegenen Klösterleins, die er von Albano aus abstattete, sich die Freundschaft der Mönche zu erwerben verstanden. Die Kapuziner hatten außerhalb der Klausur in einer Vigne ein Casino, in welchem sie gelegentlich den Besuch von Freunden empfingen. Scheffel war von dort schon wiederholt mit ins Kloster genommen worden, als er eines Tages mit mehreren seiner Freunde, darunter auch Fräulein Bensinger, im Casino erschien. Alle wurden von den Mönchen aufs freundlichste bewirtet. Die Stimmung wurde bald eine sehr heitere und die junge Dame sprach den Wunsch aus: sie möchte so sehr gern einmal das Kloster auch in seinem Innern sehen, ob denn dies gar nicht möglich sei. Der lustige Prior, dem die heitere Pfälzerin gefiel, drückte sein Bedauern aus, daß dies absolut nicht möglich sei, da es die Ordensregel untersage; indessen, setzte er schalkhaft hinzu, gäbe es ein Mittel. Nun welches, frug ganz eifrig und erfreut die junge

Dame. Je nun, entgegnete der Prior, keine Dame darf die Schwelle des Klosters überschreiten, aber wenn Sie sich von mir hinübertragen lassen wollen, so kann das schon geschehen; das verbietet die Ordensregel nicht. Allgemeine Heiterkeit folgte diesem launigen Einfall, aber Fräulein Bensinger protestierte. Anders macht es im „Ekkehard“ die Herzogin. Das aber — so schließt Otto Donner seinen Bericht — unterliegt kaum einem Zweifel, daß wir der poetischen Verarbeitung dieses Erlebnisses das interessante Motiv verdanken, auf welchem der Roman des Ekkehard sich aufbaut.

Und noch einer anderen Anregung italienischen Ursprungs müssen wir hier gedenken. Schon als Student hatte er, wie wir sahen, sich mit Dante und dessen gewaltiger Dichtung, in welcher Virgil dem Poeten zum Führer durch Hölle und Fegfeuer wird, beschäftigt. Er hörte bei Professor Ruth in Heidelberg eine Vorlesung über den großen Florentiner und als er im Mai 1852 nach Italien aufbrach, begleitete ihn sein Exemplar der Divina Commedia. Wie er aus Rom an den „Engern“ schrieb, hatte er auf der Fahrt von Florenz nach Rom außer einem gestrengen Arciprete eine junge italienische Opernsängerin zur Reisegefährtin, die aus Rimini kam, „wo schon zu Dantes Zeit allerhand unglückliche Lieb sich zugetragen.“ Die Episode in Dantes „Hölle“, in der Francesca da Rimini dem Dichter ihr Schicksal erzählt, gehört bekanntlich zu den rührendsten Stellen der Dichtung, und da die Sängerin von ihrer berühmten Landsmännin nichts wußte, so erzählte ihr Scheffel die Geschichte. Francesca, wider Willen mit dem älteren Malatesta verheiratet, wird in Leidenschaft zu dem jüngeren Bruder desselben, Paolo, verstrickt; beide werden von dem betrogenen Gatten getötet. Die gemeinsame Lektüre des Liebesromans von Lanzelot und Ginevra hatte ihnen zum Bewußtsein gebracht, daß sie sich liebten. Als sie zu der Stelle kamen, wo Lanzelot zum erstenmale Ginevra küßt, fanden sich auch ihre Lippen und — an jenem Tage lasen sie nicht weiter!... Den Stoff hatte Heyse in seinem ersten Drama gestaltet.

Die Vorstellung, daß ein jugendschöner, sittenstrenger und gelehrter Mönch aus Sankt Gallen gemeinsam mit der herzoglichen Witwe auf dem Twiel das römische Heldenlied des Virgil las, das die Liebe der Königin Dido zu Aeneas so herzbewegend schildert, gestaltete sich in Scheffels Phantasie naturgemäß zu einem Gegenbild des Liebesdramas von Rimini. Die gemeinsame Lektüre der Abenteuer des Aeneas bei Dido bringt auch diesen beiden Lesern die sich regende Liebesneigung zum Bewußtsein. Sie aber folgen derselben nicht: die Ordensgelübde des frommen Benediktiners, sein schwerblütiges Wesen machen ihn zurückhaltend, als Hadwig im frischen Impulse ihres Gefühls ihm entgegenkommt. Er verletzt damit ihren Stolz, und als er dann die verhaltene Leidenschaft nicht zu unterdrücken vermag, beleidigt er sie durch die maßlose Aeußerung derselben, die sie bloßstellt. Dieser Konflikt bemächtigte sich nun der Phantasie Scheffels, und die Aufgabe reizte ihn um so mehr, als der Schauplatz ja die Heimat der Geschichten und Sagen war, die ihm als Knaben sein Großmütterlein am liebsten erzählt und die sich seinem Sinn am tiefsten eingeprägt hatten.

Ein wesentliches Moment, das ihn zu neuer poetischer Produktion antrieb, war aber die Aufnahme, die sein „Trompeter" fand, als er im Verlag von Adolf Bonz, in der J. B. Metzlerschen Buchhandlung in Stuttgart, erschien. Natürlich hatten inzwischen längst auch seine Eltern die Dichtung kennen gelernt; die Mutter teilte das Entzücken Mariens und auch der Vater hatte an dem Werke eine ehrliche Freude; der Geist desselben versöhnte ihn mit vielem, was er bisher in seinem Sohn bekämpft hatte, und jenes harmonische Verhältnis kam zwischen beiden zu stande, das dann am 1. Februar 1854 Josephs Festgedicht zur Feier des vierzigjährigen Dienstjubiläums seines Vaters besiegelte (vgl. die „Gedichte aus dem Nachlaß").

Man hat nach dem Tode Scheffels viel Aufhebens gemacht über die Nichtbeachtung, der seine Erstlingsdichtung zu-

nächst anheimgefallen sei. Es ist wahr, fünf Jahre hat's gedauert, bis eine neue Auflage nötig ward. Einen sensationellen Erfolg aber konnte Scheffels „Trompeter" umsoweniger finden, als die politisch-kirchliche Reaktion gerade damals die geistigen Strömungen scharf von einander getrennt hatte, er aber weder dem Radikalismus mit „der Tendenz Verpfeffrung" noch den Reaktionären mit dem „Weihrauchduft der frommen Seele" aufzuwarten gewillt gewesen war. Die Anhänger der fortschrittlichen Ideen waren durch Heine, Lenau, Meißner an eine Epik gewöhnt worden, deren kühne Klänge direkt in die Kämpfe der Zeit mahnend und zürnend hineindröhnten; die Entwickelung des Dramas hatte in den Werken Gutzkows, Laubes, Freytags dieselbe Richtung genommen; und der erstgenannte dieser Dichter hatte gerade in den ebenvergangenen Jahren derselben ideal-aktuellen Richtung die Form des großen Unterhaltungsromans in den „Rittern von Geist" unterworfen: 1850—53 erschienen die ersten drei Auflagen dieses bedeutenden Zeitromans. Andererseits hatte in den reaktionär gestimmten Kreisen Oskar von Redwitzs „Amaranth" sofort eine ganze Reihe von Auflagen erlebt. Scheffels poetischer Realismus und blutwarme Stimmungsromantik thaten dem Parteigeschmack weder auf der linken noch auf der rechten Seite genug. Doch überall wurde die anmutige Frische der echt süddeutsch-heiteren Dichtung empfunden, wo immer sie Kritiker und Leser fand. Beides aber fand sie sogleich und zwar in einer Weise, die dem Schicksal der Dichtung durchaus günstig war. Als Scheffel nach Neujahr 1854 in die Welt hinauslauschte, welche Aufnahme wohl seine Dichtung fände, häuften sich gar bald auf seinem Schreibtisch in der Wohnung beim Schlosser Kraus neben dem „Museum" Briefe von alten Freunden und neueren Bekannten; aus Rom und Wien, aus München und Stuttgart, aus Thüringen und aus dem Schwarzwald kamen die Glückwünsche, welche einem jungen Poetenherzen so wohl thun. Von Uhland, dem Scheffel als seinem verehrten Meister ein Exemplar gesandt

hatte, erhielt Scheffel nicht minder das Zeugnis, ein Dichter zu sein, als von den Freunden, die Zeugen seiner Versuche, ein Maler zu werden, gewesen waren. Die Kritik „schwieg“ die Dichtung nicht „tot“; in Ernst Keils kürzlich gegründeter „Gartenlaube“ z. B. fand sie sogleich eine ungemein warme Empfehlung. Dann aber vermittelte seine gesellschaftliche Stellung in Heidelberg, wo Häusser und Julius Braun und viele andere seiner persönlichen Freunde beträchtlichen Einfluß besaßen, seiner heiteren Dichtung den nicht zu unterschätzenden Vorteil, in der Professorengemeinde einer deutschen Universitätsstadt Aufsehen zu erregen. Die persönliche Liebenswürdigkeit des jugendlichen Scheffel kam hierbei noch dem Dichter zu Gute.

Ein kleines Genrebild aus den Erinnerungen von Rosalie Braun, die, damals noch unverheiratet, mit ihrer jüngeren Schwester Julie bei deren Eltern in Weinheim lebte, wo ihr kränklicher Vater, der Kunsthändler Stephan Artaria, ein Landhaus bezogen hatte, veranschaulicht uns das Wesen Scheffels in jener Zeit, da der junge Dichterruhm desselben sich Bahn brach, in anziehender Weise. Julius Braun führte den Freund in das trauliche Landhaus an der Bergstraße ein, und die Damen, welche den kürzlich erschienenen „Trompeter von Säkkingen“ bereits gelesen hatten, begrüßten lebhaft den schmächtigen, blonden Mann, dessen Habitus allerdings die Erwartungen der Jüngsten über das Aussehen eines Dichters stark enttäuschten. Keine wallenden Locken, keine weltschmerzlichen Blicke: nur schlichtes, kurz geschnittenes Haar, ein Gesicht, wie es etwa ein junger Assessor auch haben konnte, und eine goldene Brille! Aber die Augen unter dieser Brille gewannen beim Sprechen einen merkwürdigen Ausdruck und um den sehr fein geschnittenen Mund spielten allerlei humoristische Linien, wenn er sich zum Erzählen öffnete und die schönsten Abenteuer und Erlebnisse aus welschen und deutschen Landen zum Besten gab. Nach einer Stunde schon waren Alt und Jung bezaubert; wie ein alter Freund saß

der Gast im Familienkreise, und indem er von Pompeji und und dem Sorrentinischen Gestade erzählte, fuhr seine Hand mit dem Bleistifte über ein Blatt, und in charakteristischen Strichen entstanden darauf Uferfelsen und Brandung und feingezogene, ferne Berglinien . . ."

Wie hier hätte man ihn damals gleich herzlich in so mancher Familie willkommen geheißen, der gegenüber er sich zurückhaltender verhielt. Der junge Aspirant eines akademischen Lehramts, der eben in so frischer, liebenswürdiger Weise die Heimat und Altheidelberg besungen hatte und der Sohn einer angesehenen Karlsruher Familie war, hatte ja alles für sich, um ihn in der Heidelberger Gesellschaft zum Helden der Saison zu machen. Aber ihm war schon als Student das äußerliche, nichtige Konversationmachen im modernen Salon ein Greuel gewesen und, hatte eine gewisse, spröde Zurückhaltung der weiblichen Koketterie gegenüber ihn auch in fröhlicheren Tagen voll glücklicher Liebesträume nicht verlassen, so war er gerade nach den Erlebnissen, die ihn seit seiner Rückkehr aus Italien betroffen, am allerwenigsten aufgelegt, in den Salons und auf Bällen sich als Goldschnittpoet aufzuthun oder als Schaustück zu prangen. Das Schicksal der Schwester, zu welchem der frohe Optimismus seines Trompeters so wenig paßte, hatte sein Herz tief ergriffen und den auf Capri ersungenen Frohsinn erstickt. Wie wenig aber wollte gar der heitere Sang vom endlichen Sichfinden zweier geprüfter junger Herzen zu seinem Schicksal passen, als statt der erhofften Antwort auf die Zusendung des Trompeters an Emma Heim das Gerücht zu ihm gelangte, dieselbe habe inzwischen den säumigen Vetter sich gänzlich aus dem Sinn geschlagen und sich mit einem anderen verlobt! Am 10. August 1854 verheiratete sich die Cousine in Zell mit einem jungen Fabrikanten Namens Mackenrodt, der damals die große Zeller Porzellanfabrik als Reisender vertrat und nach der Hochzeit sich in Emmendingen als selbständiger Fabrikant niederließ. Auch dies Erlebnis hat auf die Gestaltung des

„Ekkehard“ eingewirkt; „aufkeimende Neigung braucht Zeit, sich über sich selbst klar zu werden, und in Dingen der Liebe hatte er nicht rechnen und abzählen gelernt wie in den Versmaßen des Virgilius,“ heißt es zur Charakteristik der Liebe seines Mönchs. Sich in ernste Studien zu vergraben, trieb es ihn, unter den Büchern suchte er Ruhe für sein Herz und die ihm sympathische Zerstreuung und Anregung fand er, wie schon früher in trüben Tagen, im „Engeren“.

Und wie herzlich hatte man ihn gleich nach seiner Heimkehr aus Italien im „Engeren“ willkommen geheißen, der jetzt seine Sitzungen in einem kleinen Saale des „Museums“ abhielt, dessen Mitglieder zum Teil aber an den übrigen Abenden im „Holländer Hof“ ihr Stammlokal hatten. Während seines Aufenthalts „in Welschland“ waren seine anakreontischen Lieder nicht in Vergessenheit geraten, sondern zu Lieblingen dieses Freundeskreises geworden, in welchem Schmezer sie mit liebevoller Hingabe und vollem Einsatz seines melodramatischen komischen Talentes nicht oft genug vortragen konnte. Natürlich wirkte auch dieser Erfolg äußerst anregend, und die Schmezerschen Vorträge dieses Winters, welche Humboldts „Kosmos“ zum Gegenstand hatten und wegen der Erörterung geologischer Probleme und Thatsachen für Scheffel besonders interessant waren — hatte dieser doch von der Schule her gerade für dieses Kapitel der Naturwissenschaft eine große Vorliebe —, veranlaßten ihn zu mehreren neuen humoristischen Liedern. Das Guanolied, das energische Lied vom „alten Granit“, der den wässrigen Jammer da droben nicht mehr ertragen kann und, ein „feuriger Held“, die ihn bedrückenden Lasten auseinander sprengt, das Lied vom „Ichthyosaurus“, der ahnungsvoll den Untergang der ganzen Saurierei mit Thränen im Auge voraussieht: sie atmeten alle den alten jugendforschen Ton der Opposition gegen Philisterei und Sentimentalität, der für die besten Gedichte Scheffels so charakteristisch ist. Eine Parallelstelle ernst poetischer Art zu den humoristischen Versen von der jubelnden Auffahrt des

feurigen Granit zur Tageshelle findet sich übrigens gleich auf der zweiten Seite des „Ekkehard“, wo von dem Klinggestein des Hohentwiel gesagt wird, daß es klinge, als säße in der Masse noch ein „Gedächtnis an die fröhliche Jugendzeit, da sie zuerst der Pracht der Schöpfung entgegengejubelt.“

Damals erklang auch zuerst im „Engeren“ das Lied von der wilden Jagd des Rodensteiners, dessen Klage „Giebt's nirgends mehr 'nen Tropfen Wein des Nachts um halber Zwölf“ den Protest des Schmezerschen Stammtischs im „Holländer Hof“ gegen die frühe Polizeistunde der Reaktionszeit zu drastischem Ausdruck brachte. Auch der „Enderle von Ketsch“ ist in diesem oder dem folgenden Winter entstanden, wie mir der nun auch verstorbene Rechtsanwalt Mays bezeugte, dessen Vater schon zu den Sodalen des „Engern“ gezählt hatte. Eines Abends war bei einer der wöchentlichen Zusammenkünfte im „Museum“ das Gespräch auf Richard Wagners „Fliegenden Holländer“, der damals neu war, gekommen. Bald regte sich der im Engern heimische Witz; Scheffel meinte, sie selber als Stammgäste des „Holländer Hofs“ seien, wenn die Seele ihren Flügelschlag rege, fliegende Holländer; freilich flögen sie nicht von Meer zu Meer, sondern von Weinhaus zu Weinhaus. Dies weckte bei dem in pfälzischer Geschichte besonders bewanderten Rechtsanwalt Mays die Erinnerung an die Stelle in Merians Beschreibung der Pfalz an, die eines Schultheißen Enderlein des Dorfes Ketsch Erwähnung thut in Verbindung mit der Sage, Pfalzgraf Otto Heinrich habe im Jahre 1530 auf der Rückreise von Jerusalem ein gespenstiges Schiff begegnet, von welchem das Geschrei erklungen sei: „Weichet, weichet, der dick Enderlein von Ketsch kompt.“ Und als der Pfalzgraf heimkam, vernahm er auf seine Nachfrage, daß am nämlichen Tage der gottlose Schultheiß gestorben war. Scheffel horchte gespannt auf, erbat für den andern Tag das Meriansche Werk Topographia Palatinus Rheni und schon am Abend desselben konnte Schmezer darauf sinnen, für das neue Lied von dem

pfälzischen Rivalen des Fliegenden Holländers eine entsprechend wirksame Melodie zu suchen.

Auch der „Trompeter" wurde im Engern lebhaft willkommen geheißen und der darin prickelnde Humor fand das entsprechende Echo. So erhielt Scheffel eines Morgens beim Erwachen eine ganze Reihe Briefe. Jeder hatte scheinbar einen andern Verfasser; sie stammten aber aus dem „Engeren", vornehmlich aus der Feder Ludwig Häussers. Angeblich rührten sie von Personen, die sich durch bestimmte Stellen im „Trompeter" beleidigt fühlten. So kam einer fingierter Weise aus Säckingen und hob, jede Art Anrede beiseite lassend, an: „Was ischt awer des, Herr Assessor? Wie möge Sie mich so broschdiduieren in einem gedruckten Buch noch dazu? Und es ischt ja doch alles verlooge, was Sie vom „goldne Knopf" und der Knopfwirdin gesagt haben. Es ischt verlooge, daß im „Knopf" ein Gascht ist abgewiese worde und noch gar ein Säkkinger. Des ischt doch nicht recht, von ehrbarne Mensche solche Sache zu sagen. Sie haben's doch gut bei mir gehabt, ich hab' Ihnen niemals was zu Leids than, ugunträr habe Sie immer das Bescht von mir kriegt. Und mit der Zahlung habe ich Sie auch nicht unrecht behandelt. Aber über die Bedienung dürfe Sie auch nicht klage. Heiliger Friedl, wenn ich reden wollt! Mainen Sie nit, daß Unser Ains nit auch den Weg un Steg kennt, was unter die Leut zu bringe? Aber warten Sie nur, Herr Assessor, wenn Sie wieder in unsere Gegend kommen. Der Kablan ist wild auf Sie, der Förster au, der Büttel will Ihnen den Kittel ausskloppe von wege dem Frühschobbe und der lang Fridli von Bergalingen ischt vor Amt gangen und hat sich ein Zeugnis ausstellen lassen, wegen dem, was Sie ihm nachgesagt haben. Herr Assessor; wer hat das von Ihne denkt und es ischt doch alles verlooge. Die Knopfwirdin von Säkkingen." ... Ein anderer Brief lautete: „Verehrter Herr! Es ist mir zu Ohren gekommen, daß Sie die Zahl unserer Privatdozenten zu vermehren gedenken; zugleich aber wird auch von kundiger

Seite versichert, daß Sie Verfasser eines Pamphlets, betitelt: „Der Trompeter von Säkkingen“ sein sollen, worin auf Seite 33 ff. verschiedene anzügliche Redensarten über das Römische Recht fallen gelassen sind. Obwohl ich meinerseits dabei nichts Beleidigendes für meine Person finden kann, da sich das Persönliche jedenfalls nur auf meinen jüngeren Kollegen beziehen läßt, der bekanntlich neben mir Pandekten liest (im Winter, wenn ich sie nicht lese), so kann ich Ihnen doch nicht verhehlen, daß diese Ihre öffentlich ausgesprochene Geringschätzung gegen das wichtigste Gebiet der Jurisprudenz Ihrer Habilitation nur störend werden kann. Ich mache Sie als Freund vertraulicher Weise darauf aufmerksam; ohne Zweifel sehen Sie darin eine dringende Aufforderung, durch eine glänzende juristische That diesen poetischen Mißgriff gut zu machen. Wie wäre es, wenn Sie z. B. eine eigne Schrift, das Verhältnis meiner juristischen Leistungen zur Weltgeschichte, exponieren und dabei dem seichten Rezensenten des „Litterarischen Zentralblattes“ eine verdiente Züchtigung zu Teil werden ließen? Es ist dies nämlich nur meine unmaßgebliche Ansicht. Sie werden in jedem Falle das Vertrauen und Wohlwollen, das daraus spricht, gehörig zu schätzen wissen. Ich verbleibe mit großer Gewogenheit Ihr Geheimrat X. X.“

Wenn aber, während solchermaßen der schalkhafte Freund auf Scheffels Absichten, die akademischen Würden eines Dozenten der Jurisprudenz zu gewinnen, anspielte, dieser bereits anderem Ziele zustrebte, so hatte hierzu nicht nur das gesteigerte Selbstgefühl des Dichters, sondern auch die Neigung für ein anderes Wissenschaftsgebiet beigetragen, die Germanistik. Gerade in jener Zeit, da Scheffel als ein in seinen auf die Malerei zielenden Plänen Enttäuschter in die geistige Welt Heidelbergs zurückkehrte, fand er den Lehrstuhl für deutsche Sprache und Litteratur durch einen Forscher neu besetzt, dessen Richtung ihm ungemein sympathisch war und dessen Einfluß seinen Geist mit Macht in die Zauberkreise der altdeutschen Sagen- und Epenforschung zog, dies war Adolf Holtzmann.

Derselbe, etwa 16 Jahre älter als Scheffel, stammte auch aus Karlsruhe und die Freundschaft seiner Eltern mit den Eltern Scheffels hatte ihn schon frühe mit dem glänzend begabten Sohn derselben bekannt werden lassen. Als dieser dann neben dem juristischen Studium sich der altdeutschen Litteratur zuwandte, fand er in Holtzmann, mit dem er in den Ferien vielfach zusammenkam, auf diesem Gebiete einen fördernden Berater. Holtzmann hatte nun gerade jetzt durch seine „Untersuchungen über das Nibelungenlied" einen Gelehrtenstreit geweckt, der Scheffels Interesse in höchstem Grade erregte. Jener verfocht darin die Ansicht, daß das uns erhaltene Nibelungenlied die Bearbeitung eines älteren zusammenhängenden, uns aber verloren gegangenen Epos sein müsse. Er stellte die kühne Hypothese auf, der in der „Klage" genannte Schreiber Konrad des Bischofs Pilgrim von Passau werde der Verfasser jenes Epos gewesen sein. Diese Vorstellung eines „Schreibers", der über ödem Aktendienst zum Dichter wird, fand in Scheffels Geist eine gar fruchtbare Stätte. Sah er doch in dieser Gestalt eine Verklärung seines eigenen Schicksals, das ihn auch aus einem Amtsschreiber zum Dichter hatte werden lassen. Und bald ergab sich auch ein Zusammenhang dieser litterarhistorischen Streitfrage mit seinem Ekkehardstoff.

Das schönste Beispiel eines alten germanischen Heldengedichts, das in lateinischer Sprache gedichtet wurde, ist das Waltharilied, das Epos vom Waltharius manu fortis. Das Gedicht, in lateinischen Hexametern geschrieben, verdankt, so scheint es, seine Entstehung einem der Ekkeharde von Sankt Gallen. Ekkehard IV., der 1036 starb, bemerkt in den Casus Sancti Galli, daß er Ekkehards I. Jugendgedicht über Waltharius verbessert habe. Dieses Waltharilied, welches den Kampf Walthers von Aquitanien am Wasgenstein schildert, wo der mit Hiltgund von Etzels Hof Entflohene vom Burgunderkönig Gunther und seinen Recken überfallen wird, die er sämtlich besiegt, ist ein Muster jener mittelalterlichen lateinischen Poesie

deutscher Herkunft, in der sich ein durchaus deutsches Fühlen und Denken in dem Gewand eines keineswegs immer klassisch-reinen Lateins im Stile Virgils verbirgt. Die geistlichen Dichter standen noch zu sehr im Banne kindlicher Verehrung ihrer lateinischen Muster, um sich der poetischen Vorzüge ihrer eigenen Sprache, die sie barbarisch nannten, zu freuen. Dem gegenüber behauptete damals M. Fauriel, das Waltharilied sei im Laufe des 7. Jahrhunderts in Aquitanien (Südfrankreich) entstanden. Scheffel blieb, nachdem er die Dichtung studiert hatte, mit Holtzmann davon überzeugt, daß das Waltharilied mit seinem rauhen, gewaltigen „bärenmäßigen" Grundton einen Deutschen zum Autor gehabt habe. Die gelehrte Forschung hat seitdem nur bestätigen können, was damals die Intuition des Dichters erkannte, daß der Mönch, der das Lied lateinisch dichtete, aus altgermanischer Quelle schöpfte. So lesen wir bei Wilhelm Hertz („Deutsche Sage im Elsaß", Stuttgart 1872) als Ergebnis späterer Forschung über das Waltherlied: „Dieses Lieblingsbuch der Benediktiner von St. Gallen hatte ohne allen Zweifel ein nunmehr verschollenes, altdeutsches Heldenlied zur Vorlage. Aus den lateinischen Mönchsversen bricht die rauhe und schlichte Kraft der germanischen Heroenzeit. Trotz seiner fremden Form steht der Waltharius an altertümlich deutschem Gepräge allen späteren Dichtungen, auch dem Nibelungenlied, weit voran."

In Scheffel aber weckte der Eindruck dieser Poesie die Frage: wie kam ein gelehrter Mönch des 10. Jahrhunderts dazu, für die Schilderung des rauhen, germanischen Heldentums im Zeitalter der Völkerwanderung so echte, volle, kernige Töne zu finden? Die Antwort auf diese Frage war eine Dichtervision: jener Ekkehard, der auf Geheiß der Herzogin von Schwaben auf den Hohentwiel kam und ihr im Virgil Latein lesen lehrte, verschmolz sich mit dem andern, der im Stil des Virgil das Waltharilied dichtete, zu einer Gestalt. Daß der zweite Ekkehard, den die Sankt Galler Chroniken nennen, und welcher der Herzogin Gast auf dem Twiel war, von

dem ersten und vierten Ekkehard zu unterscheiden seien, die als Autor und Bearbeiter des Waltharius manu fortis zu gelten haben, vermochte diesen einen Ekkehard seiner Phantasie nicht wieder ins Schattenreich zu bannen. Gerade diesem einen Mönch, der dem Kloster entrückt zum Burggenossen der noch jugendlichen Witwe des Schwabenherzogs Burkhard wird, der ihr die lateinische Heldendichtung erklärt, während das Schwabenland ringsum Heldenkraft fordert zur Abwehr der wilden Ungarn, der „Hunnen", der mit in den Kampf zieht, war die Abfassung eines Heldengedichts zuzutrauen, das in der Form den Einfluß Virgils zeigt und dessen Inhalt mit Bezug auf der Hunnen früheres Walten in Deutschland furchtlos dreinschlagende deutsche Heldenkraft feiert! So trat die Phantasie des Dichters in ihre Rechte und mit ihr das Empfindungsleben des Dichters. Es flutete hinüber in die Schöpfung seiner Einbildungskraft und die Gestalt wurde Fleisch von seinem Fleisch, füllte sich mit Blut von seinem Blut, fing an zu fühlen und zu denken wie er selber.

Was er erlebt in den Jahren vorher: die Ueberwindung einer glücklosen Liebe durch eine befreiende Dichterthat wurde nun das Schicksal seines Helden. Auch für die besondere Art dieses Schicksals, daß die Sehnsucht, ein Kriegsmann statt ein Gelehrter zu sein, den Ekkehard zum Sänger alten Heldentums macht, hatte er verwandte Empfindungen in der eigenen Brust. Hatte er doch, beim Ausbruch des Freiheitskampfs der schleswig-holsteinschen Herzogtümer die kleinlichen Bedenken und Hemmnisse verwünscht, die ihn, den „armen Schreiber", von der Teilnahme an demselben abhielten. Und so kam es, daß der angesammelte Stoff kulturhistorischen Wissens sich nunmehr zum Hintergrund eines Seelengemäldes gruppierte, das uns einen jungen, gelehrtem Studium in edlem Streben zugewandten Mann zeigt, der durch eine verschwiegene, lang verhaltene, zur Unzeit hervorbrechende Leidenschaft schier um Glück und Seelenheil gebracht wird, aber darüber zum Dichter reift, der von sich sagen kann: „Selig der Mann,

der die Prüfung bestanden" und, von freiwilligem Exil in Alpeneinsamkeit niedersteigend, von sich singt:

„Fahr' wohl, du hoher Säntis, der treu um mich gewacht,
Fahr' wohl, du grüne Alpe, die mich gesund gemacht!
Hab' Dank für deine Spenden, du heil'ge Einsamkeit,
Vorbei der alte Kummer — vorbei das alte Leid.
Geläutert ward das Herze, und Blumen wuchsen drin:
Zu neuem Kampf gelustig steht nach der Welt mein Sinn.
Der Jüngling lag in Träumen, dann kam die dunkle Nacht;
In scharfer Luft der Berge ist jetzt der Mann erwacht!"

Nicht in dem resignierenden Bruch mit Hadwig, sondern in der Entwickelung des Mönchs zu einem höheren, freieren, fruchtbareren Zustand, den er auf dem Weg innerer Kämpfe erreicht, gipfelt der Roman. „Die Launen der Herzogin und Praxedis unbefangene Grazie hatten sein blödes, schwerfällig gründliches Wesen geläutert, die große Zeit, die er durchlebt, das Sausen der Hunnenschlacht hatten Schwung in seine Gesinnung getragen und ihn das Getrieb kleinen Ehrgeizes verachten gelehrt, jetzt trug er einen großen Schmerz in sich, der ausgetobt sein mußte — so war der Klostergelehrte trotz Kutte und Tonsur in der glücklichen Umwandlung zum Dichter begriffen ..." „Und aus dem Schutt vergangener Zeit tauchte auf, was der sinnige Konrad von Alzey ihm dereinst von Walthari und Hiltgund erzählt, mit Sang und Klang zog der Geist der Dichtung bei ihm ein —: im Bild der Dichtung soll das arme Herz sich dessen freuen, was ihm das arme Leben nimmer bieten kann, an Reckenkampf und Minnelohn." Findet Mönch Ekkehard auch nicht das Glück der Liebe, so gewinnt er sich doch gerade, weil ihm jenes Glück versagt bleibt, die Freiheit und die Erkenntnis seiner innersten Natur, die zu anderem bestimmt ist als zur schlichten Erfüllung der düsteren Regeln des heiligen Benedikt. Ekkehard geht nicht wieder ins Kloster. Er sagt sich in der Sprache des Ebenalpbauern: „Wenn einer lang Senn war, wird er nimmer gern Handbub." Das heißt: wenn einer das Waltharilied

gedichtet und die Luft der Freiheit in schlichter Alpennatur geatmet hat, wird er nimmer gern wieder Mönch! So hatte sich Scheffel, nachdem er durch seinen Trompetersang sein Herz von bedrückenden Liebessorgen entlastet und in den Schweizer Alpenrevieren und in den Sabiner und Albaner Bergen die Luft der Freiheit geatmet hatte, des Wiedereintritts in die Klausur eines Amtsschreibers sich geweigert: „wenn einer lang Senn war, wird er nimmer gern Handbub!“ ...

Und auch das Wiedergenesen des Ekkehard von schwerer Krankheit und der belebende Einfluß schöner Naturumgebung auf den erstarkenden Geist bildete er nach dem eigenen Erleben. Auf die Gestaltung des Ekkehard selbst bezieht sich's, was im 23. Kapitel S. 372 zu lesen steht: „Und das ist das Vortreffliche gewaltiger Natur, daß sie nicht nur sich selber als ein mächtig wirkend Bild vor den Beschauenden stellt, sondern den Geist überhaupt ausweitend anregt und fernliegende verschwundene Zeit im Gedächtnis wieder heraufbeschwört. Ekkehard hatte lange nimmer auf die Tage seiner Jugend rückgeschaut, jetzt flüchtete sich sein Denken am liebsten dorthin, als wär' es ein Paradiesgarten, aus dem ihn der Sturm des Lebens hinausgeweht.“ So war es Scheffel selbst ergangen, wenn er von trüber Stimmung in stiller Wald- und Bergeinsamkeit Heilung gesucht und gefunden, und zuletzt noch in der dunkel verhangenen Krankenstube im Karlsruher Vaterhaus, in der er von Kopfweh und Augenweh gequält im Gedenken an die letzten erhebenden Reiseeindrücke ein Labsal und die Anknüpfung fand an die einst hier verlebte Kinderzeit, in der ihm noch die Großmutter von ihrem stolzen Heimatberg, dem Hohentwiel, vom Bodensee und den Benediktinerstiften zu Oberndorf und Gengenbach erzählt hatte. Und wie Ekkehard befreit er sich nun von Druck und Trübsal durch eine namhafte dichterische That, zu welcher er die Kraft im Anschauen der großen Natur zwischen Hohentwiel und Säntis gefunden.

Die Kraft und den Stil! Natur und nichts als Natur

wollte er diesmal zum Stoffe seiner Kunst machen. Mit Unwillen hatte er sich in einzelnen Kritiken seines „Trompeters“ als Romantiker bezeichnet gesehen, während er als Prinzip seiner Begabung den Trieb zu plastisch-farbigem Gestalten lebendiger Anschauung fühlte. In dem erfrischenden Bade, das seinem Geiste das Studium des Waltharilieds bot, hatte dieser Trieb noch an Kraft gewonnen. Er fühlte sich erfüllt von einem mächtigen Streben nach Naturwahrheit; auch der Dichter sei ein bildender Künstler und könne nicht schildern, was seinen Augen und seiner Seele fremd geblieben! Und er fühlte sich mit dieser realistischen Forderung, deren Erfüllung ihm geradezu ein Bedürfnis der eigenen Natur war, getragen von einer weithinreichenden neuen Bewegung im Kunst- und Geistesleben: „In allen Gebieten schlägt die Erkenntnis durch,“ sagt er darüber im Vorwort, „wie unsäglich unser Denken und Empfinden unter der Herrschaft der Abstraktion und der Phrase geschädigt worden; da und dort Rüstung zur Umkehr aus dem Abgezogenen, Blassen, Begrifflichen zum Konkreten, Farbigen, Sinnlichen, statt müßiger Selbstbeschauung des Geistes Beziehung auf Leben und Gegenwart, statt Formeln und Schablonen naturgeschichtliche Analyse, statt der Kritik schöpferische Produktion. . . . . . Zur Herstellung fröhlicher, unbefangener, von Poesie verklärter Anschauung der Dinge möchte nun auch die vorliegende Arbeit einen Beitrag geben, und zwar aus dem Gebiete unserer deutschen Vergangenheit.“ Anschaulicher Vortrag, frei von Phrase und gleißendem Schmuck, schlicht, knapp, gedrungen, in seiner herb-kräftigen Ausdrucksweise dem Charakter des Stoffs sich anschmiegend, dabei aber doch nie die Subjektivität eines modern-gebildeten, freidenkenden Erzählers verleugnend, das ist das Wesen des Stils, zu welchem Scheffel hier gelangt, indem er mit natürlicher Frische in Worte prägt, was er fühlt, denkt und mit malerisch veranlagter Phantasie im Geiste schaut. Es ist denn auch ein Irrtum, wenn man gemeint hat, er habe mit archaistischer Künstelei

diesem Stil durch Anwendung veralteter Ausdrücke und Redewendungen eine altertümliche Färbung gegeben; was als Produkt solchen Strebens aufgefaßt wird, war seiner Rede selbst im Leben eigen, welche viele Eigentümlichkeiten des oberdeutschen alemannischen Dialekts dem überkommenen, abgeschliffenen Schriftdeutsch ganz unwillkürlich beimischte, und ebenso manch veraltete Wortbildung wieder aufnahm, welche um ihrer Anschaulichkeit willen ihm besser gefiel als die entsprechende Ausdrucksweise des Alltags. Bei ihm hatte dies Streben nichts gemachtes; und deshalb wirkt das Ergebnis auch so natürlich.

Ja, die Natur war die Muse, deren Leitung er sich anvertraute, ganz ebenso, wie er sie zur Muse des Ekkehard macht, als dieser auf der Ebenalp und im Wildkirchlein sein Waltharilied dichtet; eben die Schilderung davon entwickelt die Grundsätze seiner Anschauung vom echten Dichter. „Wer von der alten Mutter Natur seine Offenbarung schöpft, dessen Dichtung ist wahr und echt, wenn auch die Leinweber und Steinklopfer und sachverständigen Strohspalter in den Tiefen drunten sie zehntausendmal für Hirngespinst verschreien.“ Und der Natur, seiner Meisterin, verdankte er auch sein Ideal, das er in sozialer und religiöser Beziehung dem Liebesleben der Herzogin Hadwig und den Zwangsverhältnissen mittelalterlichen Mönchs- und Lehenswesens gegenüberstellte, das Ideal eines freien natürlichen Lebens in schöner Naturumgebung, „abgestreift die leidigen Bande und gelehrt und ungelehrte Schranken, die der germanische Kulturmensch an sich trägt“, über die sich ein Brief aus Rom an Häusser beklagte! Nach diesem Ideal schuf er als Gegenbild zu dem durch die Satzungen einer unausgeglichenen Kultur auseinandergehaltenen Liebespaar von Mönch und Fürstin, deren Liebe gegenseitig nur Leid erweckt, weil sie in den Fesseln von Standesvorurteilen schmachtet und der Natur ihr Recht versagt, das lichte Idyll: Audifax und Hadumoth. Diese naiven Kinder der Natur, die unbekümmert um die Welt,

ihrer Liebe sich freuen und leben, harmlos und sorglos so lange das Glück ihnen lächelt, Not und Leid teilend als Audifax zum Gefangenen der Hunnen wird, diese Liebe, die das Fürchten nicht gelernt hat und der kleinen Hadumoth durch fremde Wildnis den Weg zu dem entführten Gespielen weist: lehrt uns ihre unbefangene Schlichtheit nicht das Geheimnis, daß das höchste Liebesglück nur gedeiht, wenn Naivetät, schlichte Natürlichkeit die Herzen beseelen? Im Wesen der tapferen kleinen Hadumoth hat Scheffel das Wesen echter naiver Liebe gezeichnet. Und wie hat er die rechten Farben für das Bild zu finden gewußt! So lebenswahr, so frei von jeder romantischen Ausschmückung, von jeder schwächlichen Sentimentalität steht das Mädchen vor uns, keusch und schlicht wie kräftig-duftige Waldesnatur. Wer vergäße die Schilderung des Wiedersehens: der arme geschundene Audifax am Feuer der Waldfrau, die Suppe rührend, und das mutige Mädchen, das bis dahin Hunger und Müdigkeit im Gedenken an ihr Ziel für nichts geachtet und nun im Schutze der mächtigen Freundin des Hunnenfeldherrn, der wilden Erika, sich schüchtern ihm nähert? „Der Hirtenknabe ließ seinen kunstlosen Löffel fallen, und reichte ihr die Hand stumm und still, aber aus den tiefdunkeln Augen blitzte es zu ihr hinüber wie eine große Geschichte von Gefangenschaft, Duldung und schweifendem Wunsch des Befreitseins. Hadumoth stand unbeweglich vor ihm; sie hatte sich viel Rührendes gedacht vom Augenblick des Wiedersehens; das alles schwand — die größte Freude jubelt schweigend ihr Lied himmelan. ‚Gieb mir eine Schüssel von deiner Suppe, Audifax,‘ sprach sie, ‚mich hungert!‘“ . . .

Und demselben Ideal freier natürlicher Lebens- und Glücksgestaltung gemäß stellte er den Zwangs- und Lehnsverhältnissen in den Abteien zu St. Gallen und Reichenau und am Hofe der Herzogin auf dem Twiel das Maß von Glück gegenüber, das auf eigene Faust und in Verachtung der Satzungen der großen Welt nicht nur der Alpmeister auf der

Ebenalp, sondern auf ihre Weise auch der jagdfreudige Leutpriester Moengal und der kopfwehgeplagte königliche Weltverächter in der Heidenhöhle finden, deren Beispiel bewirkt, daß ein Glied nach dem andern von der Kette sich löst, die Ekkehard an das Kloster fesselt. So verschieden diese vom Dichter frei erfundenen Gestalten sind: in ihrer unabhängigen Mannesart, ihrer Verachtung aller Konvenienz und Lüge, ihrer Wahrheitsliebe und Naturtreue sind sie eines Wesens. Dem Moengal, dem Alten in der Heidenhöhle, dem Alpmeister legt er das gleiche Bekenntnis auf die Lippen, daß alle Kultur nichts taugt, wenn sie den Mann der echten Mannesart, des freien Unabhängigkeitssinns, der lachenden Tapferkeit entfremdet. Zu diesen Grundsätzen war Scheffel selber gelangt, als die Schreiber und Diplomaten das werdende deutsche Reich im Jahre 1849 zu Grunde richteten, als seine Hoffnungen auf ein einiges starkes Vaterland elend scheiterten und ein schimpflicher Friede den Kampf für die schleswig-holsteinischen Herzogtümer um den Sieg brachte. Eine direkte Anspielung auf das letztere Ereignis ist der schimpfliche Friede mit den Normännern, welchen Karl der Dicke in der Heidenhöhle bei Ueberlingen als den Anfang seines Unglücks bezeichnet. Am Schlusse aber berichtet Scheffel vom Ekkehard, wie er nach der am Säntis erlebten Läuterung ins öffentliche Leben praktisch eingegriffen habe als Ratgeber des Kaisers und einer der Hauptursacher geworden sei, daß der übermütige Dänenkönig Knut mit Heeresmacht überzogen ward.

Und wie er den durch die Leidenschaft zerrütteten Mönch im Anschauen einfacher Verhältnisse natürlichen Menschentums genesen läßt, so läßt er ihn in diesem Verkehr und im Anblick der großen Alpennatur zu einem einfachen, natürlichen Gottglauben empordringen, der frei ist von jeder kirchlichen Ambition und dogmatischen Beschränktheit. Auch in religiöser Beziehung mündet die Entwickelung Ekkehards in einer befreienden Krisis. Als er seiner kleinen Berggemeinde seine erste Predigt hält, da wählt er das Evangelium von der Ver-

klärung und sagt, daß ein jeder Mensch, der mit rechtem Sinn zu Bergeshöhen steige, ein verklärter werde. „Und wenn auch Moses und Elias nicht zu uns herabtreten," ruft er, „so haben wir den Säntis und den Kamor bei uns stehen, das sind auch Männer eines alten Bundes und es ist gut bei ihnen sein!" — „Seine Worte waren groß und keck," heißt es weiter, „und er wunderte sich, daß sie ihm so entströmten, denn es war schier ketzerisch und er hatte in keinem Kirchenvater solch Gleichnis gelesen. Aber den Sennen war's recht und den Bergen auch und niemand that Einsprache." Es ist Scheffels eigenes Religionsbekenntnis, das er „stolz und demütig" als „Verklärung" seines Mönchs darstellt und wie es in aktueller Zuspitzung indirekt auch in einer Stelle zu Tage tritt, die sich in dem großen Bruchsaler Brief an Julius Braun nach Rom (vom 18. Dez. 1851) vorfindet: „Deutschland ist gegenwärtig ein Janusbild, mit dem einen Kopf, der nach rückwärts schaut, der vordere hat den Schnupfen gehabt und ist von allzu starkem Niesen abgefallen . . . Die Professoren katzbalgen sich, wie früher, die deutsche Bewegung fluktuiert jetzt im Kleinlichen, die theologische Fakultät ist wieder lebendig geworden, denn die Jesuiten waren im Lande und haben den Herren allerhand gesagt, was sie bereits der Archäologie für verfallen hielten, und jetzt streiten sie wieder über die Unterscheidungslehren und es wimmelt von Flugschriften wie vor dreihundert Jahren." Von seiner in stiller Bewunderung der Natur und ihres Schöpfers aufgehenden Religiosität gilt dagegen, was an anderer Stelle des angezogenen Kapitels im Ekkehard zu lesen steht: „Wer das Geheimnis erlauscht hat, das auf luftiger Berghöhe waltet und des Menschen Herz weitet und dehnt und himmelanhebt in freiem Schwung der Gedanken, den faßt ein lächelnd Mitleid, wenn er derer gedenkt, die drunten in der Tiefe Ziegel und Sand zum Bau neuer babylonischer Türme beischleppen, und er stimmt ein in jenes rechtschaffene Jauchzen, von dem die Hirten sagen, daß es vor Gott gelte wie ein Vaterunser."

Und wie auf solche Weise sein Roman zu einer poetischen Verherrlichung der Natur und der Natürlichkeit im Lieben, Leben und Glauben wurde, so war er bestrebt, in Bezug auf Geschichte und Lokalschilderung nur Natur und Wahrheit zu bieten. Es war das natürliche Ergebnis seines realistischen Kunstprinzips, das er früher für Begabung zur Malerei genommen, daß es ihn, nachdem in seiner Phantasie die neue Dichtung in ihren Grundzügen feststand, hinaustrieb aus der engen Studierstube an die Orte, wo die Menschen, deren Leben er nachbilden wollte, gelebt und gewirkt, gelitten und gestritten hatten.

Der Aufbruch von Heidelberg fand statt um Anfang April. Am 19. Mai 1854 schrieb die Mutter des Dichters an einen Freund: „Vor sechs Wochen reiste Joseph an den Bodensee — teils zur Stärkung seiner von der langen Augenentzündung noch verstörten Gesundheit, teils um dort und in der alten Klosterbibliothek von St. Gallen Notizen zu einer Arbeit zu sammeln, die einst ein Bild geben soll vom Leben auf Schloß Hohentwiel vor tausend Jahren — zur Zeit der Herzogin Hadwig und des Abtes Ekkehart. Dies Hohentwiel, wo damals ein reges geistiges Leben blühte, ist jetzt ein Trümmerhaufen — auf einer hohen Bergspitze, die weit ins Hegau hinausragt — und eine reizende Fernsicht auf den Bodensee und auf die Schweizeralpen bietet. Neben den Ruinen steht ein Meyerhof mit ländlicher Wirtschaft — dort hat sich Joseph eine Arbeitsstube eingerichtet und ungestört von der Welt seine Arbeit begonnen. Leider ist er durch eine heftige Halsentzündung nun in seinen einsamen Studien unterbrochen worden und kehrt in diesen Tagen hierher zurück, um sich bei unsrer Pflege wieder ganz zu erholen." Natürlich hat Scheffel vom Twiel aus das ganze Terrain durchwandert, durch das er seinen Ekkehard von der Insel Reichenau zur Herzogsburg ziehen läßt: das Bodenseeufer bei Ueberlingen wurde ihm ebenso vertraut wie das bei Radolfszell. In Karlsruhe und weiter in Heidelberg förderte er während

des Sommers seine Arbeit bis zu der Katastrophe auf dem Twiel, welche Ekkehard der Alpeneinsamkeit zutreibt. Da stellte sich das Bedürfnis ein, an Ort und Stelle die geistige Wiedergenesung seines Helden in sich selber nachzuerleben. Aufs neue fuhr er über den Bodensee nach St. Gallen. Es war Mitte August, also um die Zeit der Hochzeit von Emma Heim. Diesmal ließ er die Bibliothek der säkularisierten Abtei links liegen, und wandte sich dem hohen Säntis zu, der ihm schon in den Säckinger Tagen zum Symbol erhabener Alpeneinsamkeit geworden war. Ist er es doch, dessen schneeiger Gipfel den dem Bodensee entfließenden Alpensohn, den Rhein, mit seinem Gruße am längsten begleitet. Das Wildkirchli, dessen Bruderhäuschen noch im Jahre vorher von einem Bergbruder bewohnt gewesen war, der sich aber zu Tode gefallen hatte, stand damals unter Pflege des Aescherwirts, in dessen Herbergshaus zu Füßen der Ebenalpfelswand Scheffel eine behagliche Wohnstatt in großartiger Alpeneinsamkeit fand. Am 8. Dezember schrieb er aus Karlsruhe an Schwanitz: „Im September habe ich eine prächtige Villeggiatur im Lande Appenzell gemacht, und zwar auf dem Wildkirchlein beim Säntis, 4000 ' überm Meere. Nach Neujahr geh ich wieder nach Heidelberg. Vor der Hand noch nicht aufs Katheder. Die Zustände sind mir zu unerquicklich und die Wissenschaft hat etwas Tötendes für die freie Produktion." Und die Mutter hatte ebenfalls an Schwanitz, Anfang September geschrieben: „Joseph ist in der Schweiz und zwar datiert sein Schreiben — von der Einsiedelei des Wildkirchli auf dem hohen Säntis. Dort will er zum Schluß seines Buches Gebirgsnatur studieren." In das Fremdenbuch des gastlichen Aescherwirts schrieb er — am 10. September 1854 — ein Abschiedsgedicht, das mit den Versen schließt:

„Dies Liedlein sang als Abschiedsgruß
Ein fahrender Scholar,
Der sieben Tag und sieben Nächt'
Allhier zu Gaste war.

Er schleppte auf den Berg herauf
Viel alte Sorg' und Qual; —
Als wie ein Geisbub jodelnd fährt
Er fröhlich jetzt zu Thal."

Wie sehr aber Scheffel in diesen letzten Kapiteln nach Eindrücken der Natur gedichtet hat, bezeugt auch ein Brief an den Schweizer Dichter und Maler August Corrodi aus Zürich, der sich ihm aus Begeisterung für den „Trompeter" freundschaftlich genähert hatte. Als der Ekkehard erschienen war, fühlte sich Corrodi getrieben, den Spuren des Dichters von Sankt Gallen zur Ebenalp nachzugehen. Er schrieb dies dem Dichter und Scheffel antwortete: „Und wenn Ihr auf die Ebenalp kommt, grüßet mir meine alten lieben Bergwände, denen ich die beste Sommerfrische und den ungequälten Schluß des Büchleins zu danken habe — und grüßet mir auch die Babe Sefi Uhlmann, deren Sennhüttlein neben dem Aescherwirtshaus steht, die ich als Benedicta in die letzten Kapitel versetzt, und saget dem kleinen braunen Geschöpf, wenn ich wiederkomme, woll' ich auch in stiller Mondnacht in Grubenmanns Einsiedelhöhle zum gedämpften Schall der Maultrommel mit ihr tanzen und kein so finster Gesicht machen . . ."

Eine Arbeit, welche in so einziger Weise alle geistigen und seelischen Kräfte des Dichters in harmonischer Weise in Thätigkeit setzte, deren Stoff und deren Ausführungsweise so wunderbar seiner Stimmungswelt und seinen Neigungen entsprach, mußte zunächst eine befreiende Wirkung auf ihn ausüben. „Echte Dichtung macht den Menschen frisch und gesund," dieser in Bezug auf den Dichter des Waltharilieds gethane Ausspruch, bewährte sich auch an Scheffel. Auch ihm erblühte, trotz der Störungen durch Krankheit und Aufregungen, aus dem Schaffensprozeß „eine ehrliche, große Freude," „denn in fröhlicher Arbeit der Dichtung erhebt sich der Mensch zur That des Schöpfers." Und mit dieser inneren Freude gelangte wiederum der Humor zur Herrschaft in seinem Gemüte, sein kräftiger, in der Poesie des unabhängigen Stu-

dententums wurzelnder Humor, der in dem ihm sich erschließenden Stoffe so vielerlei Anregung finden mußte. Dieser Humor, der sich vom Beginn der eigentlichen Niederschrift an als subjektives Element seiner schlichten, klaren und gedrungenen Darstellungsweise beimischte, äußerte sich aber auch künstlerisch in dem stets mit Erfolg gekrönten Bestreben des Dichters, die ernsten Motive und Konflikte, Personen und Begebenheiten mit ähnlichen oder wenigstens innerlich verwandten von humoristischer Färbung zu kontrastieren. Das asketische Hexentum der Wiborad beim Kloster Sankt Gallen, des Kellermeisters Rudimann genußfröhlich Treiben auf Reichenau, das priesterliche Waldläufertum des Möngal, die Trinkbarkeit Spazzos, das täppische Liebespaar Friderun und Cappan, das Verhältnis des ehrlichen rauhbeinichten Wächters am Thor, Romeias, zur lieblich weltheiteren Griechin Praxedis, die kleinlichen Intriguen der pfäffischen Gegner des Ekkehard gegenüber der ernsten Tugend und des einen großen Leidenschaftsausbruchs desselben: wie sind diese Figuren und Beziehungen alle zu künstlerisch-humoristischer Wirkung gebracht!

Dieser Humor, der während der eigentlichen Schaffenszeit, nachdem Scheffel die Quellenstudien in St. Gallen zum Abschluß gebracht hatte, auch in Heidelberg durch den Umgang mit den „engeren“ Freunden wirksame Anregung fand und daher so oft wie möglich auch eine „feuchtfröhliche“ Wendung nahm, ist denn auch in einer Eintragung zum Ausdruck gekommen, welche Scheffel dem Fremdenbuche des Schultheißen Pfizer auf Hohentwiel — am 16. Mai — kurz vor dem Abbruch des denkwürdigen Frühlingsaufenthalts, während dessen er das Zimmer Nr. 3 des Haupthauses bewohnte, zur Erinnerung an diese gesegneten Tage einfügte. Es war ein Lied im Ton seiner „Lieder aus dem Engern“, welches denselben Gegenstand, den er in ernster Künstlerarbeit pathetisch behandelte, parodistisch in humoristische Beleuchtung rückte. Es lautet:

„Was tönet in nächtiger Stunde
Gespenstig vom Hohentwiel?
Es sitzen zwei auf dem Turme
Im Mondschein und lesen Virgil.

„Den unsäglichen Schmerz zu erneuen,
O Fürstin, gebietest du mir ...“
So flüstert's in klagenden Lauten,
Der Wind verweht's im Revier.

Herr Ekkehard ist's von Sankt Gallen,
Hell glänzt sein mönchisch Gewand;
Genüber Frau Hadwig, die stolze
Herzogin im Schwabenland.

Die nahm einst vor tausend Jahren
Lateinischen Unterricht;
Da deucht' ihr des Lehrers rot Mündlein
Viel schöner als alles Gedicht.

Sie lasen nicht weit in dem Buche,
Es hat sich so wonnig geträumt,
Jetzt müssen die Geister vollenden,
Was die Lebenden fröhlich versäumt.

Drum, wen der Herr im Grimme
Zum Mönch und Professor gemacht,
Der führe sich das zu Gemüte
Und nehme sich besser in acht!“

Eine Abschrift, welche Scheffel an seine Eltern sandte, versah er mit folgender noch viel gelungeneren Nachschrift: „Wie der alte Schultheiß aber vorstehenden Eintrag gelesen, schüttelte er sein runzelgefurchtes Haupt, schlug auf die Buxbaumdose, trank einen Schluck Bergwein und sprach: „Ich weiß gar net, was der jez do will mit sein Geschreibs. Sitz ich doch schon dreißig Jahr auf dem Twieler Berg und hab' zeitlebens noch keinen lateinischen Jammer von der Festong herunter tönen g'hört. Und von Sankt Gallen ist noch nie einer droben gesessen, als der Herr Apotheker Wagemann und von einer Frau Hadwig ist gar nichts auf dem Schultheißenamt bekannt — 's muß also mit dem Herrn doch

nicht ganz richtig sei, — mei Tochtermann hat's schon lang gesagt."

Im November 1854 war der Roman beendet und Scheffel sandte das Manuskript von Karlsruhe aus an Otto Müller nach Heidelberg. Doch erbat er sich am 29. November die Uebersetzung des Waltharilieds zurück; dieselbe gab das Original befreit von allem virgilianischen Schnörkelwerk wieder; statt in Hexametern war sie in der Nibelungenstrophe ausgeführt. Jetzt wollte er sie benutzen, um sich auf Grund einer Abschrift um die Lehrstelle der deutschen Litteratur am Polytechnikum zu Zürich zu bewerben. Ob er zur Ausführung dieser Absicht wirklich die einleitenden Schritte that, wissen wir nicht, doch geht schon aus der Absicht hervor, daß sein Vorhaben, eine Professur als Jurist anzustreben, jetzt aufgegeben war. Wie gut sein juristisches Wissen ihn dazu befähigt haben würde, läßt sich aus einer Mitteilung Kußmauls entnehmen, der sich um diese Zeit als Dozent der Medizin in Heidelberg niederließ. Er erwähnt eines Festessens, das in der Zeit nach Beendigung des „Ekkehard" die zahlreichen Freunde Scheffels ihm zu Ehren in den Räumen der Heidelberger Museumsgesellschaft veranstalteten und welchem auch er beiwohnte. Professor Vangerow präsidierte und begrüßte seinen ehemaligen Schüler mit herzlichen Worten. „Scheffel, der nicht wissen konnte, daß ihm gerade Vangerow diese Ehre erweisen würde, dankte ihm ohne langes Besinnen und wand ihm aus lauter Pandektensprüchen einen prächtigen Kranz dankbarer Verehrung um das Haupt. Wir waren alle von Bewunderung hingerissen, und Ludwig Knapp rief ihm zu, nachdem die Gläser geklungen hatten: „Meister Josephus, nie wieder wird Euch ein Trinkspruch so gelingen wie dieser!" Noch ehe es zu diesem Feste kam, gab der Dichter aber auch schriftlich und in viel umfänglicherer Weise einen Vollbeweis seiner juristischen Gelehrsamkeit. Der namentlich von Häusser gern gepflegte, im „Engeren" heimische Ton gegenseitigen Schraubens und Neckens, vielleicht auch wirklich ernste Bedenken hatten

in Scheffel die Befürchtung geweckt, das Publikum werde ohne kritische Nachweisungen den geschichtlichen Charakter seines Romans nicht ernst, sondern alles für Phantasie nehmen. Dies bestimmte ihn, im Einklang mit seinem Verleger, der Dichtung noch den Anhang von 285 gelehrten Anmerkungen beizufügen zur Erhärtung des geschichtlichen Charakters unter Angabe der benutzten Quellen. Daß er selbst damals solch kritisch-lehrhaften Appendix als Ballast seiner Dichtung empfand, hat er klar und bestimmt in der bezüglichen Erklärung des Vorworts bekannt.

Einen Vergleich der Dichtung mit ihren Quellen findet der Leser in der großen Ausgabe dieser Biographie.

Im Februar 1855 war auch der Anhang beendet, und etwa um dieselbe Zeit, in welcher im Jahre vorher Scheffel auf den Hohentwiel gepilgert war, um das Werk dort zu beginnen, war es fertig gedruckt. Otto Müller hatte es der Meidingerschen „Deutschen Bibliothek" einverleibt. Dem Dichter aber erging es wie seinem Mönch Ekkehard: „Ist das Buch zu End' gebracht, der Schreiber einen Freudsprung macht!" Und er fand in Heidelberg eine größere lustigere Gesellschaft zur Teilnahme an seiner Freude als der einsame Siedler, der seinen Festwein allein mit dem Alpmeister trinken mußte. Beim Frühlingsfest des „Engeren" am 25. April konnte ein neues Lied vom Meister Josephus gesungen werden, in welchem das freudige Aufatmen seiner Seele jubelnden Laut und Ausdruck gewann. Er selbst nannte es „Des Engeren Maiwein- und Frühlingslied":

„Du, der mir die Seele mit Sonne,
Die Kehle mit Maitrank durchglüh'st —
O Frühling, du Herold der Wonne,
Viel tausendmal sei mir gegrüßt!

Allüberall sprießt es und sproßt es
Mit Frohsinn erzeugender Kraft
Selbst Carové, wenn er noch lebte,
Stünd' wieder in Trieb und Saft . . .

Und überall singt es und klingt es,
Die Kegelbahn selbst hör' ich schrei'n:
Das Orakel des römischen Rechtes
Schiebt ritterlich sämtliche Neun.

Doch wie auch die Berge ergrünen,
So ist doch kein Buchwald zu dicht:
Waldmeister weiß drinnen zu pflücken
Der Lehrer der deutschen Geschicht.

Es brauet kein Mann in Europa
Den Maitrank so würzig und gut:
Die anderen tappen im Finstern,
Der Historiker weiß, was er thut.

Er braut ihn an heiliger Stätte,
Dort wehen die Lüfte so schön,
Die heißen die Menschen „Museum",
Die Götter den „Engeren".

Der Leser findet es vollständig in dem Band der „Gedichte aus dem Nachlaß". Es war der Widerhall jener Zufriedenheit, die Scheffel am Schluß seines Vorworts mit den Worten der ehrlichen Nonne Hroswitha von Gandersheim zum Ausdruck gebracht hatte: „Wofern nun jemand an meiner bescheidenen Arbeit Wohlgefallen findet, so wird mir dies sehr angenehm sein; sollte sie aber wegen der Verleugnung meiner selbst oder der Rauheit eines unvollkommenen Stils niemandem gefallen, so hab' ich doch selber meine Freude an dem, was ich geschaffen!". Mit der „Verleugnung seiner selbst" meinte er sein Aufgehen in fremde Menschennatur und vergangene Zeit. Denn dieses erschien ihm als das Wesentlichste an seiner Arbeit, es hatte ihm ja die meiste Anstrengung gekostet. Was sein Werk aber als Dichterschöpfung weit über unendlich viele Arbeiten ähnlicher „Selbstverleugnung" heraushob, das war gerade das Gegenteil derselben, war der innige Zusammenhang seines Dichtens mit seiner Eigenart und seinem Innenleben, der es zu einer Offenbarung der eigenen Natur machte.

VIII. Marie.

Mit den zwölfhundert Gulden, die der Dichter als Honorar für den „Ekkehard“ erhalten hatte, trat er Ende Mai 1855 eine neue Reise nach Italien an. Er fühlte sich erschöpft und bedurfte der Ausspannung. Doch war es nicht nur die Sehnsucht nach ähnlichem Glück, wie er es in den Tagen von Albano und Olevano erlebt hatte, was ihn jetzt über die Alpen trieb. Ein neuer poetischer Plan bestimmte sein Ziel. Bereits gärte es in ihm von den Anfängen eines zweiten historischen Romanes.

Diesmal war es ein Bild, das ihm die Anregung dazu geboten, ein Bild desselben Künstlers, der nun sein Reisekamerad auf der Fahrt nach Venedig wurde, der des jugendlichen Anselm Feuerbach. Dieser reichbegabte Maler, ein Sohn des nicht minder berühmten Archäologen gleichen Namens, war drei Jahre jünger als Scheffel, und um die Zeit der Entstehung des „Trompeters“ aus der Schule Coutures in Paris als neuerungskühner Kolorist nach Karlsruhe gekommen, wo er ein eigenes Atelier gegründet hatte. Während Scheffel am Ekkehard schrieb, hatte der junge Feuerbach in der badischen Residenz seine Gemälde „Pietro Aretino“ und „die Versuchung des heil. Antonius“ vollendet. Sein „Hafis in der Schenke“ hatte schon vorher Scheffels besondre Sympathie geweckt. Beim Aufenthalt in der Vaterstadt lernte dieser den jungen, trotz seiner Armut streng die Pfade idealen Kunstschaffens wandelnden Maler näher kennen, dem es mit jenen Bildern gelungen war, allgemeineres Aufsehen zu erregen. In Heidelberg, wo Anselms Mutter lebte, wurde die Freundschaft befestigt. Was Scheffel mit Feuerbach verband, war nicht so sehr die Gleichheit des künstlerischen Glaubensbekenntnisses, obgleich ihr Streben manches Gemeinsame hatte, als vielmehr die Gleichheit ihres reinen, keuschen Verhältnisses zu den sie beseelenden Idealen. Scheffel war bei allem Idealismus, der ihn beseelte,

in viel höherem Grade Realist als der Maler, dessen zwar der Farbe ihr Recht einräumende Kunst von den Fesseln einer konventionellen Stilisierung der Natur sich nie recht frei machen konnte. Von Feuerbachs Künstlerschaft dachte Scheffel trotzdem sehr hoch; er hat ihn allezeit warm anerkannt und zu fördern gesucht, seit ihm aus seinen Bildern „der Funke des Genius rein und leuchtend" entgegenblitzte. Feuerbach hatte damals vom Großherzog von Baden den Auftrag erhalten, die „Assunta" („Mariä Himmelfahrt") des Titian in Venedig für ihn zu kopieren und Scheffel entschloß sich schnell, ihn nach der Lagunenstadt zu begleiten. Feuerbachs Bild „Pietro Aretino", das den seltsamen Tod dieses Spötters inmitten der Freuden eines Gastmahls mit Titian — er erstickte an einem Lachkrampf — darstellte, hatte in dem Dichter die Idee angeregt, denselben Gegenstand in einer poetischen Darstellung des venetianischen Kulturlebens im 16. Jahrhundert zu behandeln.

Die Freunde trafen sich in München. Am 23. Mai reiste Scheffel, wie aus der „Venetianischen Epistel" an den „Engeren" hervorgeht, nach dem Abschied im Elternhaus über Stuttgart dorthin; das Herz schlug ihm bewegt „wie Ruderschlag eines in volle See steuernden Schiffes". In München nahm er mit Feuerbach an dem Maifest der dortigen Künstlerschaft teil, das im Gelände von Schwanthalers Schloß bei Pullach am Ufer der Isar stattfand. Hier feierte er in fröhlichster Laune ein Wiedersehen mit alten Freunden; unter der Führung von „Meister Ludovikus Steub" zog er sich dann mit den einstigen Genossen seiner römischen Künstlertage und Feuerbach nach Pullach zurück, wo sie sich's beim schäumenden Maßkrug wohl sein ließen, „derweil die bayrischen Alpen im Abendrot über die Dächer von Grünwald und die rauschende Isar herüberglänzten". Ludwig Steub, ein guter Freund Häussers und Scheffel selbst schon länger persönlich gewogen, stand damals im dreiundvierzigsten Jahre. Mit seinem echt bayrischen Humor, der originellen Mischung von

Gelehrsamkeit und Poesie in seinem geistigen Wesen, teilte er viele Sympathien mit dem jüngeren Dichter. Sein Wanderbuch „Drei Sommer in Tirol“ hatte vorbildlich auf Scheffel gewirkt, als dieser die Reisebilder aus dem Schwarzwald und den rhätischen Alpen schrieb. Manch guter Rat von ihm begleitete nun die beiden Reisenden auf der Fahrt über Murnau, Partenkirchen, Innsbruck und den Brenner nach Bozen, wo sie Schloß Runkelstein im Talserthal mit seinen alten Tristan-Fresken besonders entzückte, nach Riva, Trient, Verona. Am 20. Juni waren sie in Venedig.

Nach der Ankunft schrieb Feuerbach den Seinen von dieser gemeinsamen Fahrt. Vom Aufenthalt in Riva heißt es: „Abends lagen wir im Fenster des Gasthofes zu Riva; da lag der Gardasee im Mondschein und wir fragten uns, ob wir wachten oder träumten. Scheffel ist ein feiner, liebenswürdiger Mensch, und wenn ich an all die Gespräche im Wagen denke, so weiß ich nicht, was schöner war, die Mitteilung in stiller Begeisterung oder die Natur, durch die wir fuhren.“ Und später sagt er von dem gemeinschaftlichen Verkehr in Venedig: „Das Verhältnis zwischen Scheffel und mir war ein unserer beiderseitigen Natur entsprechendes, wohlthuendes, förderliches; keine himmelstürmende Gymnasiastenfreundschaft oder läppische Vertrauensseligkeit, sondern eine auf gegenseitiges Verständnis, auf Achtung und Zuneigung gegründete Haltung, um nicht zu sagen, Zurückhaltung, welche der Zeit unseres Zusammenseins einen bleibenden Wert verlieh.“

Beide Künstler, der Dichter und der Maler, gaben sich in Venedig sofort mit begeisterungsvollem Ungestüm dem Studium der herrlichen Kunstwerke hin, welche die alte Dogenstadt beherbergt. Die Zeit war freilich schlecht gewählt für diesen Aufenthalt; ein heißer Juli und dazu eine verheerende Choleraepidemie, wahrlich das eine ohne das andere hätte genügen können, um von Venedig jeden Fremden zu verscheuchen. Scheffel aber und Feuerbach blieben. Ueber den An-

blick der Meisterwerke eines Titian und seiner Genossen, über der Welt von Empfindungen und Gedanken, welche das Studium dieser „Bruderschaft der echten Farbe“ in ihnen wach rief, vermochte weder Cholerafurcht noch Ermüdung in ihnen aufzukommen. Während sich Feuerbach beim Betrachten der Bilder für das Kopieren der Assunta vorbereitete, wirkte der Eindruck derselben in Scheffel mit bestimmender Allgewalt auf seinen poetischen Plan ein. Hier erst empfand er, wie weit seine eigenen Bemühungen in Rom und seinen Bergen als Willers' Schüler entfernt gewesen waren von der echten Malerkunst, welche „in Farben denkt“. „In der Akademie der schönen Künste,“ so schrieb er jetzt an seine Mutter, „strahlt der Farbenglanz der alten venetianischen Meister in unvergänglicher Glut und in so gleichmäßig weicher Harmonie, daß es einem schier bedünken möchte, als wären die Pinsel all jener, die im 16. Jahrhundert zu Venedig das Reich der Farbe beherrschten, mit einem besonderen Zauber gefeit gewesen, von dem ernst einfachen Giovan Bellini bis zu dem glutsprühenden Titian, dem graziös sichern Paris Bordone und dem anmutig kecken, lebenstreuen Paul Veronese, eine Grundstimmung, die mir jetzt erst klar gemacht hat, daß das Malen kein Kolorieren von Kartons ist, sondern ein eigenes, volles, in Farben und nur in Farben sich bewegendes Denken, dem Linie und Komposition und alles andere nur als ganz untergeordnete Nebensachen dienstbar sind.“ Mit fieberhaftem Eifer ging er daran, die Vorstudien zu dem Roman zu beginnen, in welchem Titian und seine Schülerin Irene di Spilimbergo in den Vordergrund der Handlung treten sollten. Sein eigenes Verhältnis zur Malerei, die Bestrebungen und die Gestalt seiner Schwester vermittelten ihm den subjektiven Anteil am Stoff.

Der eben genannte Name Irene von Spielberg dürfte den meisten Lesern fremd im Ohre klingen. Denn wenn auch bei dem Tod seiner Trägerin die ersten Geister Italiens sich verbanden, ihren Ruhm zu verkünden, so hat sich doch die

lichte Spur ihres Lebens in die Tafeln der Geschichte nur flüchtig eingezeichnet. Was die gewissenhafte Titian-Biographie von Crowe und Cavalcaselle Authentisches über sie zusammengestellt hat, ist wenig und enthält nichts Abenteuerliches. Dennoch machen es die spärlichen Notizen sehr begreiflich, daß schon bei Lebzeiten ihr kurzes Dasein Gegenstand poetischer Verklärung geworden. Nach diesen Notizen war Irene von Spielberg wohl die anmutreichste unter jenen Frauengestalten der italienischen Hochrenaissance, welche mit den großen Männern der Zeit in Bildung und hohem Streben wetteiferten, Griechisch und Latein lernten, die Künste betrieben und im geistigen Verkehr mit bedeutenden Dichtern und Künstlern ihr Glück fanden. Wenn wir lesen, daß Irene von Spilimberg, als sie im Alter von zwanzig Jahren (1559) in Venedig starb, weit und breit wegen ihrer Kenntnis der Klassiker, ihres poetischen Talents und ihrer künstlerischen Fertigkeiten in Musik und Malerei berühmt war, daß eine zeitlang Torquato Tasso ihr als seine Muse gehuldigt, wenn wir weiter hören, daß dieses geniale Mädchen ebenso anmutig wie schön war, so begreifen wir, daß ihre Gestalt unserem Dichter wie ein historisch verklärtes Vorbild seiner Schwester Marie erschien, von der Emil Frommel, der Sohn des Meisters, dessen Schülerin sie war, in seinen „Jugendtagen“ schreibt: „Scheffels Schwester Maria war das Ideal eines jungen Mädchens; schön und stattlich, war über sie der ganze Reiz der Jungfräulichkeit ausgegossen. Dazu strahlte eine Reinheit des Gemüts aus ihren blauen Augen, die keinen bösen Gedanken aufkommen ließ. Sie war eine echte, reich begabte Künstlernatur, malte ebenso schön als sie spielte; stiller als die Mutter, hörte sie überall mit Verständnis zu.“

Noch hatte sich Feuerbach nicht vor die Assunta gewagt, da meldete er schon von seinem Freund: „Scheffel ist fleißig auf der Bibliothek“. Hier studierte er die Schriften Pietros von Arezzo und der anderen Schriftsteller, deren Werke ge-

eignet waren, ihm genaue Kenntnis vom Leben und Streben der Venetianer des 16. Jahrhunderts zu geben. Um die Wette mit Feuerbach lebte er nun ganz seiner Arbeit, leider auf Kosten der Gesundheit; den langen, heißen Juli hindurch saß jener hinter seiner Staffelei, wie er hinter seinen Büchern und Excerpten . . . während in ihrer nächsten Umgebung die Opfer der Cholera „wegstarben wie Fliegen.“ Ihre Wohnung hatten sie im Palazzo Canal; ihr Leben richtete sich nach der vom Arzt vorgeschriebenen Diät, besonders auch die Mahlzeit im „Vapore“. Da, eines Abends, brach Feuerbach, wie er erzählt, „buchstäblich vor Elend und Müdigkeit vor der Staffelei zusammen“. Diese Krisis war eine Mahnung in letzter Stunde. „Scheffel war zum Schatten geworden und konnte nicht mehr arbeiten. Ich hielt etwas länger stand, endlich ging es aber auch nicht mehr.“ So beschlossen sie Ende Juli, die Stadt zu verlassen. Zwar machte der Bankier Feuerbachs, der ihm die Anweisungen von Karlsruhe auszuzahlen hatte, Schwierigkeiten, den nötigen Vorschuß zu leisten, weil von dieser Reise nichts in seiner Instruktion stünde, aber — so berichtet der darob tief erbitterte Maler — „allen Bankiers nebst Bedienten zum Hohne fuhren wir, Scheffel und ich, als hohläugige Gespenster über den funkelnden Gardasee nach Castell Toblino, welches seinen Namen von dem kleinen öden Gebirgssee des Sarcathals hat, in dem es, romantisch genug, auferbaut ist.“

Scheffels Gesundheit war sehr herunter, aber ehe die in ihm keimende Krankheit zum Ausbruch kam, verlebte er mit ungetrübtem Behagen in der alten, malerisch in einen blauen Bergsee hineingebauten Veste des Grafen Wolkenstein ein Poeten- und Maleridyll, das ganz nach seinem Sinn war. „Wir genasen,“ schreibt von diesem Aufenthalt Feuerbach, „von allen körperlichen und seelischen Leiden in der glücklichen Einsamkeit von Toblino. Gesegnet sei dieser stille, reine, heilige, von keiner Kultur berührte Gebirgswinkel mit seiner herben, großen Natur, seiner frischen, kräftigen Luft und sei-

nen einfachen, guten Menschen. Wer weltmüde und wessen Herz von dem wüsten Treiben der Großstädte verwundet ist, der möge hier Heilung suchen und er wird sie finden." Scheffel gab, als sich die Versuche, hier seinen Titianroman zu fördern, vergeblich erwiesen, dieselben auf; er überließ sich sorglos den neuen, schönen Eindrücken, die der Tag brachte, und folgte dem Drange, diese Realitäten in lose aneinander gereihten Reiseskizzen zu schildern, in freier Gestaltung dessen, was Stimmung und Laune ihm eingaben. Er schrieb diese neuen Reisebilder zunächst nur als „auswärtige Sektion des Engeren" zur Unterhaltung seiner Heidelberger Freunde. Als ihn ein paar Wochen danach von Seiten Otto Müllers, der inzwischen eine litterarisch-belletristische Wochenschrift, das „Frankfurter Museum", gegründet hatte, in Meran die Bitte erreichte, dieses neue, bei Auffarth in Frankfurt a. M. vom 1. Oktober 1855 an erscheinende Unternehmen mit Beiträgen zu unterstützen, antwortete er: „Vor etlichen Wochen habe ich an Knapp in Heidelberg eine Sammlung loser Blätter, ein für meine Privaterinnerung und zur Kurzweil genauer Freunde niedergeschriebenes, welschtirolisches Tagebuch abgesandt. Sie haben sich vielleicht bereits Einsicht davon verschafft — einerlei: aus jenem Stoff läßt sich manches zuschneiden." Es müßten nur alle Persönlichkeiten und alle Derbheiten sorgsam eliminiert werden, dann bliebe ein guter materieller Kern von Land und Leuten, der auch andere interessieren werde! Dies könne aber nur von seiner eigenen Hand geschehen, umsomehr, da er an Stelle des Wegzuschneidenden eine Reihe nicht ausgeführter, allgemein interessanter Bilder einzufügen im stande sei ... Die so verabredete Bearbeitung des Tobliner Tagebuchs ist dann mit einer neuen Einleitung im Jahrgang 1856 des von Otto Müller und Theodor Creizenach redigierten „Frankfurter Museums" (Nr. 11—13) unter dem Titel „Aus den Tridentinischen Alpen" erschienen und von dort nach Scheffels Tod in den Band seiner „Reisebilder" übergegangen.

Die im Ton „einer Novelle alten Stils“ vorgetragene reizvolle Einleitung schildert mit malerisch-stimmungsvoller Anschaulichkeit, wie die beiden Reisenden aufs Geratewohl von Riva aus ihren Weg ins Sarcathal nahmen und beim Anblick des alten Kastells im See sofort beschlossen, hier und nirgends anders ihr Sommerquartier zu beziehen. „Eine Reihe von Wochen,“ heißt es dann, „sind wir beide Bewohner dieses stillen, seitab von allem Menschengewimmel gelegenen Seeasyls geblieben; es verdiente freilich eine nähere Schilderung, wie zwei löbliche Meister freier Künste, ein Maler und ein Poet, hier an welscher Grenzmark, unter Menschen fremder Zunge, ihr Sommeridyll nicht ersannen, sondern erlebten. Denn die allgütige Frau Poesia, die zur Zeit in der Welt draußen, wo die Kriegsvölker aufeinanderschlagen und die Industrie der Maschinen mit goldenen Preisen gelohnt wird, böse Tage durchmachen muß, hat ihnen viel Schönes beschert, zum Dank dafür, daß sie in fremdem Bergland getreulichen Sinnes ihren Spuren nachzogen . . . Wie viel wäre zu erzählen von diesem seltsamen Leben und Treiben: wie Meister Anselmus der Maler mit Staffelei und Farbenkasten und großen Leinwanden auszog, um der Natur ihre schönsten Geheimnisse zu entwenden, — wie er in der öden Felsenschlucht, die nach dem Thal Judicaria führt, sich einem Wasserfall gegenüber tief unten im ausgespülten Kessel des Sturzbachs sein Atelier improvisierte und, überschattet von Flieder und Feigenbusch, das stürzende Gewässer in Farben bannte; — wie er draußen im Sarcathal bei dem wilden Trümmersturz der Kalk- und Granitblöcke, die in zerstörender Diluvialzeit hier als steinige Saat auf die Schutthügel verstreut wurden, sein Zelt aufschlug und, umlagert und angestaunt vom ländlichen Publikum aus den Hütten, die zwischen die irrenden Blöcke eingeklemmt sind, unter Gottes freiem Himmel ein mächtiges Landschaftsbild vollendete; — wie wir mit leichtem Nachen durch den schilfbewachsenen Abfluß fuhren, der den Toblinosee mit dem See von Cavadine verbindet,

um Bild und Malergeräte zum Kastell zurückzurudern und von Gewitter und Hagelschlag auf offenem See überfallen wurden, also daß die Frauen im Kastell zur Kirche rannten und die Glocken läuteten um Schutz und Fürbitte der Madonna für die Sturmbedrängten ... Und komisch würde es klingen, wenn ich aus der Schule schwätzen und mein eigenes Schicksal erzählen wollte: wie ich mir an unzugänglichem Seeufer einen schattigen Winkel ausgesucht, um in vormittägig einsamer Meditation eine große Venetianer Geschichte zu ersinnen; wie ich redlich und ausdauernd hinüberruderte in diesen Poetenwinkel, mich von den prachtvollen Gestalten titianischer Zeit umschwärmen zu lassen, derweil ringsum keines Menschen Fußtritt das Ufer berührte und nur blaue Libellen sich auf den Binsen am Gestade wiegten, oder die Fische vergnüglich aus der Flut aufschnalzten ... Leider haben die schützenden Götter des Ortes nicht gewollt, daß jener Winkel auf felsigem Vorsprung des Toblinosees dereinst mit der Schule Homers auf Kios in Wettkampf treten sollte, die Wildentenfänger von Calavin stahlen den Strohstuhl, den ich dort aufgepflanzt, indem sie ihn zweifelsohne zweckdienlicher für ihren Entenstand hielten als für den fremden Mann, von dem niemand sagen konnte, mit welcher Gattung Fischfang oder Vogelstellen er dort beschäftigt sei: und wie ich dem zum Trotz mich im grünen Gras festsetzte, kam ein großer Schmetterling geflogen, genannt Schwalbenschwanz, der setzte sich auf meines leichten Tintenfäßchens Rand, schlürfte von der blauen Tinte und warf zum Dank mit grobem Flügelschlag das schiefstehende Geschirrlein um. — Da entschwebten die titianischen Gestalten mit boshaftem Lachen, Sansovino verschwand, Peter der Aretiner verschwand und er selber, der Malerheldengreis, mit der liebreizendsten aller Schülerinnen, die je Pinsel und Palette gehandhabt, mit dem Traum meiner Venetianischen Nächte, der vielbesungenen geistreichen Irene von Spielberg. — Alles verschwand wie neckender Spuk der Nacht, der deutsche Poet warf seine tinteübergossenen Blätter

als Sühnopfer der unbekannten grollenden Götter in die Fluten und fuhr mit leerer Mappe, wehmütig seines Freundes zu Frankfurt gedenkend, heim über die blauen Gewässer . . ."

Von noch intimerem Reiz sind die ursprünglichen Aufzeichnungen für den „Engeren", die er am 29. August an Ludwig Knapp nach Heidelberg als „Gedenkbuch über stattgehabte Einlagerung auf Castell Toblino im Tridentinischen Juli und August 1855" sandte und die unter dem gleichen Titel seit 1901 endlich jedermann in einem schmucken Büchlein zugänglich sind. Dies Tobliner „Gedenkbuch" ist das bedeutendste Prosawerk von Scheffels „Engeren"-Humor. Manchmal an Sternes „Empfindsame Reise" anklingend, offenbart es den ganzen Stimmungsreichtum von Scheffels Gemüt und die Meisterschaft seiner komischen Darstellungskunst. Von dem dunklen Hintergrund des furchtbaren Waltens der Cholera in Venedig heben sich Bilder voll Glanz und Pracht italienischer Thal- und tiroler Hochgebirgslandschaft, liebliche und heitere Abenteuer ab, die uns mit allen Einzelheiten dieses Sommeridylls, mit allen Bekanntschaften der Künstler vertraut machen. In wenig charakteristischen Linien und Farben hingezaubert, leben die einheimischen Bewohner und Anwohner des Castells vor uns auf: der schlaue behagliche Verwalter des Grafen Wolkenstein, Somadossi der Alte, der Colon Stephanus Basetti, der deutsche Hausknecht Johann Bortolmä Candlpergher, Fra Serafino, der Kapuziner aus Arco, die rusticalen Seidespinnerinnen und jene italienische Namensschwester von Scheffels Schwester, welcher das kleine 15. Kapitel „Ave Maria" gewidmet ist. „Und weil ich auch heute wieder die Barke treiben ließ im vollen Mondenschein, und itzt in einsamer Nacht, wo mir zu Häupten der Abendstern über den Berg Doscardol herüber in die Stube glänzt und die Grillen melancholisch dazu summen, das Herz weich ist und die Hände sich segnend breiten möchten über alles, was still und schön, so sei Dein hier gedacht, Perle des Sees von Toblino, blasses Kind Maria, die Du in Knechtsgestalt wandelst unter den

Leuten des Schlosses und doch nichts mit ihnen gemein hast als den Dienst und die Mühen der Arbeit. Sei bedankt, Du dunkeläugige schwermütig blickende Waise, daß Du in mir den Glauben wieder angefacht an die Macht liebevollen Herzens; es hat Dir's niemand zugeflüstert, daß ich Mitleid um Dich hege, tiefes Mitleid, weil Deine Eltern gestorben und verdorben sind, und die Gläubiger Dein Erbteil genommen, daß ich weiß, wie man in früher Jugend Dich als Signora erzogen . . . Und doch hast Du alles erfahren, was ich von Dir denke, und sagst mir mit der unnachahmlichen Hebung des Hauptes und dem wehmütigen Lächeln, daß Dir alles bekannt ist und daß Du mir dafür dankst." Nachdem seine Seele vorher der ihn umgebenden Schönheit gehuldigt und all seinen Lieben in der Ferne jauchzend die Mahnung zugerufen hat „Lebet schön, denn die Welt ist schön!", öffnet sie sich wehmütig dem fremden Leid — „Maria, ich danke Dir. Aber wenn ich Dich frage, wie Dir's geht, sollst Du nimmer stumm nach meinem Messer greifen und es nach Deinem Herzen zücken . . . das thut mir weh, bitterlich weh. Willst Du mir weh thun, Maria? — —"

Aus dem 20. Abschnitt des Tobliner Gedenkbuchs läßt sich ersehen, daß ein Dietrich von Rodenstein bestimmt war, neben Irene von Spielberg und Aretino zu einer Hauptperson seines Romans zu werden. Unter dem „vielen, was noch zu erzählen wäre," findet sich dort angeführt: „Von Herrn Dietrich von Rodenstein und seinem Freund Christoph Langenmantel von Augsburg; von intendierter Beraubung des Bischofs von Torcello; wie der Meister Josephus stecken blieb und den Herrn Dietrich nicht einmal bis nach Venedig brachte, wo er die Irene erst kennen lernen sollte; von Pietro Aretino, dem Dichter."

Nach Ablauf des August erreichte das Sommeridyll von Toblino sein Ende. Scheffel trennte sich jetzt von Feuerbach. Dieser ging zurück nach Venedig. Er selbst wandte sich nach Meran. Er sehnte sich nach Einsamkeit, und von Steub wußte er, welch reizende, stimmungsvolle Asyle die Umgebung Merans

mit ihren Schlössern und Burgen darbietet. Da er in der Einsamkeit von Capri den „Trompeter", in den weltentlegenen Herbergen am Hohentwiel und beim Wildkirchli den größten Teil des „Ekkehard" in verhältnismäßig kurzen Zeitspannen zu schaffen vermocht hatte, rechnete er auch jetzt auf die Wirkung schöner Naturumgebung und des Alleinseins auf die Schaffenskraft seiner Phantasie. Er mietete sich in der Steinacher Vorstadt „bei redlichen Bürgersleuten" ein; „sind den Fremden freundlich, halten unverzagt an alter Sitte und Brauch, beten über eine Viertelstunde lang laut zu Nacht und kümmern sich um der Welt Lauf nit viel; sorgen aber für ihre Gäst nit bloß des Gewinnes halber, sondern mit Herzensfreudigkeit," heißt es über sie in der Epistel, die er von hier aus an den „Engeren" schrieb. Er zog sich jetzt ganz auf sich selber zurück, was, wie er den Heidelberger Freunden versicherte, „bei der Schönheit des ringsum sich aufthuenden Etschlandes und der Güte des weißen Terlaners und des roten Weins von Kaltern keine allzuschwere Aufgabe" war. Die Eindrücke, die er an der Table d'hote der großen Hotels empfing, entlockten ihm den Stoßseufzer, daß ein rechtschaffener Mensch viel Glauben an die Menschheit haben müsse, um ihn nicht zu verlieren, wenn er mit solchen Ehrenmitgliedern zusammentreffe! Er zog bald die Einkehr beim „Raffl" vor. „Meine besten Stunden aber hab' ich, wie billig, auf den Bergschlössern der Umgegend verlebt," heißt es weiter. Und von ihnen allen gefiel's ihm am besten auf Schloß Lebenberg, in dem er sich einnistete, wobei ihn freilich die Eindrücke der Gegenwart wiederum ablenkten von den Gestalten seines geplanten Romans und seinen Erinnerungen an Venedig. Hatte schon die Aussicht, Häusser in Meran zu treffen, die sich nicht erfüllte, seine Phantasie „neckarwärts" gerichtet, so fand er auf Schloß Lebenberg gar die Ueberlieferungen einer „feuchtfröhlichen" Gesellschaft, „der Stehwein" geheißen, die bis vor kurzem unter der Leitung eines deutschen Malers und Dichters hier bestanden hatte, und, wie Scheffel nun den

Heidelberger Sodalen schrieb, zweifelsohne der „südlichste Engere“ in deutschen Landen gewesen war. Der Münchner Friedrich Lentner, dem das Schloß lange Jahre hindurch bis zu seinem Tod ein poesieumwoben Tuskulum geboten hatte, fern von den Händeln und Kämpfen der Welt, hatte in seiner „Chronica von dem Geschlosse und der Vesten Lebenberg“ einen mit zierlichen Bildern ausgestatteten Bericht von seinem Leben hier oben hinterlassen, der nun in Scheffel einen gar andächtigen und verständnisvollen Leser fand und in ihm den Wunsch weckte, auch von hier aus an Otto Müller einige „heitere Briefe“ für das „Frankfurter Museum“ zu senden. Eine Biographie Lentners ließ damals gerade Ludwig Steub als Vorrede zu dessen Erzählung „Der Plattebner“ erscheinen und Lentners „Chronica“ ist später von Zingerle und Defregger herausgegeben worden.

Man muß sich aber durch den Inhalt der Meraner Epistel nicht zu der Annahme verleiten lassen, Scheffel habe das Denken an seinen Romanplan in dieser Zeit aufgegeben. Vielmehr wird er das Aeußerste gethan haben, seine Phantasie zum Schaffen zu zwingen, und dies wieder wird nicht wenig dazu beigetragen haben, daß Ende Oktober die längst in ihm spukende Krankheit wieder zum Ausbruch kam, die ihn zu schleuniger Heimkehr zwang. Nach den Briefen der Mutter an ihren intimsten Freund war diese Krankheit eine Gehirnentzündung; nach dem Zeugnis des Geh. Rats Dr. Feyerlin in Rippoldsau, der im folgenden Sommer den nunmehr an tiefer Schwermut leidenden Dichter behandelte, war es ein unterm Einfluß des ungesunden Klimas langsam entstandenes Fieber, das infolge der Disposition des Kranken von starken Gehirnaffektionen begleitet war. Nach Scheffels eigenem Urteil glich der erste Ausbruch der Krankheit jener starken Blutkongestion vom Frühjahr 53 nach dem Kopf, die ihn direkt nach seiner Rückkehr aus Italien, wo er mit kolossalem Aufwand geistiger Kraft in relativ so kurzer Zeit die Trompeterdichtung in Capri niedergeschrieben, aufs Lager geworfen

hatte; auch diesmal führte sie zu einer langanhaltenden Augen-entzündung.

Wie der Ausbruch der Krankheit ihn geradezu zur Heimkehr zwang, deutet er an, wenn er jetzt unterm 17. November 1855 aus Karlsruhe an Otto Müller berichtet, daß er sich bei der Besteigung des Hohen Ifinger im Etschland eine von früher her schon bekannte Blutkongestion nach dem Kopf zugezogen, die sich auf die Augen geworfen habe. „Und außerdem spukt's und flimmert's im ganzen Körper herum." Ans Arbeiten dürfe er gar nicht denken. Und gerade dies drückte ihn schwer gegenüber den Vorhaltungen des Vaters, daß ihn beim Verbleiben im Staatsdienst dieser Zustand nie ereilt haben würde. Als es ihm anfang Dezember etwas besser ging, fuhr er, der dringenden Mahnung Otto Müllers entsprechend, nach Heidelberg, um dort das Toblino-buch für das „Frankfurter Museum" zu bearbeiten; aber nachdem er die neue Einleitung geschrieben hatte, packte ihn ein neuer Anfall so stark, daß ihn sein Freund Kußmaul zurück nach Karlsruhe bringen mußte.

Es sah damals gar trüb in dem einst so festlich-heitern Hause in der Stephanienstraße aus. Der Vater, schon durch wiederholte Ohnmachts- und Schwindelanfälle in seiner Gesundheit geschwächt und krittlich gestimmt; die Mutter durch eine Kette von Heimsuchungen längst um ihre ursprüngliche Heiterkeit gebracht, aufgeregt und viel von Gesichtsschmerzen gepeinigt; Josephs jüngerer Bruder, der arme Krüppel und Kretin, ein Quell beständiger Sorge; Marie, die von allen angebetete Schwester, durch wiederholte Enttäuschungen des Herzens zur Schwermut geneigt — in diesem Familienkreis war wenig Aussicht auf Heilung eines Gemütskranken. Das war ein trübseliger Sylvesterabend im Jahre 1855, da die in ihrer Hoffnungskraft schwer zu erschütternde Mutter aufseufzend an einen treuen Freund des Hauses schrieb: „O wüßten Sie — was wir alles durchgekämpft, Sie hätten Mitleid mit uns. Ich kann's nicht

schreiben, wenigstens jetzt nicht. Es geht meist Marie an — viel schwere Kämpfe und als Endresultat — abermals keine Freude. Jetzt aber ist wieder Friede und Zufriedenheit — diese stille Seele will durchaus ihre eigenen Wege gehn — und wir lenken sie nicht ab. Oft hätte ich Ihren Rat — Ihre Meinung hören mögen — wir waren ganz ratlos. Aber nun ist alles wieder gut und die Kunst wieder der Zielpunkt ihres Strebens. Kaum daß hier die innere Beruhigung wieder hergestellt war, erkrankt uns Joseph — und während hier sein Ekkehard auf vielen Weihnachtstischen liegt — krankt der arme Autor an Kopfschmerz und Nervenreiz, der uns seit Wochen in qualvoller Spannung hält. Marie ist vollständig seine barmherzige Schwester. Nicht nur, daß sie den armen Kranken leiblich pflegt, muß sie auch alle geistigen Krankenphantasien des geliebten Bruders befriedigen — bald ist sie seine Vorleserin, bald muß sie dies oder jenes landschaftliche Erinnerungsbild aus Italien nach seiner Andeutung mit Kohlenstrichen ihm vergegenwärtigen, bald seine dichterischen Gedanken niederschreiben — da er selbst keine Feder und kein Buch anfassen soll. Mitten in meinen schweren Sorgen rührt und beglückt mich diese treue, zarte Geschwisterliebe meines Kindes . . ."

Aber erst am Aschermittwoch des folgenden Jahres konnte die Mutter an den Vertrauten ihrer Sorgen berichten: „Joseph ist heute zum erstenmal ausgegangen — das ist eine Freude, die ich mit großem innigen Dank gegen den Himmel erkenne — aber wir sind noch nicht über alle Klippen hinweg. Ob die Besserung hält, wenn er wieder geistig arbeitet — das ist eine noch unentschiedene Frage. Hoffen wir — und vertrauen wir der Vorsehung . . . Scheffel" (d. i. der Vater) „und Marie waren in Soiree — während ich diesen Abend mit Joseph ganz allein bei der Abendsuppe saß — das sind so seine traulichen Plauderstunden — aber mir wird immer weh um's Herz, wenn er mich in die Tiefe seiner innersten Gedanken blicken läßt — er ist so jung und sollte freudig —

und sollte glücklich sein — und ist es nicht — weil er so vieles erkennt und sieht, was viele Tausende nicht ahnen. Er meint, man sollte eifriger an den Schäden der Menschheit arbeiten. Den bösen Zeiten, die da hereinzubrechen drohen, ehrlicher entgegenarbeiten — daß dies überall nicht geschieht, das ist der Kummer seines guten Herzens." Die Genesung vollzog sich nur langsam. „Sensibel, krittlich, schwermütig" nennt sich der Rekonvaleszent. Am 2. März noch entströmt seinem Herzen, als er sich hinsetzt, um dem Freunde Schwanitz von seinem Zustand Bericht zu geben, die Klage: „Mein ganzes Nervenleben ist durch die übertriebene Arbeit am Ekkehard zerrüttet und ich bedarf wohl noch Jahr und Tag, um mich zu erholen, wenn nicht ein zweiter Anfall mein armes Hirn für immer in Ruhestand versetzt. Jetzt führe ich ein rein vegetierendes Leben und muß jeden Tag 3—4 Stunden spazieren gehen, sonst ist Kopf und Körper krank. Wie das enden soll — bei meinem rein geistigen Arbeiten? Ich muß eben auf alle Schreiberei verzichten und habe auch zur Zeit einen solchen Ekel davor, daß mir der Verzicht nicht schwer wird." Nachdem ihn Otto Müller, den er zu sich eingeladen hatte, Ende des Monats leidlich wohl gefunden, hat ihn nach dessen Weggang (13. April) die Melancholie wieder gepackt, „daß er wie König Saul in brütendem Grimme auf seiner Stube saß und mit dem Kopfweh kämpfte". Das Herumlaufen ist seine einzige Medizin. Und als er wieder so weit hergestellt ist, kommt die Sehnsucht nach Luftveränderung zum Durchbruch. Zunächst nahm er seinen Aufenthalt in Lichtenthal bei Baden-Baden, wo er sich sichtlich schnell erholte.

Seine Schwester Marie, als sein guter Engel, begleitete ihn dorthin. Hier fand er auch die Ruhe zu einem geordneten Rückblick auf die Wechselfälle seines Geistes- und Gemütslebens, als deren Produkt er die schwere Heimsuchung ansah. Von Lichtenthal aus (5. Mai 1856) schrieb er an die Gattin jenes väterlichen Freundes in Holstein, dessen unser

drittes Kapitel Erwähnung gethan, einen langen Brief, der den Charakter einer Beichte trug.

„1855 ging ich wieder nach Italien," heißt es darin, „aber es war wie das Wiedersehen einer für immer verlorenen Geliebten, ich bin nur um so trauriger geworden, zumal da mich die heftige Cholera von Venedig und einer dort begonnenen großen neuen Arbeit verscheucht hat; kaum heimgekehrt, im vorigen November, wurde ich schwer krank und habe jetzt noch immer mit den Nachwehen zu kämpfen. Aber mein Herz hofft noch auf Sonnenschein, ich meine, es muß jetzt, wo ich die Schwelle des Mannesalters überschreite, wo die Illusionen verschwunden sind und der Ernst des Lebens beginnt, auch wieder eine Zeit klarer und ruhig arbeitender Thätigkeit für mich kommen, und so Gott will, wird der Körper auch wieder rüstig und frisch. Wie es dann weiter mit mir wird, mag das Schicksal bestimmen, das mich bis jetzt geleitet hat . . . ich habe einige Aussicht, in München eine Stellung zu bekommen; auch ein Aug' auf einen Katheder in Heidelberg geworfen . . . Gott wird alles zum Guten fügen. ‚Schweig, leid und lach — Geduld überwindet alle Sach', hab' ich in einem alten Tiroler Stammbuch gelesen."

Wenn etwas geeignet gewesen wäre, belebend und klärend auf Scheffels Seele zu wirken, so war's der Erfolg seines Ekkehard. Auch hier ist einem weitverbreiteten Irrtum entgegenzutreten. Thatsächlich hatte sich das Buch von vornherein eines bedeutenden Erfolgs sowohl in der Presse wie beim Publikum zu erfreuen, und wenn der Roman — wie es in Deutschland Brauch — in einer Auflage von 1000 statt von 10000 Exemplaren erschienen wäre, so würden schon nach Jahresfrist mehrere Auflagen zu verzeichnen gewesen sein. Wenn es auch nicht an polemischen Stimmen fehlte, eine Reihe deutscher Zeitungen brachte sehr lobende Kritiken. In einem Brief der Mutter an Otto Müller spricht diese ihre Freude über diesen Erfolg aus, weil sie dadurch „den wunderlichen Autor von der trüben, fixen Idee geheilt zu sehen hoffe,

als lasse sich nicht mehr schreiben und dichterisch schaffen in unseren Tagen und in unserem lieben Deutschland.“ An einen anderen Freund schrieb sie: „Sein Ekkehard, den Sie so freundlich, so gut aufgenommen, ist auch hier Hausfreund in allen Familien geworden. Kein Tag vergeht, da der kranke Verfasser nicht Beweise von Teilnahme empfängt.“ Und schon am 6. September des vergangenen Jahres hatte der Vater an denselben Freund der Familie geschrieben: „Sein Ekkehard scheint in der litterarischen Welt Beifall zu finden, und zwar mehr, als mir eigentlich lieb ist; ich fürchte nämlich, Joseph werde dadurch ganz für die Schriftstellerei gewonnen, die ihm eben doch, bei allem Erfolg, keine so sichere Aussicht für seine künftige Existenz giebt, als ihm der juristische Staatsdienst mit der Zeit gewähren würde.“

Die günstigste und tiefstgehende Kritik brachte damals wohl das „Frankfurter Museum“. Der als bester Uebersetzer von Cervantes' Don Quixote bekannte, im Beifall stets sehr zurückhaltende Ludwig Braunfels schrieb hier: „Scheffel gehört zu den Poeten, die Poesie haben, und zu den Männern, die den Ruhm als Darlehen verschmähen.“ Er erzählt dann, wie er den Band mit Mißtrauen zur Hand genommen: „Aber kaum war das erste Kapitel beendet, so schien bereits so viel gewiß, daß das Buch nicht so ohne weiteres weggelegt werden dürfe. Noch ein paar Kapitel: und ich gestand ihm schon das Recht zu, die aufmerksamste Durchlesung bis zu Ende zu verlangen. Und wieder zwanzig Seiten, so schrieb sich die Gewißheit in den Geist ein, daß der Ekkehard das Werk eines echten Dichters, daß es ein schönes, ein fesselndes, ein reichgestaltiges, ein lebendiges und lebenerzeugendes Werk, daß es schier ein Meisterwerk sei. Ich kam mir vor wie jener Spanier, der das Goldland entdeckte; und hatte ich es seit langen Tagen kaum verwinden können, irgend welchen deutschen Roman einmal durchzumustern, so habe ich jetzt dafür Buße gethan, da ich in meinen sparsamen Freistunden Scheffels Ekkehard schon zweimal Zeile für Zeile durchgelesen; aber wahr-

lich, ich muß demnächst zum drittenmal das nämliche thun!" Und zum Schlusse sagt er: „Geschichte und Sage und Dichtung sind selten schöner in einander verwoben worden. Seit vielen Jahren ist in deutscher Zunge schwerlich ein Roman geschrieben worden, der diesem Ekkehard an Wert gleichkommt; ich wage nochmals die Behauptung: der Ekkehard ist für ein Meisterwerk zu erachten. Und findet sich einer, der mir das nicht zugiebt, so wird er wenigstens das bestätigen müssen, daß das Werk in jedem Zuge die Spur der schaffenden Meisterhand offenbart und daß der Ekkehard für das Publikum eine herrliche Verheißung, für den Dichter eine große Verpflichtung ist."

Daß sein Talent ihn zu neuer Leistung verpflichte, empfand gewiß niemand so lebhaft wie der Dichter selbst, aber noch schwerer empfand er den Fluch, der auf jedem aufstrebenden Dichtertalent in Deutschland lastet, daß selbst ein ausgesprochener Erfolg dem Poeten keine Unterkunft, keine Stellung sichert, die ihm Muße des Schaffens, ja nur die Anerkennung seines hohen geistigen Wirkens als eines vom Staat zu schützenden Berufs gewährt. Auch der als Meister gepriesene Dichter des Ekkehard hätte, wenn seine Eltern nicht wohlhabend gewesen wären, um diese Zeit darben müssen; noch sah er sich gezwungen, dem eigenen Vater unter dessen Widerspruch zu beweisen, daß das Schriftstellertum ein selbständiger Beruf sei. Der Frühlingsaufenthalt in Lichtenthal hatte ihn wenigstens mit neuer Zuversicht und Schaffenslust erfüllt, um den Kampf ums Poetendasein wieder aufzunehmen. Leider täuschte er sich und die Reise, die er Ende Mai nach Südfrankreich antrat, erschien ihm später als ein „Akt der Desperation". Er unternahm sie nach kurzem Entschluß mit dem Freunde Eisenhart und dessen Studienfreund Dr. Hierl (später Gerichtsrat in Karlsruhe). Die Fahrt ging durch Schwarzwald und Elsaß und entfesselte in Scheffel zunächst die alte frohe Reisestimmung. Doch als sie in das Gebiet der Rhone kamen, herrschte dort infolge anhaltender Regen-

güsse eine furchtbare Ueberschwemmung, unter der auch Lyon zu leiden hatte. Dort sahen sie Napoleon III., der durch sein schnelles Erscheinen im Reviere des Notstands Popularität zu gewinnen suchte. Die Eindrücke, die der deutsche Dichter in Lyon empfing, wirkten arg verstimmend; trübe Gedanken über den Industrialismus der Zeit, über den neuen Imperialismus in Frankreich belasteten sein Gemüt. Die gute Wirkung, die er von einem Besuch der herrlichen Provence, der Heimat des Minnegesangs, sich erhofft hatte, blieb aus. Da ihm sein Gesundheitszustand nicht gestattete, seinen großen Roman aus Titians Zeit wieder aufzunehmen, hatte er auf der Reise Stoff für neue kleinere Arbeiten im Genre der Reisebilder sammeln wollen. Dies that er auch fleißig. Eine Schilderung der Ueberschwemmung in Lyon blieb damals ungedruckt. Dagegen erschienen im 2. Bande von Westermanns Monatsheften (Jahrgang 1857) die gehaltvollen Aufsätze: „Ein Gang zur großen Carthause in der Dauphiné", (Nr. 7, Aprilheft), „Avignon" (Nr. 11, August), und „Ein Tag am Quell von Vaucluse" (Nr. 12, September). Alle drei zeigen Scheffels reife Meisterschaft in der Kunst charakteristisch-anschaulicher Schilderung fremdartiger historischer Landschaft und ihrer Bevölkerung. Er bewährt hier ungeschwächt seine eigentümliche Gabe, die gegenständliche Darstellung des von Wirklichkeit und Gegenwart Gebotenen stimmungsvoll zu verknüpfen mit gedankenreichen Rückblicken auf alte Zeit und vergangene Kultur, wie sie die älteren ähnlichen Arbeiten offenbart hatten. Aber der gemütlich heitere Humor früherer Reisetage fehlt; das Lachen des Dichters, wenn es gelegentlich doch aufklingt, hat einen scharfen Klang, seine Satire und Ironie eine pessimistische Färbung. Und wieder und wieder gelangt der Konflikt zum Ausdruck, den er in seiner Seele zwischen den ihn beherrschenden poetischen Neigungen und Idealen und andererseits seinem eigenen Geschick und Zustand empfindet, aber auch der sittliche Ernst, der edle Geist, aus denen dieser Konflikt entspringt.

Auch den äußeren Verlauf der Fahrt machen uns die Aufsätze deutlich. Ende Mai war der Dichter in Lyon, und die gewaltige Ueberschwemmung der Landschaft infolge des Uebertretens der Saone und Rhone „hatte manches Reisenden Plan durch die Macht der Umstände durchkreuzt," denn jede Verbindung mit dem Süden war abgeschnitten. „Um den trüben Bildern dieser Tage, wo der Mensch vergeblich wider die Macht der Elemente rang, zu entgehen," entschloß er sich mit den getreuen Reisegefährten zu einem Ausflug „in die von Touristen und Bergfahrern sehr wenig besuchten und gekannten Alpen der Dauphiné." Das Kloster „Grande Chartreuse", das mitten in malerischer Gebirgswildnis gelegen ist, war das Reiseziel. Die Mönche des Klosters halten neben den üblichen Mönchsgelübden noch das des ewigen Schweigens. Mit der dort herkömmlichen Gastlichkeit wurden die Reisenden empfangen, sie mußten als Gäste des Klosters um Mitternacht auch teilnehmen an dem nächtlichen Gottesdienst der weißkuttigen Büßer. „Es war ein gräßlicher gespenstiger Eindruck, die ewige Lampe warf ihre Schatten an die weiße Wand der Emporkirche und zeichnete oft in fratzenhafter Vergrößerung die Silhouette einer Mönchskapuze oder die Gestalt eines Fortwandelnden, der das Kreuz schlug. — Wir blieben über eine Stunde, dann suchten wir, fast geängstigt und gequält von dieser Mitternachtsfeier mit leisem Schritt unsere Zellen; lange schallte das monotone Psalmodieren der weißen Kutten durch die stillen Klostergänge und scheuchte den Schlaf. In wachen Traumbildern zogen die Eindrücke der letzten Tage an mir vorüber; vorgestern noch im Getümmel von Lyon, oben in der Bergstadt Croix rousse, wo das Sausen und Hämmern der Webstühle aus allen Fenstern schallt, wo eine Bevölkerung von 40,000 Arbeitern ihre Lohn- und Frondienste thut und mit freudlosem Antlitz die prächtigen Seidenstoffe für Frankreichs elegante Damen schafft . . . und heute — in einer einsamen Klosterzelle unter büßenden, schweigenden Anachoreten, die nichts mehr wissen von dem, was draußen die

Gemüter bewegt, nichts von der Organisation der Arbeit und der sozialen Frage, von deren Lösung vielleicht in dieser Stunde der Weber von Lyon träumt, — nichts vom Kampf um Sebastopol, davon der heimgekehrte Zuave beim petit verre in einem Café jetzt vielleicht Wunderdinge erzählt, — nichts von dem rauschenden Faltenwurf der Krinolineröcke und nichts von der neuen Gottheit des Tages, 'genannt Credit mobilier. . . . — Aber ob sie so unrecht haben, die Männer der grande Chartreuse, über deren Zellen geschrieben steht: In silentio et spe erit fortitudo vestra? . . . — Ich gedachte der Kulturmenschen draußen in ihrem vielgeschäftigen Nichtsthun, in ihrem Abzappeln und Ringen um den Schaum von Seifenblasen und gedachte der Anstalten des unfreiwilligen Schweigens, welche die Gesellschaft von heute baut und bauen muß, um fortbestehen zu können — jener hochumwallten, eisenvergitterten, unheimlichen Zwingburgen, die man Zellengefängnisse heißt — und ich wandte mein Haupt auf den harten Holzschragen des Lagers und murmelte, als wäre ich selber bald reif für den weißen Karthäuserhabit, die Worte des Psalms: „Der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens sind, und hilft denen, die ein zerschlagen Gemüt haben. . . .“ So spann sich seine Schwermut in der düsteren Stimmungswelt der schweigenden Mönche ein. Wie sehr hatte sich sein Sinn geändert. Wie anders würde er in den Tagen, da er noch feuchtfröhlichen Gemütes war, einen Besuch in diesem weltferngelegenen Asyl geschildert haben, dessen Bewohner über all ihrem Schweigen zu der Kunst gelangt sind, den besten Liqueur von der Welt zu brauen, dessen er jetzt nur in sehr trockener Weise Erwähnung that.

Ueber Grenoble gelangten die Reisenden doch in die Provence, zunächst in die alte Papststadt Avignon, in der sieben Päpste während siebenmal zehn Jahren den Krummstab führten. Der Besuch der alten Papstburg ließ das ganze vierzehnte Jahrhundert, die Zeit der „babylonischen Gefangenschaft“ des Papstes in seiner Phantasie lebendig werden . . .

„Tempelherrenschatten stiegen auf und beteuerten fruchtlos von dem Scheiterhaufen herab ihre Unschuld . . . subtile Scholastiker stritten darüber, wo die armen Seelen nach dem Tod des Leibes verweilten und welche Entwickelung die Menschheit genommen haben könnte, wenn nur Eva und nicht auch Adam vom Apfel gegessen . . . Dominikaner, das Sentenzenbuch des Petrus Lombardus unter dem Arm, wandelten in das Ketzerverhör, Bettelmönche strenger und milder Observanz wüteten gegen einander, ob kurze und enge Röcke mit kleinen Kapuzen oder Kutten von weitem Zuschnitt zur Seligkeit dienlicher, ob Vorratshäuser und Keller am Kloster erlaubt oder nicht . . . singende Geislerprozessionen, murmelnde Gollharde, die mit Kreuz und Fahnen einander befehdenden Bruderschaften der weißen und der schwarzen Büßer . . . üppige Courtisanen, die schöne leichtsinnige Königin Johanna von Neapel mit ihren Damen, provencalische Sänger und Ritter, verwegene, Gott und die Welt und alles außer dem eigenen Schwert verachtende Condottieri, Cola Rienzi, der Volkstribun, mit der römischen Deputation, Kardinäle und Antikardinäle, Päpste, Antipäpste, Pseudopäpste . . . Alle wandelten und ritten sie durch Avignons Gassen und zwischen dem verweltlicht-kirchlichen Volk dann und wann einer aus dem Gebirg drüben, ein Waldensischer Mann, der mit ingrimmigem Hohn des Dante neunzehnten Infernogesang:

> O Simon Magus, o ihr arme Blöde,
> Die, was der Tugend ihr vermählen sollt,
> Die Dinge Gottes, räuberisch und schnöde
> Ihr euch verbuhlt durch Silber und durch Gold!

in den Bart brummt.“ Damals regte sich in ihm der Wunsch, jenen Albigenser Roman zu schreiben, von dem er später dem jungen Felix Dahn in München den Plan erzählte.

Ein tiefer Mißmut über die litterarischen Zustände im Vaterland giebt der Schilderung seines Besuchs des Quells von Vaucluse einen düsteren Grundton, die aber auch der Sonnenschein glücklicher Stimmung erhellt. Hier in der Nähe

des Quells, an welchem Petrarca so manches seiner sehnsuchtsvollen Sonette an Laura gedichtet, in dessen romantisch-bergiger Umgebung er lange Jahre ein Landhaus bewohnte, treten ihm nur sympathische Eindrücke entgegen. „Ein Ort der Erinnerung und träumenden Selbstvergessens, ein echter Poetenwinkel, geeignet, auch viele Jahrhunderte nach Petrarca bei kühler Sommerfrische, genügender „Naturalverpflegung“ und einigen andern notwendigen Voraussetzungen einen epigonischen Mann zu Sang und wohllautendem Auftönen der Seele zu begeistern,“ so rühmt er Vaucluse. Er widmet dem Andenken Petrarcas am Gestade des Quells der Sorgue ein wohltönend Sonett und verdeutscht, angeregt durch die Lektüre des „Buchs der Reime“, das schöne Sonett Petrarcas „Per mezz' i boschi inospiti“ in freier Weise zu einem klingenden Lied . . .

Mit Interesse entdeckt er beim Lesen der Gedichte Petrarcas am Orte ihrer Entstehung, daß auch dieser, heute vielfach als Reimschmied verschrieene Dichter sich von den Eindrücken der Umgebung unmittelbar beim Dichten beeinflussen ließ. „Noch lange blieb ich oben auf meinem Steinblock sitzen, in der Lesung der rime des Meister Francesco vertieft; das Rauschen des Quells und der flutende Wohllaut seiner Sonette war zwiefache Musik. Vieles bekommt an Ort und Stelle erst seine Gestalt und scharf und plastisch springt oftmals ein Stück Landschaft, eine Felswand, ein Gebüsch, der Quell selber, sozusagen der ganze Vaucluser Lokaleindruck aus den melodischen Sängen. Wie die Staatsweisen herausfanden, daß ganze Nationen eigentlich nur der menschlich formulierte Ausdruck ihrer Heimatserde sind, so ist's auch für Erkenntnis des Poeten unerläßlich, den Boden seiner Schöpfungen zu kennen.“ Noch in anderer Beziehung mußte ihm Petrarca als Geistesverwandter erscheinen, dieser Dichter, der nicht nur das Buch der Reime, sondern auch das Buch „vom Leben in der Einsamkeit“ geschrieben, der bei Lebzeiten wegen seiner geistigen Anteilnahme an der

demokratischen Bewegung Cola Rienzis um Stellung und Frieden kam, ohne andererseits doch die Vorteile eines Partei-kämpfers zu beanspruchen; der in allen Fächern damaliger Wissenschaft bewandert und doch von Antipathie gegen das Zopfgelehrtentum erfüllt, der ein Kenner und Verehrer des Altertums und als Dichter doch kein Nachahmer, sondern ein echtes Kind seiner Zeit war.

War diese Reise gewiß nicht geeignet, Scheffels verdüstertes Gemüt nachhaltig zu erhellen, so wurde ihr Verlauf aber schließlich gar zur Quelle einer erneuten schweren Erkrankung. Nach einem Besuch der alten Römerstädte Nimes und Arles, der modernen Hafenplätze Marseille und Toulon und der hyerischen Inseln kamen sie nach Nizza und in die weitere Riviera. In Bordighera erkrankte plötzlich Scheffel, wie es später sein Gedicht „Dem Tode nah“ mit bittrer Ironie geschildert hat. Eisenharts Gattin berichtet über den Vorgang: „Erschrocken ließen die Freunde den Vetturin halten und lagerten den Patienten unter ein schattiges Gebüsch am Meer; als er sich etwas wohler fühlte, setzten sie ihre Reise fort. Aber trotz des Zaubers der Riviera, trotz Palmen und Orangenhainen waren sie froh, als sie das Pflaster Genuas unter sich hatten und im Hotel Feder abstiegen. Der herbeigerufene Arzt erklärte den Zustand als hochgradiges Wechselfieber. Peinlich war der Gegensatz, wenn Scheffel in Fieberphantasien zur Rettung aus brennendem Schiffe aus dem Bett springen wollte, und eine Drehorgel unterhalb des Fensters lustige Weisen aus Verdis Louise Miller leierte, oder ein Straßentenor einer lachenden Menge seine Couplets zum Besten gab. Nach mehreren Tagen stellte sich etwas Besserung bei Joseph ein, und auf seinen Wunsch wurde die Heimfahrt angetreten.“ In Bellinzona trennten sich die Freunde, da Scheffel erklärte, allein reisen zu können. Er ging über den Gotthard, nordwestlich, nach Karlsruhe, Eisenhart und Hierl ostwärts über den Splügen nach München. Scheffel machte noch eine kurze Station in Säckingen; aber die freund-

liche Aufnahme, die er hier fand, konnte die wieder zum Ausbruch gelangte Gemütskrankheit nur flüchtig niederkämpfen. Und auch das unheimliche Wechselfieber wollte mit dem Klimawechsel nicht schwinden.

Das war ein gar trauriges Wiedersehen, als der zu völliger Genesung gen Süden Enteilte, kränker als je zuvor im Vaterhaus wieder anlangte. Der Rat der Aerzte gab jetzt dem geplagten Dichter ein besser und günstiger Reiseziel: das weltabgelegene, waldumschattete, liebliche Kniebisbad Rippoldsau im Schwarzwald. Mutter und Schwester begleiteten ihn dorthin, wo er im Hause des Herrn Goeringer treffliche Pflege, in der Person des Medizinalrats Dr. Feyerlin einen verständnisvollen Arzt fand, dem für eine vernünftige Behandlung des Gemütskranken infolge seiner früheren Thätigkeit in der Heilanstalt Illenau reiche Erfahrung zur Seite stand. Nach dessen Aussage litt Scheffel damals, als er zuerst am Rippoldsquell Heilung und Ruhe suchte, an heftigem Wechselfieber mit starken Paroxismen und Delirien. Im höchsten Grade Hypochonder, war er auch an den Tagen, wo das Fieber pausierte, menschenscheu und litt unter quälenden Vorstellungen. Es ging ihm wie dem Bruder Rippold in der bald darauf entstandenen humorvollen Schwankdichtung „Die Geschichte von Rippoldsau“:

„Sein Blick war träg, sein Kopf war schwer,
Als wenn ein Brett dran genagelt wär',
Und in einsamen Stunden, statt sich zu erfreun,
Bildet' er sich die thörichtsten Sachen ein.“

Bald aber bewährte sich auch an ihm, ganz wie an jenem, der Segen des Quells und des Atmens in der frischen Waldesluft, und noch in andrer Beziehung konnte der Genesende nach dem eigenen Schicksal die heitere Legende von des verstörten Bruders Rippold Heilung erfinden.

Unter den Badegästen befand sich — wir folgen dem Bericht der Gattin Eisenharts — ein Herr aus Straßburg mit zwei jungen hübschen Töchtern. Zwischen ihnen und

Scheffels Schwester entspann sich alsbald ein trauter Verkehr und dieser Umgang mit Marie zog den mit dem Bruder nach sich. Man sah sich täglich am Brunnen, machte gemeinsame Spaziergänge und Ausflüge, speiste, las, unterhielt sich zusammen. Das in Joseph sich kräftigende Lebensgefühl, sein hoffnungsfroher Genesungszustand steigerte die Sympathie, die er für eine der schönen Straßburgerinnen empfand, und er sah sein Gefühl erwidert. Dem Vater schien diese Freundschaft ein besonderes Wohlgefallen einzuflößen. Am 8. August reiste die Familie nach Straßburg zurück. Kaum waren die Mädchen fort, so ging das Schreiben an. Briefe flogen nach Rippoldsau, dann nach Karlsruhe, an zärtlichen Aeußerungen fehlte es nicht. Nach einigen Wochen besuchte der alte Major die neuen Freunde seiner Kinder. Er wurde sofort zu Tisch gebeten, voll Aufmerksamkeit behandelt und bekam eine dringende Einladung für seinen Sohn mit auf den Weg. Das ließ sich Joseph nicht zweimal sagen, er reiste nach Straßburg und wurde gastlich von Vater und Töchtern empfangen. Man plauderte bei Tische über harmlose Dinge, Scheffel spähte ungeduldig nach dem Augenblick, in dem er den Vater allein sprechen konnte. Endlich erschien der ersehnte Moment. Seine Beklommenheit tapfer überwindend, hielt er bei dem Vater um die Hand des geliebten Mädchens an. Aber wie erschrak er, als sich dieser Herr als ein Mann enthüllte, bei dem Talent, Name, Streben, Neigung sehr gering wogen, der hingegen den Nerv und Reiz des Lebens in der Rente erblickte, allein im Geld.

Für weitere Vorstellungen — so heißt's in dem Bericht weiter — war und blieb der Straßburger Herr unzugänglich. Aufs tiefste verstimmt kam Scheffel, um eine Hoffnung ärmer, um eine Erfahrung reicher, zu seiner Familie zurück. Welche Zuversicht ihn noch in Rippoldsau beseelt hatte, davon ist die liebenswürdige Heiterkeit seiner köstlichen Schwankdichtung von der Entstehung des Bads ein unvergängliches Zeugnis. Gegen Ende der Saison wurde von der Badeverwaltung und den

anwesenden Kurgästen ein Konzert zu einem wohlthätigen Zweck veranstaltet und der anfangs so menschenscheu gewesene Dichter fand sich bereit und trug zur freudigen Ueberraschung aller das frisch entstandene Gedicht bei dieser Gelegenheit vor. Im Schicksal des Bruders Rippold spiegelte er sein eigenes. Das Bild der Hochzeit zwischen dem Geheilten und seiner Kurgenossin am Schluß war eine Vision des erhofften eigenen Glücks. Er gab denn auch nach der in Straßburg empfangenen Abweisung die Hoffnung nicht auf; ihm war vielmehr die kränkende Erfahrung ein Sporn zur Erringung einer festen gesicherten Stellung. Er hoffte sie in München unter der Aegide des Kunst und Wissenschaft fördernden Königs Maximilian zu erreichen. Dorthin überzusiedeln, hatte ihn sein Freund Eisenhart, der jetzt Assessor am Münchner Stadtgericht war, auf der Reise in die Provence zu überreden gesucht. Die von ihrem Vater unterjochte Geliebte verhielt sich passiv. Von den ihr vorher gewidmeten Gedichten Scheffels ist meines Wissens leider nichts auf uns gekommen. Der Groll über ihr späteres Verhalten kam in dem Reisebild „Am Quell von Vaucluse,“ das er vor seiner Uebersiedlung nach München noch ausarbeitete, zu scharfem Ausdruck. Er erzählt da, wie sein Kutscher, der brave Godfroy Lefort, ihm aus der Fülle des Lorbeers am Quell einen Büschel gebrochen und als Andenken an Petrarca überreicht habe, sobald er bemerkte, daß Scheffel Verse in sein Taschenbuch schrieb. Dabei habe der biedere Rosselenker gesagt: „Es ist doch eine schöne Sache, ein Dichter zu sein!“ Mit bittrer Ironie knüpft Scheffel hieran einen Vergleich zwischen der Zeit, in welcher der Sänger der Laura auf dem Kapitol als Dichter mit Lorbeer gekrönt ward, und dem Schicksal des modernen Poeten. Und er fährt fort: „Wackerer Rosselenker von Avignon, wenn du wüßtest, was für Freuden am Lebensweg eines Poetleins wachsen, wenn du wüßtest, wie die Laura von heutzutage, und wenn du eine Million Sonette zu ihrem Preise sängest, dir doch einen Korb

giebt, um dem Salomon Alpari oder einem anderen streitbaren Mann vom credit mobilier die Hand zu reichen . . . ich zweifle, wackerer Godfroy Lefort, ob du noch einmal sagen würdest: „ça me parait bien belle chose, d'être poète!“ Rippoldsau aber, dessen Quell ihm so wohlgethan, behielt er in guter Erinnerung. Dankbaren Gemüts pries er das Bad all seinen Freunden an. „Gesegnet ist dort die Verdauung,“ schrieb er sein Guanolied parodierend an Otto Müller, „und alles, Luft, Leute, Leben erheiternd.“

Ob in diese Zeit noch ein kurzes Wiedersehen mit seinen engeren Freunden in Heidelberg fiel, ist nicht festzustellen gewesen. Das Lied „Heimkehr“ mit dem berühmten Anfang „Der Pfarrer von Aßmannshausen sprach: Die Welt steckt tief in Sünden, doch wo der Meister Josephus steckt, weiß keiner mir zu künden,“ ließ eine Zusammenkunft mit Schmezer wahrscheinlich erscheinen; aber das Lied war nach Eisenharts Mitteilung noch auf der Reise durch Südfrankreich entstanden, von deren Stationen es mit humoristischer Anspielung einige nennt; es war ein Produkt freundschaftlichen Gedenkens an den Freund in der Ferne, das vielleicht durch den Empfang eines Briefs aus Heidelberg veranlaßt wurde. Es ist dies ein Beweis, daß die feuchtfröhliche Stimmung in den Liedern dieser Gattung keineswegs immer das unmittelbare Ergebnis froh mit den Genossen durchzechter Stunden war, und andererseits, wie stark die Freundschaft für die Intimen in Heidelberg in Scheffels Herzen wurzelte. Aus ihrer Seele heraus sang er sich zum Trost:

„Wir sind die Alten; noch klingen beim Wein
Die Lieder von damals zu Berge,
Vom „Spatzen“ und vom „Stieglitz fein“
Und der „Sommer verkündenden Lerche“.

Wir sind die Alten, wir haben dich gern;
Laß das Herz nicht von Kummer umnachten:
Und hätt'st du noch ärger geschwärmt in der Fern',
Ein Kalb auch würden wir schlachten.“

Daß er die Freunde nicht von seinen Leiden, sondern

mit humoristischer Uebertreibung von seinen Abenteuern unterhielt, entspricht durchaus dem unter ihnen herrschenden Verkehrston. Bei dieser Gelegenheit sei nunmehr einer Ansicht entgegengetreten, welche selbst solche zu verbreiten geholfen haben, die sich Scheffels Freunde nannten: Scheffels lange Gemüts- und Nervenkrankheit, die wiederholten Gehirnerkrankungen seien eine Folge des übertriebenen Kneipens im Kreise dieser Heidelberger Sodalen Scheffels gewesen. Jene drei großen Attacken von Gehirnkongestionen, welche wir zu verzeichnen hatten und die unbedingt die Voraussetzung einer späteren, noch schwereren Erkrankung bildeten, waren — wie sich zeigte — stets die Folge eines längeren mit geistigen Aufregungen verknüpften Aufenthalts im Süden, die letzte ein hochgradiges Wechselfieber, also keineswegs eine Folge von bacchanalischen Ausschreitungen im „Engeren." Der schwere Sonnenstich, den er sich im Juli 1852 beim Baden im See von Albano zuzog, gehört wohl auch mit in das Krankheitsbild. Daß andererseits Scheffel wie als Student so als Mann mit ganzer Seele dabei war, wenn bei Sang und vollen Bechern dem Gott der Freude Libationen dargebracht wurden, und er ein fester Uebersitzer war, wenn der Zauber humoristisch belebter Unterhaltung ihn gefangen nahm, kann mir nur den Ausruf entlocken: Gesegnet sei jeder Tropfen, der dazu beitrug, ihn in die fidelen Stimmungen zu versetzen, welche die Voraussetzung seiner Gaudeamussänge sind, denn Tausenden haben diese Lieder ihre fröhlichen Stunden verklärt! Damit es meiner eben geäußerten Ansicht über die Ursachen der körperlich-geistigen Leiden, die allmählich Scheffels Produktionskraft schwächten, nicht an einem stichhaltigen Zeugnis fehle, habe ich den besten Gewährsmann in dieser Sache, den berühmten Arzt Professor Kußmaul in Heidelberg befragt, der seit der frohen, mit Scheffel verbrachten Studentenzeit wiederholt bis an dessen Ende Gelegenheit gehabt hat, als Freund wie als Arzt Einblick in die intimeren Verhältnisse des Dichters zu gewinnen. Seine Antwort enthält die folgenden Sätze: „Ich

ersehe mit großer Freude aus Ihrem werten Briefe, daß Sie Scheffels Entwickelungs- und Lebensgang richtig auffassen. Krankhafte Anlage, sehr eigentümliche Familienverhältnisse und harte Schicksalsschläge haben auf den Pilgerpfad unsres Dichters mehr scharfe Dornen als Rosen gestreut und vor der Zeit den Quell poetischen Schaffens versiechen gemacht. Der einst so viel beneidete, mit den schönsten Gaben des Herzens und Geistes ausgestattete und inmitten äußerer Glücksgüter aufgewachsene Knabe, der in Heiterkeit strahlende liebenswürdige Student, vielleicht der liebenswürdigste, den die ehrwürdige Heidelberger Lehrmutter in den 500 Jahren ihres Bestehens ans Herz gedrückt hat, er ist mit allen Ruhmeskränzen, welche seine Schläfen schmückten, ein unglücklicher, tief beklagenswerter Mann geworden. . . . Nun ist es dem Armen auch noch nach dem Tode beschieden, daß öffentliche Richter, die mit dem Urteile leicht fertig sind, all sein Mißgeschick als selbstverschuldet verkünden und auf Trunksucht zurückführen. Sie haben recht, wenn Sie ein solches Verdikt als gewissenlos zurückweisen. Wahr ist ja, daß unser Freund, nachdem sich seine Krankheit entwickelt hatte, mehr Wein und Bier zu sich nahm, als ihm gut war und darin in späteren Jahren Trost und Vergessenheit suchte. Die Keime des Unheils aber, das am Marke Scheffels zehrte, waren schon bei der Geburt in ihn gelegt worden, Krankheit und Unglück suchten ihn schon im ersten Mannesalter heim und hatten nichts mit Bier und Wein zu thun." In all den intimen Briefen der Mutter über die schweren Krankheitsheimsuchungen des Sohns fand ich nicht eine Stelle, die etwa über ein unsolides Leben Klage führte, aber hundert Klagen über ein, so oft er daheim war, zu häusliches über den Büchern verhocktes Dasein.

Als Scheffel anfang Oktober 1856 nach München kam, wo er einst als „Fuchs" kunstbegeistert geschwärmt hatte, beherrschte ernster Arbeitswille seinen Geist. Seine Wohnung wählte er gegenüber der Bibliothek in der Ludwigstraße (Nr. 22); wenn ihm auch der Arzt anstrengende geistige Arbeit ver-

boten hatte, so glaubte er sich doch dem Vorhaben gewachsen, die weiteren Quellenstudien für das Romanprojekt, das er seit Venedig in sich trug, hier in München ruhig zu fördern. Sehnsüchtig verlangte seine Seele, müde von den Irrfahrten seines bisherigen Lebens, nach häuslichem Glück und Behagen. „Der eigene Herd ist doch das beste auf der Welt — wann und wo werd' ich den meinigen finden," hatte er noch kurz vor der Abreise an Otto Müller geschrieben, der damals geheiratet hatte. Dabei bemühte er sich um eine Stellung. Der Fülle von künstlerischer Anregung und idealgestimmter Geselligkeit, die ihm München aufs neue entgegenbrachte, gab er sich gern, aber maßvoll hin. Wieder fand er freundlichste Aufnahme bei den Malern Schwind, Dietz, R. Vischer. Am Stammtisch derselben im „Englischen Café" traf er auch den Frankfurter Cäsar Metz, den Genossen der unvergessenen Zeit von Rom und Albano. Hier trat er auch dem Altmünchner Originalgenie Spitzweg, dem Landschaftsmaler Schleich, dem kunstverständigen Italienkenner von Rumohr näher. Herzlich begrüßt wurde er in dem Kreis der Dichter, die zum Teil wenige Jahre vorher durch König Maximilian nach München berufen worden und unter denen Geibel, Paul Heyse, Hermann Lingg, Wilhelm Hertz, Friedrich Bodenstedt, Heinr. Leuthold wohl die bedeutendsten waren. Wie er mit Heyse in Sorrent näher befreundet ward, ist uns bekannt; dieser brachte ihn an den Stammtisch Geibels in der Schimonschen Weinstube und in den Poetenverein der „Krokodile". Mit stiller Genugthuung sah sich Scheffel als Dichter des „Ekkehard" respektvoll willkommen geheißen. Gleich Ludwig Steub begrüßte jetzt auch der Verfasser des „Wanderbuchs", Professor Wilhelm Heinrich Riehl, der Rheingauer, in ihm voll Sympathie seinen Spezialkollegen auf dem Gebiete des „Reisebilds". Assessor Eisenhart, der bereits damit umging, sich mit Luise von Kobell, der Tochter des Mineralogen und Dialektdichters Franz von Kobell zu verloben, führte ihn in dessen Haus

ein, wo sein Gemüt die behaglichste Ansprache fand. Auch die genannten Dichter, soweit sie verheiratet waren, öffneten ihm ihren Familienkreis; bei der greisen Baronin von Mettingh, die, eine geborene von Bethmann aus Frankfurt a. M. von Jugend auf an den Verkehr mit bedeutenden Männern gewöhnt, dem damals so frisch in München zur Entfaltung gelangten Geistesleben einen „Salon" eröffnet hatte, war er ein gern gesehener Gast.

In Schwinds Lebenskreis befreundete er sich mit Eduard Ille, einem hervorragenden Zeichner der „Fliegenden Blätter", in denen nach sechsjähriger Pause wieder eine Reihe seiner humoristischen Lieder erschienen, so die „Altassyrische Ballade" („Im schwarzen Wallfisch") (Nr. 558), „Des Kometen Jammer" (Nr. 581), „Das wilde Heer" (Nr. 609), von Ille köstlich illustriert.

Von der resigniert-ruhigen Stimmung, die ihn jetzt beherrschte, der leidenschaftslos-kühlen Art, das Neue auf sich wirken zu lassen, der Scheu vor allzu ausschließlich ästhetischem Verkehr und der selbständigen Richtung seines Geistes giebt uns ein Brief an den alten Schul- und Universitätsfreund Ludwig Eichrodt, vom 27. November, ein klares anschauliches Bild.

„Liebster Eichrodt! Da sich der Mensch in seines Lebens Lauf in allerhand Standquartieren herumtreiben muß, so schreib ich Dir diesesmal aus München, wo ich seit sechs Wochen meinen müden Leichnam deponiert habe. Bin neulich beim Meister Schwind gesessen in seiner holzvertäfelten Klause, wo er des Abends zeichnet, derweil gute Freunde um ihn herum plaudern, da hab' ich einen Mann getroffen, Namens Ille, ein sehr ordentliches Haus, der die Illustration zum Biedermaier macht und ein lebendig Repertorium Deiner Dichtungen ist — da war viel von Dir die Rede und ich hab' beschlossen, Dir baldigst einen Gruß in Deine Verstockachung zu schicken, was hiermit geschieht.

Ich hoff, daß es Dir gut — oder mindestens leidlich geht, da läßt sich schon auskommen; ich selber bin auch wieder besser dran, die schweren humores sind etwas leichter geworden, aber es sitzt immer noch was böses in mir, was mich wahrscheinlich nimmer mehr ganz läßt und mir, oder was noch schlimmer wäre, meinem

gesunden Denken eines Tags den Garaus macht. Gott woll es lenken, wie's recht und billig ist.

In München hab' ich so viel Anregung von Kunst und Menschen, daß ich mir übrigens die böse „Sinnierung", die ich in Karlsruhe nie los werden konnte, abgewöhnt habe.

Die offiziellen und nicht offiziellen Poeten wimmeln hier in großer Anzahl ... Vierundzwanzigpfünder und leichtes Geschütz ... und die, die oben auf der Mauer sind, sehen schon die Leitern gelegt, auf denen das junge Volk nachklettern will.

Und alle schaffen drauf los, als ob in unseren Tagen wirklich noch neue Ziele zu erreichen und neue Kometen zu entdecken wären. Geibel, eine liebenswürdige, treuherzige, etwas selbstbewußte, aber echte Natur, hat ein Drama „Die Nibelungen" „(die „Brunhild")" bald fertig und will der Welt zeigen, daß er nicht bloß ein Damenlyriker ist. Paul Heyse ist mit einer Braut von Cypern ins Feld gerückt.

Der alte treffliche Gemsenjäger Franz Kobell, den ein selbsterbeutetes Bertoldsgadener Gamsgewicht mehr freut als der schönste Lorbeer, hat ein ganz hochdeutsch ernstes Poem „Die Urzeit" vollendet, die geologischen Vorgeschichten unserer Frau Mutter Erde vom Naturforscher mit poetischem Aug betrachtet ... das ist eigentlich etwas Modern-Schönes, was frühere Zeiten nicht kannten. Die Ichthyosaurier werden mehr und mehr zu ihrem Rechte kommen.

Ein lockiger Jüngling Felix Dahn singt am alten lyrischen geblümten Paradieseston weiter ... ein alter Schellingianer, Melchior Meyr, kommt mit 25jährigen „geordneten" Weltanschauungen ... item, wenn's einmal geregnet hat, tropft der Thau auf allen Blättern.

Ich komm mir manchmal wie ein schneeblindes Huhn vor ... ich seh die Herrlichkeiten nimmer, die sich die Leute in der Poesie erträumen, denn mich hat das Leben in der Phantasie schier invalid gemacht und mir Abgründe gezeigt, die ich lieber nicht erschaut hätte, so lockend und regenbogenfarbig auch das Eis in den Spalten drunten schimmert.

Hab' deswegen auch statt der höhern Aesthetik etliche barbarische Gewohnheiten angenommen, geh viel ins Schweigertheater, wo jetzund ächte süddeutsch volkstümliche Komik zu finden ist und ein paar allerliebste Mädchengesichter — und dann trink ich des guten Bieres, was hier eine wahre Gottesgabe ist, und wünschte nur manchmal einen guten Gesellen zur Seite zu haben, mit dem sich ein gemäßigtes Ueberkneipen sachdienlich bewerkstelligen ließe. — —

Im Frühjahr wär's nicht ganz unmöglich, daß ich meinen alten Bodensee heimsuche; ich möcht' wieder einmal aufatmen in Sang und Klang ... aber 's wird schwer halten. Und wenn ich länger hier bleib', mußt Du einmal auf etliche Tage zu mir kommen. Addio! Halt Dich gut und frisch und unverzagt! Dein getreuer Jos. Scheffel."

In dem Gedicht „Vita poetarum" im Nachlaßband „Aus Heimat und Fremde" aber heißt es voll Sarkasmus:

„Zur höchsten Krinolinenregion
Hab' ich mich kecklich verstiegen,
Wo die Herrscherinnen der Wintersaison
In vergoldetem Armstuhl sich wiegen.
Gar stolze Gestalten — wie Statuen schier ...
Die riesigen Reifröcke rauschten,
Dieweil sie in schlechtem Französisch mit mir
Kühlvornehme Reden tauschten.

Sie lorgnierten scharf, doch nach und nach
Erschien ich auch dort präsentabel;
Selbst eine Hofdame der Königin sprach:
Le jeune homme est assez aimable.
Und hätte das Schicksal mich reicher bedacht
Mit Ahnen und Titel und Orden,
Ich wäre vielleicht auf ein Tage acht
Der Löwe des Tages geworden. —"

Als er dem König vorgestellt wurde und dieser sich nach seinen Plänen erkundigte, gab er die Vollendung des Romans „Irene von Spielberg" als die Aufgabe an, die ihn vor allem beschäftige.

Das viele Denken an seine Schwester und das Bewußtsein, wie sehr diese, die als Künstlerin in Karlsruhe ein vereinsamtes Leben führte, beglückt sein würde, wenn sie all die bedeutenden Künstler kennen lernen dürfte, mit denen er verkehrte, gaben ihm die Idee ein, sie zu sich einzuladen. Und Marie folgte dem Rufe nach einigem Zögern, das ihre zarte Rücksicht auf die Wünsche der Eltern verursachte.

Die Ankunft Mariens, ihr feines Verständnis für alles, was er hoffte und plante, wirkte dann auch fördernd auf

seinen Produktionstrieb. Sie fand Unterkunft in dem Damenstift, das in demselben Haus Ludwigstraße 22 sich befand, wo er wohnte. Zum Arbeiten am Vormittag mietete er für sich noch ein Zimmerchen in der „unteren Gartenstraße“. Die übrige Zeit widmete er der Schwester. Nicht nur ihre aufmunternde Teilnahme, sie selbst, ihr Bild, wie es sich für sein Auge vom Kunst- und Gesellschaftsleben abhob, wirkte befruchtend auf die Gestaltungskraft seiner Phantasie. Der Umgang mit seinen Freunden unter den Malern, der damals in München erwachende Kultus der Farbe, mögen nicht wenig dazu beigetragen haben, ihn dem im Castell Toblino aufgegebenen Stoff wieder zuzuführen. Vor allem aber war es die Nähe Mariens und das Wesen Mariens, die ihm das verloren geglaubte Idealbild seiner „Irene“ wiederum in der Seele erstehen ließen. „Alt und Jung war von ihrer Erscheinung entzückt,“ schreibt Bodenstedt in seinen Scheffelerinnerungen. „Es ging wie ein Zauber von ihr aus, dem sich die Damen ebensowenig entziehen konnten, wie die Herren, und der auch merkwürdigerweise Neid und Eifersucht, die gewöhnlichen menschlichen Regungen bevorzugten Persönlichkeiten gegenüber, gar nicht aufkommen ließ. Einer flüsterte dem andern zu: Welch ein entzückendes Geschöpf!“ — „Schlank und hoch wie eine Schwarzwaldtanne,“ schreibt Felix Dahn begeistert, „schön mit ihren prachtvollen goldbraunen Flechten, und von herzgewinnender, unwiderstehlicher Anmut des Leibes und mehr noch — der Seele! Tief, innig, echt poetisch, ohne jedes sentimentale „Gethu“ — wie wir an der Isar sagen —, voll des köstlichsten schalkhaften Humors, von unvergleichlicher Innigkeit, Sinnigkeit und angeborener Lieblichkeit jeder Bewegung, der Stimme, des Aufschlagens der langen Wimpern, des seelenvollen hellbraunen Auges. Ich sehe noch — nach einem Menschenalter! — ihr reizendes Lächeln, wenn sie die alemannischen Gedichte Hebels oder — und das stand ihr am holdesten! — die kleinen Scherzgedichte ihrer Mutter in jener Mundart vortrug.“ Scheffel war mit dieser Schwester, wie mir der Maler Eduard Ille mit schöner

Bezeichnung schrieb, „durch jenes seltene, wunderholde Band innigster Geschwisterliebe verbunden, die vollkommen eine geistige, seelische Ehe genannt werden darf; wie denn auch Marie mehrere würdige Heiratsanträge entschieden abgewiesen hatte mit dem unter Freunden oft wiederholten Ausspruch: ‚Von all den Herrn, die mich gern möchten, ist mir eben doch keiner so lieb wie mein Joseph.‘“

Im täglichen vertraulichen Verkehr mit dieser Schwester trat Joseph das neue Jahr unter den glücklichsten Auspizien an; der Trübsinn wich von ihm wie grauer Nebel vor der Sonne; das Vertrauen auf seine Kraft und eine glückliche Zukunft kehrte wieder ein und weitete seine Brust, zumal eine günstige Fügung ihm gerade jetzt auch eine geordnete litterarische Thätigkeit neben der freien schaffenden des Dichters eröffnete: an dem von König Max angeregten und der Oberleitung des Professors W. H. Riehl anvertrauten großen litterarischen Unternehmen „Bavaria“ sollte er redaktionell und schriftstellerisch teilnehmen. Wie ich von Riehl weiß, wurde Scheffeln die Teilnahme an der Herausgabe dieses Prachtwerkes aus freien Stücken von ihm selbst angetragen. „Zu meiner großen Freude ging er darauf ein; wir entwarfen Pläne bis die Katastrophe mit seiner Schwester eintrat.“ Ach, nur zu bald drängte sich diese zwischen die schönen Zukunftsprojekte und die Gegenwart! Ein Hauptvorwand der Einladung war der Vorschlag Scheffels gewesen, mit der Schwester zusammen an dem großen Künstlerball, der am 14. Februar stattfinden und die Vermählung Peter Paul Rubens mit Helene Froment darstellen sollte, teilzunehmen. Die Kostüme waren schon beschafft und fertig, als vlämisches Bauernpaar wollten die Geschwister auftreten, da — Anfang Februar — ergriff die damals in München zum Ausbruch gelangte verheerende Typhusepidemie die holde Schwester. Die Eltern wurden von dem entsetzten Bruder herbeigerufen und am 18. Februar schrieb mit zitternder Hand die Mutter an einen Freund des Hauses:

„Edler Freund! Fassen Sie Mut, ein schreckenvolles Wort zu hören. Unsere teure Marie ist nicht mehr. Vor zwei Stunden schied sie aus diesem Jammerthal. . . . Seit 12 Tagen pflegten wir sie hier bei ihrem Bruder, wo sie zwei glückliche Monate verlebt und plötzlich von der unglücklichen Münchener Krankheit erfaßt ward." Was dieser Verlust der Familie bedeutete, eine Stelle aus einem späteren Brief der Mutter möge es veranschaulichen: „Sie können sich nicht denken, wie ich leide; anstatt daß es milder werden sollte, wird's immer ärger und ärger — und die Leere immer leerer und die Lücke immer klaffender. Sie war der Stern unseres Lebens — mit ihr ist alles versunken was Freude heißt. — Denken Sie die Kunst — Sie war es, die uns mit ihr verbunden — Sie vermittelte die Poesie und alle Künste mit dem schweren Gang unseres Werktaglebens — durch sie gewann alles Interesse, Reiz und Farbe. — Und die Natur! — mit welchen Augen sah sie in Gottes Schöpfung hinein! Mit den Augen eines Engels. Unser Gärtchen war mir ein Paradies, so lange sie darin wandelte — jeder Strauch, jede Blume schien nur für sie zu blühen, jetzt ist es als ob die Seele darin fehlte — noch rauscht der Ahorn und noch blühen die Rosen, es ist aber alles nicht mehr wie sonst. Kaum ist eine Blume entfaltet — so hab' ich schon keine Ruhe mehr — bis sie draußen auf ihre Gruft niedergelegt ist — und dort verwelkt."

Und was Joseph verlor! Auch dies soll seine Mutter uns sagen. „Sie ist uns allen zu viel gewesen. — O, und der arme Joseph — ihm ist in ihr, wie er immer klagt, die Schwester gestorben, die Freundin, die Ratgeberin — die Krankenpflegerin, sein bester Kamerad — sein Ideal reiner Weiblichkeit — sein Schutzengel. Alles, alles war sie ihm." „Daher," „schreibt Ille, ward auch ihr Tod ein solch entscheidender folgenschwerer Wendepunkt im Leben des Dichters, um so tiefer gehend und nachhaltiger, als dieser — in echt dichterischem, selbstquälendem Wahne — sich selbst als den

Urheber ihres Todes anklagte. ‚Ich‘ — sprach er am Todesmorgen zu mir, unter strömenden Thränen — ‚ich bin allein die Schuld ihres Todes! Ich habe sie beredet und beschworen, hierher zu kommen in dieses Typhus-Nest, mitten in diesem kalten Winter, und hätten wir nicht miteinander die unselige Fahrt nach Staremberg gemacht, wo sie sich verkältete, so lebte sie noch!‘“ Der Verlust brachte ihn um allen Gewinn dieser Genesungszeit. Das Leben verlor für ihn zunächst alle Reize. Die poetischen Pläne, die das liebliche Bild seiner lebenden Schwester zum Mittelpunkt hatten, mochte er nicht fortführen, nun sie tot war. Er selbst äußerte sich später darüber: „Ist es nicht ein Verhängnis, daß ich in München eine Arbeit begann, in der ich allen Glanz einer edlen, jugendschönen, der Kunst zugewandten Weiblichkeit in Gestalt von Titians Schülerin Irene schildern wollte und zu Marien sagte: Wenn was Gutes hineinkommt ist's von dir, aber sie muß früh sterben, die Gestalt meiner Dichtung! Jetzt kommt der Tod und reißt mir mein bestes Leben von der Seite, und ob ich je wieder eine Feder anrühren kann, weiß ich nicht.“

Major Scheffel und Eisenhart geleiteten die Leiche nach Karlsruhe, wo sie unter der lebhaften Teilnahme der ganzen Stadt beerdigt wurde. Joseph blieb der Begleiter seiner Mutter, die unterwegs erkrankte und in Ettlingen einen Tag zurückbleiben mußte. Schwer lastete die melancholische Vorstellung auf dem Trauernden, durch die dringende Einladung seiner Schwester nach München das Unglück mitverursacht zu haben, und am Sarge der Toten gab er den gebrochenen Eltern das Versprechen, alles zu thun, um seinerseits den Verlust ihnen erträglicher zu machen, indem er vor allem seinen ferneren Aufenthalt zunächst bei ihnen nähme. So traf ihn die Sonne des Frühjahrs 1857 wieder in seiner grünen Mansarden-Stube, in der ihn einst goldene Knabenträume umgaukelt, im Vaterhaus zu Karlsruhe, mit der Trübsal kämpfend „wie König Saul.“

Noch machte er Versuche, an dem angefangenen Roman

weiter zu arbeiten, aber die heiteren Bilder zerrannen vor dem einen bleichen seiner toten Schwester. Und während der Bildhauer Knoll in München dieses Antlitz in Thon modellierte, während in Karlsruhe eine kunstbegabte Freundin der Verstorbenen, Sascha von Berkholz, demselben im Bilde die frischen Farben des Lebens lieh, während später die Nachricht vom Tode der Holden den Maler Feuerbach zu seiner „Iphigenie auf Tauris“ begeisterte, verdichtete sich der Schmerz des Bruders zu einem poetischen Bilde. Die kleine, aber mit großer epischer Kunst gestaltete Erzählung „Hugideo“ entstand als ein Totenopfer des trauernden Bruders, als ein Denkmal seiner durch die Fügungen eines tragischen Schicksals leidenschaftlich gesteigerten Liebe zu der ihm unentbehrlich gewordenen Schwester, deren Bild ihm nun beständig vor der Seele stand. In dieser „alten Geschichte“ trauert der Juthung Hugideo um die Römerin Benigna Serena, welche seine Liebe als Priesterin der Kybele in keuscher Unnahbarkeit aufnahm und deren Leiche dann, nach dem Sturm auf das alte Augusta Rauracorum, der Rhein unterhalb der Siedelei des Einsamen anschwemmt. Die im letzten Sommer gelegentlich des Besuchs am Oberrhein aufgefrischten Eindrücke und Erinnerungen, ein im Gebiete der alten Römerstadt, auf deren Trümmern jetzt Basel steht, gemachter Fund, hatten ihm den historischen Stoff für das düstere Seelengemälde geliefert; die Vorstellung aber von dem Einsiedler in der Höhle des Isteiner Klotzes, der die Tage verbringt im schweigsamen Anschauen der schneeweißen Marmorbüste seiner verlorenen Geliebten, sie erwuchs ihm aus der eigenen Empfindungswelt. Das kleine, wunderbar objektiv gehaltene, auf jeden Ausschmuck verzichtende, gleichsam Grau in Grau gemalte epische Miniaturbild erschien im Oktober-Heft des laufenden Jahrgangs von Westermanns Monatsheften, als Buch erst 1883.

Der Einladung zu dem Frühlingsfest des „Engeren“ folgte er unter solchen Umständen diesmal nicht.

Aber die Erinnerung an die Freuden seiner poesieverklärten Jugendzeit, an die Wonnen, die er beim Durchwandern schöner Natur, beim vertraulich-heiteren Verkehr mit wahren Herzensfreunden empfunden hatte, versagte auch jetzt nicht ihren befreienden Zauber. Eine mit solchem Jugendfreund unternommene Reise that diese Wirkung. Daß dem Dichter bei seinem Zustand der Aufenthalt in seiner engen Klause und die tägliche Erinnerung an den erlittenen Verlust auf die Dauer nicht gut that, hatten auch die ihn andererseits ungern entbehrenden Eltern eingesehen und als daher eines Tages der in der Zeit nach der Katastrophe so hilfreich gewesene Freund Eisenhart aus München eintraf, um Joseph zu bereden, ihn auf einer Reise nach Paris und Nordfrankreich zu begleiten, gaben sie dazu ihren Segen. Diese zweite Fahrt Scheffels durch französische Landstriche hatte zu Stationen: Reims, Paris, Rouen, Havre, Etretat, Dieppe, Paris und gipfelte in einem längeren Aufenthalt an der normannischen Seeküste; der genannte Reisegefährte schreibt: „von Etretat und Dieppe machten wir köstliche Ausflüge zu Wasser und zu Lande.“ Scheffel zeichnete fleißig und diese mit mechanischer Anstrengung verbundene Kunstübung wirkte, wie immer, beruhigend auf seinen Geist. Beim Hinausträumen über die Wellen des Meers entstanden auch die Gedichte, die in der Sammlung „Aus Heimat und Fremde“ die Ueberschrift „Maria (1857)“ erhielten.

I.

Im Meer mit leisem Glühen
Beschließt die Sonne den Lauf,
Und mit dem Monde ziehen
Die ersten Sterne herauf.

Und einer jener Sterne
Funkelt in blasser Ruh,
Funkelt aus himmlischer Ferne
Befreundet und grüßend mir zu.

Wohl kenn' ich jenes Blinken,
Und betend beug' ich das Knie.
Das war einer Seligen Winken,
Hab' Dank, hab' Dank, Marie!

II.

Eines hab' ich doch erfahren,
Seit mein Schmerz versengend brennt:
Daß wir nie so nah uns waren,
Als seitdem der Tod uns trennt.

Oft im Schauer stiller Nächte,
Wenn das Herz mir schmerzvoll schlägt,
Fühl' ich, wie sich deine Rechte
Segnend auf das Haupt mir legt.

Oft auch, wenn ich schwer mich quäle,
Klingt ein plötzlich Trostgedicht,
Und ich fühle deine Seele,
Die verklärt mit meiner spricht.

Auf der Reise war er zur Erkenntnis gelangt, daß in den ihn beengenden Verhältnissen zu Haus, wo er sich ohne Amt in einer schiefen Stellung befand, seines Bleibens nicht sein könne, wenn er von seinen Zuständen gründlich genesen wolle; andererseits ließen die Eltern — um seine Zukunft besorgt — es sich jetzt angelegen sein, ihm mit Hilfe ihrer weitverzweigten Beziehungen eine Anstellung zu verschaffen, die seiner Bildung und seinen Neigungen einigermaßen entspräche.

Scheffels Dichterruhm hatte sich inzwischen in erfreulichster Weise entfaltet. Namentlich in seiner engeren Heimat hatte derselbe angefangen, in allen Schichten der Bevölkerung tiefe Wurzeln zu schlagen, aber der plötzlich stark anwachsende Besuch der Stätten, die im „Trompeter" und im „Ekkehard" gefeiert waren, bewies auch, daß die Dichtungen außerhalb dieser Gegenden ihre Wirkung thaten. In München hatte an entscheidender Stelle die Absicht bestanden, den Dichter für eine dauernde Ansiedelung an der Isar zu gewinnen; Professor W. H. Riehl, mit dem er damals gemeinschaftlich die Redaktion des Prachtwerks „Bavaria" begonnen, bestätigte mir, daß diese Absicht wohl auch ausgeführt worden wäre, wenn Scheffel nicht infolge des Todes seiner Schwester München verlassen hätte. Das Versprechen, das er damals seinen

Eltern gegeben, sie in dieser trauervollen Zeit nicht allein zu lassen, hatte ihn veranlaßt, den ihm zugewiesenen Anteil an der „Bavaria“ aufzugeben; er schlug den jungen Felix Dahn und zwar mit Erfolg als seinen Ersatzmann vor.

Jetzt nun fühlte sich die Mutter verpflichtet, ihrerseits alle Hebel einzusetzen, um den Sohn für jenes Opfer zu entschädigen. Sie hatte einflußreiche Beziehungen; als Vorstandsdame des Elisabethenvereins stand sie in direktem Verkehr mit der Frau Großherzogin von Baden; die Fürstin-Mutter von Fürstenberg, der sie einstmals zur silbernen Hochzeit als Dichterin gehuldigt hatte, war ihre besondere Gönnerin und hatte dies beim Tode Mariens eben erst in der herzlichsten Weise bezeugt; der im nächsten Kapitel noch viel zu nennende Kommandant der Wartburg, Bernhard von Arnswald, in vielen Dingen der Berater des Großherzogs von Weimar, war ihr in inniger Freundschaft verbunden: von ihm wie von den beiden fürstlichen Damen hatte sie Erfreuliches über den „Ekkehard“ gesagt bekommen.

Während die Mutter in dieser Richtung heimlich thätig war, kehrte Joseph gestärkt und gekräftigt nach Hause zurück, beseelt von dem Vorsatz, sich wieder einmal in seinem geliebten Heidelberg festzusetzen, in dem er als fahrender Schüler wie als Poet schon so oft schöne und fruchtbare Tage gefunden hatte. Zunächst wollte er hier seine auf der Reise diesmal gesammelten Eindrücke und Reisenotizen wie vorher die aus Südfrankreich heimgebrachten litterarisch verarbeiten. Die Bedenken der Eltern, es könne der Verkehr mit den „Engeren“ ihn zu gesundheitsschädlichem Uebersitzen verleiten, zerstreute er durch die Zusage, daß er sich ganz solid einzurichten gedenke. Eine schöne Wohnung wurde im Hause des Mineralogen Professor Leonhard am Klingenthor gemietet und die Mutter ging selbst nach Heidelberg, um sie ihm gemütlich zu machen. Frohgestimmt konnte er Mitte Juli den Besuch Professor Riehls empfangen und seiner Aufforderung folgen, ihn auf einer kleinen Studienreise den Rhein hinab zu begleiten. Riehl schrieb mir darüber:

„Er ging gerne darauf ein, und wir machten eine sehr lustige Fußwanderung von Rüdesheim zur Lahnmündung und dann lahnaufwärts bis Gießen, wo wir uns trennten. Bei sehr kurzen Tagemärschen und vielfachen Aufenthalten gab es mancherlei ergötzliche Episoden. Scheffel war meist in heiterster Laune, zog auch Skizzenbuch und Bleistift wieder hervor und zeichnete nach der Natur, wobei er über den Dilettantismus in der Kunst zu raisonnieren pflegte. Eine Skizze der Burg Reichenberg bei St. Goarshausen führte er später als ein großes Blatt in Tuschmanier aus und schickte sie mir zum Andenken an die gemeinsame Wanderung. Das Bild schmückt heute noch mein Zimmer. Als wir uns in Gießen trennten, ging Scheffel durch den Odenwald nach Hause, während ich heimwärts fuhr. Auf einer Spezialkarte des Odenwaldes, die ich zufällig bei mir hatte und ihm damals lieh, fand ich später die Orte um den Rodenstein von seiner Hand mit Bleistift unterstrichen; ich vermute, daß er auf jener Wanderung Studien zu seinen Rodensteinliedern gemacht hat."

In der That sind die drei Rodensteinlieder, welche die Vertrinkung der Odenwalddörfer schildern, eine Frucht dieser Rheinfahrt. Das Erscheinen des Lieds von Rodensteins wilder Jagd in den „Fliegenden Blättern", von Eduard Ille prächtig illustriert, hatte eine zündende Wirkung geübt; auch Riehl war von diesem feuchtfröhlichen Krafthumor ganz entzückt. Scheffel ging jetzt im stillen „dem früheren Lebenswandel des Ritters, eh' er Chef des wilden Heers wurde," auf die Spur. Wie aus Riehls später in der „Gartenlaube" erschienener Schilderung der Reise hervorgeht, war der Verlauf derselben sehr geeignet, in Scheffel allerlei Erinnerungen an die Jugendzeit und den „Engeren" zu wecken. Die Fußwanderung von Rüdesheim rheinab brachte die beiden Dichter auch nach Aßmannshausen und sie gingen natürlich nicht an der „Krone" vorbei, ohne in der berühmten traulichen Künstler- und Dichterherberge sich am Aßmannshäuser zu laben. Von diesem „altheiligen Purpurwein" hatte Scheffel gesungen, als er zuletzt die Freunde im

„Engeren“ aus der Ferne — bei der Rückkehr aus Südfrankreich — begrüßte. Nach Aßmannshausen hatte sein Humor in dem Gedicht den geliebten Pfarrherrn von Ziegelhausen versetzt; in der „verjüngenden Feuerflut“ des Aßmannshäusers hatte sich „Meister Josephus“ nach der Weisung des Gedichtes gesund baden sollen. Thatsächlich aber hatte er nach der Heimkehr am — Sauerbrunnen von Rippoldsau Heilung von schwerer Krankheit suchen und dem Wein auf lange ganz entsagen müssen. Welcher Wandel der Zeiten seit den fröhlichen Studententagen, da er als Heidelberger Frankone mit seinen Freunden in den Odenwald gewandert war, um in der Ruine Rodenstein der Sage von der wilden Jagd auf den Grund zu kommen! Wehmut hatte ihn ergriffen, als er jetzt wieder nach Heidelberg kam, um sich für ein recht häusliches Leben eine Wohnung zu suchen.

Nun aber, auf der Wanderfahrt mit Riehl — am Rhein, beim Wein — regte sich sein Humor! In dem Buch von Zehfuß „Die Herren von Rodenstein“ (Darmstadt 1825) war er auf die Notiz gestoßen, daß einer der Ritter seinen reichen Länderbesitz verpfändet, das Dorf Pfaffenbeerfurt jedoch dem Stift zu Heidelberg hinterlassen habe. Herrlich — in dem Schicksal des Rodensteiners ließ sich sein eigenes spiegeln! Zu Heidelberg — wo er selbst einst im „Waldhorn ob der Bruck“ und im alten „Hirschen“ in Jugendseligkeit kommersiert hatte — mußte der Ritter seine Dörfer verkneipt haben, ehe er das letzte, Pfaffenbeerfurt, dem Heiligen-Geiststift und damit der Universität vermachte! Dies Beerfurt aber konnte er nicht mehr vertrinken, weil schnödes Siechtum ihn daran verhinderte! . . . Die Namen der verpfändeten Dörfer nannte das Zehfußsche Buch nicht. Jetzt suchte er die geeigneten Namen in der Nähe der Burgruine: Gersprenz und Reichelsheim griff er heraus! Und als er dann sein neues Leben in Heidelberg auf der solidesten Basis begann, während das fidele Studentenleben „bei Sang und vollen Bechern“ ihn wieder umrauschte und er selbst nur als ein „zahmer Gast“ im „Engeren“ erschien, da dichtete er sich zum Trost das Lied vom Becherschicksal des Rodensteiners:

„Der schönste, größte Durst der Pfalz
Muß früh in Ruhstand sinken;
Das letzte Dorf des Odenwalds
Kann ich nicht mehr vertrinken.

Einen Notary ruft herein,
Der schreib' die Testamenten:
Pfaffenbeerfurt soll der Hochschul' sein,
Mein Durst den Herrn Studenten!"

So hat die dem Dichter vom Schicksal herb und rauh aufgedrungene Solidität das Hohelied vom gesegneten Durst der Heidelberger Studenten ihm aus der Seele gelockt!

Das weitere sagen uns die folgenden Sätze aus einem Brief an E. Ille vom 29. September 1857:

„Lieber Freund!

Nach langer trauriger Zeit möchte ich Ihnen einen Gruß schicken. Beiliegendes Blatt macht Ihnen, dem vortrefflichen Gestalter des Rodensteiners, vielleicht Freude — und den „Fliegenden Blättern", die ich bestens zu grüßen bitte, auch. Ich meine, man könnte den Rodenstein, so wie er das wilde Heer anführt, zu einer typischen Gestalt machen, auf die — poetisch wie malerisch — noch vieles aus großer Vergangenheit des Trinkens abgeladen werden könnte . . .

Die Drei-Dörfervertrinkung des beiliegenden Liedes würde, wie mir scheint, drei schöne Illustrationen verdienen: 1) der große volle Saus und Braus, 2) weitertrinkend mit mäßigeren Mitteln, 3) abgebrannt (oder der Blick in die Zukunft, wo die Jugend das dritte Dorf vertrinkt). Ueberlegen Sie sich die passendste Form. Aber behalten Sie ja die Rodensteinsfigur vom wilden Heer in ihren Grundzügen bei. Das wilde Heer mit Ihrer prächtigen Illustration ist hier sehr heimisch und sangbar geworden . . . Ich grüße Sie von ganzem Herzen und möchte gern wieder einmal in München und auf Ihrer traulichen kleinen Stube sein. Aber meine Erinnerungen sind allzu herb, als daß ich an ein Wiedersehen denken kann. Ich vegetiere so hin; zur Zeit in Heidelberg, wo ich den Winter über bleibe,

Adresse: bei Geh. Rat Leonhard am Klingenthor,
— oft fröhlich — noch öfter traurig, — und dem Leben keinen Reiz mehr abgewinnend."

Die Lieder von der Dörfervertrinkung des Rodensteiners gehören zu den Perlen der humoristischen Weltlitteratur, die

Wert und Wirkung nie einbüßen können. Die Figur des Rodensteiners lebt sich in den drei kleinen Balladen in der ganzen Wucht und Pracht ihres Durstes und der ganzen Bedeutung ihres tragikomischen Schicksals voll und kräftig aus; jedes einzelne der kurzen Lieder zaubert ein von charakteristischem Leben beseeltes Genrebild vor den Leser, das sich ihm — sofern er für Humor empfänglich ist — ebenso unverwischbar einprägt wie Shakespeares Falstaffscenen, wenn auch der Aufwand an poetischen Mitteln dort und hier sich dem Vergleiche entzieht. Das Ganze aber verdankte den lyrischen Schwung und Schluß der allezeit sangbereiten Liebe Scheffels zu seinem Altheidelberg!

IX. Im Banne der Wartburg.

1. Donaueschingen: Juniperus.

Der September 1857 sah unsern Dichter auch als Gast des Großherzogs von Weimar auf der Wartburg, die er seit dem Burschen-Pfingstfest im Jahre 1848 nicht wieder betreten hatte. Dieser neue Besuch auf der alten Thüringer Landgrafenburg bedeutet eine folgenreiche Wendung in Scheffels Leben.

Von allen Burgen der deutschen Heimat ist keine, deren Zinnen in gleicher Weise wie die Wartburg vom Schimmer der Poesie verklärt wären. Der deutsche Minnesang und die deutsche heroische Epik genossen zur Zeit ihrer höchsten Blüte hier am Hofe des Landgrafen Hermann eine Pflege wie an keinem anderen Orte, und in der Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg fand das Verhältnis schon im 13. Jahrhundert poetische Verherrlichung. Die Poesie der Heiligenlegende hat im Leben der Landgräfin Elisabeth ihre holdeste Blüte getrieben; im Jahre 1521 aber saß hier oben auf der Burg Herr Doktor Martin Luther, der große deutsche Reformator,

arbeitend an seiner Bibelübersetzung, die zum gewaltigsten Markstein zwischen Mittelalter und Neuzeit in unserer Litteratur wurde. Als dann den Geistesheroen der Goethezeit der Herzog Karl August in Weimar ein gastlich Asyl bereitete, fiel ein Abglanz dieser „goldenen Tage von Weimar" auch auf die altersschöne Thüringer Veste. Am 18. Oktober 1817 vereinte hier oben das Wartburgfest die Gründer und Anhänger der deutschen Burschenschaft: dem Ideal eines in freier Verfassung geeinten Vaterlands, der Wiedergeburt des deutschen Kaisertums galt die Feier; ihm gelobten die von jugendlicher Begeisterung erfüllten Jünglinge ewige Treue. Und als trotz aller Verfolgung der Burschenschaft, trotz Kerker und Bann, der die Vorkämpfer ihres Ideals traf, in den vierziger Jahren einem Frühlingssturm gleich die Begeisterung für dieses die Schichten des deutschen Volks in Tiefe wie Höhe ergriff, als der März 1848 dem deutschen Volke die Freiheit und der Mai desselben Jahres die Einheit zu bringen schien, da sah der alte „Wartberg" wiederum die Sendboten der deutschen Studentenschaft hinaufziehen, um im Geiste der neuen Zeit ihre Hoffnungen und Wünsche geltend zu machen in Anträgen für das in Frankfurt a. M. zusammengetretene erste Parlament deutscher Nation.

Auf solche Weise ist die ob ihrer landschaftlichen Schönheit allein schon preisenswerte Wartburg zu einem der bedeutendsten Wahrzeichen unserer Geschichte geworden. In alter und neuer Zeit ist sie den idealsten Bestrebungen des deutschen Geistes eine hohe Warte gewesen. Es war daher eine That von nationaler Bedeutung, als der spätere Großherzog von Sachsen-Weimar Carl Alexander als Erbprinz den Plan faßte, „den ehrwürdigen Stammsitz seiner Vorfahren vor drohendem Verfall zu schützen und die Schönheit ihrer ursprünglichen Baulichkeiten ans Licht zu ziehen." Die ersten, welche den kunstsinnigen Fürsten in diesem Bestreben unterstützten, waren der geschichtsbewanderte Maler Alexander Simon und ein mit angeborner Schwärmerei der altdeutschen Kunst zuge-

wandter jüngerer Offizier, der im persönlichen Dienst des Erbgroßherzogs stand, der damalige Premierleutnant Bernhard von Arnswald.

Dieser auch künstlerisch begabte Vertrauensmann wurde im Sommer 1840, unter direktem Hinblick auf das bevorstehende Restaurationswerk, zum Kommandanten der Wartburg ernannt, in welcher Stellung er bis zu seinem 1877 erfolgten Tod als Helfer und Ratgeber seines Fürsten bei dessen kunstfördernden Unternehmungen eine uneigennützige, edle und segensreiche Thätigkeit entfaltet hat. Wie die Erneuerung der Wartburg nach langen Vorarbeiten in dem Zeitraum von 1840 bis zum Jubelfest im Jahre 1867 und darüber hinaus durchgeführt wurde, hat der Urheber des dabei zu Grunde gelegten Neubauplanes, Professor Hugo von Ritgen, in seinem „Führer auf der Wartburg" eingehend berichtet. Ihm ist es zu danken, daß entgegen den Ratschlägen des Münchner Architekten Ziebland, der eine vollständig neue, modern gedachte Hofburg plante — dem alten historischen Berg die alte historische Burg, doch in erneuter Herrlichkeit und Festigkeit, erhalten blieb. In diesem Streben fand er die wirksamste und verständnisvollste Unterstützung in dem Kommandanten von Arnswald. Dem letzteren fielen auch die Verhandlungen zu mit den Künstlern, welche der Großherzog für die innere Ausschmückung seines Neubaus gewann, vor allem mit dem Bildhauer Konrad Knoll in München für das Schnitzwerk in den Sälen und mit Moritz von Schwind für die malerische Ausschmückung derselben mit den die Geschichte der Wartburg verherrlichenden Fresken. Für diese Aufgabe war der geniale, romantisch gestimmte Schwind wie prädestiniert. Schon in jüngeren Jahren hatte er aus freien Stücken den Sängerkrieg auf der Wartburg zum Gegenstand eines großen Gemäldes gemacht, das die sagenhafte Begebenheit nach der Ueberlieferung darstellte. Dieses erste Bild war vom Städelschen Institut zu Frankfurt a. M. angekauft worden. Im Jahre 1854 begann der Meister seine Arbeiten auf der Burg.

In einem Zimmer des Palas verherrlichte er die Thaten der Vorfahren des Landgrafen Hermann. Die zur Kapelle führende Galerie stattete er mit einem Cyklus von Scenen aus dem Leben der heiligen Elisabeth aus. Auf die Hauptwand des Sängersaals endlich zauberte sein Pinsel die berühmte Darstellung des Sängerkriegs.

Eine ganze Fülle von Beziehungen hatte sich schon längst zwischen Scheffels Seele und der Wartburg angesponnen, ehe er im Herbst des Jahres, dessen Vorfrühling ihm die Schwester geraubt hatte, als Gast des Großherzogs die erst zum Teil restaurierte Burg und die Säle mit den frisch vollendeten Bildern Schwinds betrat. Unter den Studenten, die im Jahre 1848 an der patriotisch-freiheitlichen Kundgebung auf derselben teilgenommen hatten, war ja auch er gewesen. Bei seinem Freund Schwanitz in Eisenach hatte er damals gewohnt. Ebenfalls durch Schwanitz, der in seinen Studententagen, wie später noch oft, im Elternhause Scheffels als Gast geweilt hatte, war dann bei Gelegenheit einer Badereise Arnswalds nach Wildbad die Bekanntschaft zwischen diesem und den Eltern Scheffels angebahnt worden, eine Verbindung, die im Jahre 1851 zu einer innigen Freundschaft zwischen dem ritterlichen Burghauptmann und der dichterischen Frau Majorin erstarkte. Ein geselliges Beisammensein im Hause der Familie von Röder zu Heidelberg im Herbste 1851 bezeichnet ein Brief von Frau Josephine an den Freund als Geburtstag dieses Seelenbundes, der den gemütreichen Burgkommandanten der lebhaft empfindenden sanguinischen Frau fürderhin bis zu ihrem Tode zum intimsten Vertrauten ihres geheimsten Fühlens, ihres verschwiegensten Kummers machte. Der Umstand, daß ihr Ahne, der wohledle Balthasar Krederer auch ein Burghauptmann gewesen war, daß die legendäre heilige Elisabeth, ihr, der Mitbegründerin des Karlsruher Elisabethenvereins, gleich einem Ideal vor der Seele stand, dem sie auch gegen Ende ihres Lebens dichterische Gestalt zu geben versucht hat, gaben dem idealen Verhältnis von vorn-

herein einen auf beide in gleichem Maße wirkenden Nimbus. Noch ehe also Joseph sein Poetentalent öffentlich bekundet hatte, stand der Kommandant der Wartburg als einer der hochgeschätztesten Freunde des Elternhauses in poetischer Verklärung vor seiner Seele, und als er um Weihnachten 1853 seinen „Trompeter“ erscheinen ließ, schickte er an Schwanitz ein Exemplar desselben zur Vermittlung an Arnswald, mit der Widmung: „Dies Buechlyn hab ich / Josephus Scheffel / ein fahrender Schüler / dem edeln, festen und gestrengen Schloßhauptmann auf Wartburg / Herrn von Arnswald / Zue Weyhnacht MDCCCLIII / in schuldigem Respekt darbringen wollen.“ In dem Herzen Arnswalds aber, der im innersten Gemüt eine ritterlich-zurückhaltende innige Verehrung für die lang in Eisenach residierende Herzogin Helene vor Orleans hegte, weckte das frische Gedicht einen lebhaften Nachklang. Der „Ekkehard“ vollends mit seiner lebensvollen Schilderung altdeutscher Kultur, mit seiner ergreifenden Darstellung der hoffnungslosen Liebe eines Niedrigergestellten zu einer Fürstin, diese zweite Dichtung brachte in seinem Herzen die wärmste Freundschaft auch für den Sohn seiner Karlsruher Freundin zur Entfaltung. Bei den Konferenzen über die innere Ausstattung der in Erneuerung begriffenen Wartburg bot sich bald Gelegenheit, seinen fürstlichen Herrn auf den prächtigen Roman empfehlend aufmerksam zu machen, der in so greifbar deutlicher Weise das Leben auf einer deutschen Herzogsburg des frühen Mittelalters schilderte. Die Lektüre erregte in dem Großherzog, dem als Ideal das große kunstfördernde Wirken seines Großvaters Carl August vor der Seele stand, den Wunsch, diesen eigenartigen Dichter kennen zu lernen und vielleicht in eine fördersame Beziehung zu sich und seinen Bestrebungen zu bringen.

Noch während Scheffel in München war, wo er so viel bei Schwind verkehrte, erfolgte die erste Anknüpfung. Der Eindruck, den der Dichter bei dem Fürsten, der damals München besuchte, hinterließ, muß ein günstiger gewesen sein;

unter denen, die offiziell zur Teilnahme an der feierlichen Einweihung des Rietschelschen Goethe- und Schiller-Denkmals, die Anfang September 1857 in Weimar stattfand, eingeladen wurden, befand sich auch Scheffel. Der Umgang mit dem ihm in so vieler Beziehung kongenialen Meister Schwind hatte schon vorher sein regstes Interesse für die Kunstbestrebungen des Großherzogs geweckt. Gern folgte er daher der ehrenvollen Einladung, und sein Gemüt, das sich sehnte, durch neue starke Eindrücke von den mit dem Gedanken an seine Schwester so innig verwobenen Plänen ab- und einer ersprießlichen neuen Aufgabe zugelenkt zu werden, war im voraus jeder Anregung, die ihn auf der Wartburg erwartete, günstig gestimmt. Doch konnte er den Entschluß, sich dem ihm so freundlich entgegenkommenden Fürsten zu nähern, aus Gründen, die sich nicht etwa nur aus seiner noch immer ihn bedrückenden Menschenscheu, sondern auch aus seinem elementaren Unabhängigkeitstrieb, seiner ganzen urwüchsigen, dem Volkstümlichen zugewandten Eigenart ableiteten, nicht ohne allerhand Bedenken fassen. Seine Zurückhaltung erhöhte jedoch nur des Fürsten Sympathie. Gleich nach der ersten Audienz ließ er ihm durch Arnswald die Anregung zugehen, sich doch als Dichter an der Erneuerung der Wartburg durch ein Werk nach seiner Wahl zu beteiligen. Und dem Besuch in Weimar folgte die Einkehr auf der Wartburg. Dazwischen durchwanderte Scheffel den schönen Thüringer Wald, von Gotha aus über Georgenthal, vom Inselsberg nach der alten Begräbnisstätte der Thüringer Landgrafen in der einstigen Benediktinerabtei zu Reinhardsbrunn, und von dort über Ruhla nach Eisenach, erquickt durch die Berührung mit dem naiven Thüringer Volkstum und dem Zauber der herrlichen Waldlandschaft. Begeistert schrieb er darüber an den Herzensfreund Schwanitz, den er dann auch noch in Apolda aufsuchte (er war jetzt nicht mehr Bürgermeister in Eisenach). Mit besonderem Vergnügen schilderte er, wie er mit Frauen aus dem Volke, die die Steinbachischen Schmiede-

waren auf kleinen Karren zum Selbstverschleiß in die Umgegend verführten, nach Kleinschmalkalden und auf den Inselsberg gegangen sei. „Bei einem Wegzoller, am „Rondel", Wolff genannt, der aber, seinem Wirtshausschild gemäß, kein Lamm kränkt, war ich über Nacht. Dort war vollständige Thüringer Waldpoesie. Vieles Singen der Weibsleute, Einkehr fahrender Männer und Bergleute, große Kneiperei bis um Mitternacht, viel echtes Volkslied . . . ich saß unter ihnen wie einer, der dazu gehörte, und hab' mich königlich unterhalten. Ein alter Postillon, der des Wegs kam, trug mir Grüße an seinen Bruder, den Hausknecht im Schwanen zu Frankfurt auf, die ich auf der Heimreise getreulich bestellt habe. Einem andern wär's vielleicht unheimlich geworden, ich war ungeehrt und unversehrt, just in meinem Elemente."

Anfang Oktober war er wieder in Heidelberg, von wo er dem Kommandanten in warmen Worten seinen Dank für die freundliche Aufnahme aussprach. „Meine Uebersiedelung nach Heidelberg hat mich bis jetzt verhindert, Ihnen meinen Dank auszusprechen für die viele Güte und Gastfreundschaft, die Sie für mich hatten. Ich thue es jetzt und lege das versprochene Buch für die Wartburg-Bibliothek bei. Die Zeilen zur Widmung sind mir recht aus dem Herzen gekommen. Ich habe Ihre Burg fast tagtäglich noch in Gedanken vor mir stehn; die holzvertäfelte altertümliche Stube, darin ich kampierte, der Blick in den Burghof, auf den gerüstumsäumten Turm und Palas, die Rundgänge durchs Innere und vor allem das Zusammenleben mit den lieben kunstverständigen Bewohnern . . . alles wird mir unvergeßlich sein." Und weiter schrieb er: „Ich habe seither Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach einigermaßen studiert und hoffe, daß mir eines Tages etwas Wartburgmäßiges einfällt. Ihrem mir so wohlwollend gesinnten Großherzoge bitte ich bei etwaiger Gelegenheit die Versicherung meiner dankbaren Ergebenheit aussprechen zu

wollen. Die Tage von Weimar waren schön und ich freue mich, allenthalben die Anerkennung derselben in nah und fern zu vernehmen. Die Kaiserreisen haben Ihnen, Herr Major, auch wohl mancherlei Geschäfte und Unruhen bereitet; ich wünsche Ihnen zum Ersatz einen ruhigen, durch Freundschaft und Kunst verschönten Winter. Wie würde es mich manchmal erfreuen, wenn ich den Ton Ihrer Zither und der so tief in die Seele dringenden Klänge des Thüringer Bergmannslieds vernehmen könnte. Meine Gedanken werden oft bei Ihnen sein."

Die Antwort auf diesen Brief brachte dem Dichter eine zweite Einladung des Großherzogs, der diesmal ihn auf der Wartburg selbst empfangen wollte. Im November folgte Scheffel der Einladung. Vor dem Bilde Schwinds vom Sängerkrieg nahm ihm der Fürst das Versprechen ab, jenes Ereignis aus der Blütezeit des deutschen Minnesangs zum Gegenstand eines kulturhistorischen Romans von der Art des „Ekkehard" zu machen.

Ein solcher Roman wurde nun freilich nicht die Frucht dieser Anregung. Aber aus den jahrelangen Vorarbeiten zu dem Werk erwuchsen die „Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit," die Scheffel 1863 unter dem Titel „Frau Aventiure" herausgab, sowie die „Geschichte eines Kreuzfahrers" „Juniperus," die schon 1859 entstand, aber erst 1867 als Buch erschien, und 1860 die „Bergpsalmen," deren Veröffentlichung 1869 erfolgte.

Leider wollte es Scheffels tragisches Geschick, daß er sich der neuen Aufgabe von Anbeginn nicht frei hingeben konnte. Die Beziehungen der Mutter, die diese zu Gunsten einer Anstellung Josephs zu verwerten gesucht hatte, wurden dem Sohn jetzt fast gleichzeitig an verschiedenen Punkten nützlich. Auch von seiten der badischen Regierung war ihm eine Stelle und zwar am Großherzogl. Archive angetragen worden; da aber ein unbemittelter Freund sich um sie bewarb, hatte er sie sogleich ausgeschlagen. Lockender war ihm ein andres

Anerbieten erschienen. In Donaueschingen war damals die große fürstlich Fürstenbergische Bibliothek durch den Ankauf der von dem berühmten Liebhaber deutschen Altertums, Freiherrn v. Laßberg auf Meersburg hinterlassenen ausgewählten Sammlung von 273 Handschriften und 12000 Druckbänden bereichert worden. Die fürstliche Verwaltung hatte zur Ordnung dieser Schätze einen in germanistischer Wissenschaft bewanderten Bibliotheksbeamten gesucht und sich deshalb an den Geh. Referendar Fröhlich in Karlsruhe gewandt, der Scheffel für die Arbeit äußerst warm empfahl. Scheffel hatte die neugeschaffene Stelle eines Fürstenbergischen Hofbibliothekars daraufhin zunächst probeweise für ein Jahr angeboten erhalten und sie gerade definitiv angenommen, als er die Einladung des Weimarschen Großherzogs auf die Wartburg empfing. Die Anstellungsurkunde, die ihm einen jährlichen Gehalt von 800 Gulden zusicherte, wurde am 28. Oktober 1857 vom Fürsten Karl Egon unterschrieben. So fand der Wunsch des Großherzogs von Weimar, Scheffel für seine Umgebung zu gewinnen, diesen schon nach Donaueschingen versagt. Beruhigung fand der Dichter in dem Gedanken, daß die trockene bibliothekarische Arbeit, die ihn in Donaueschingen erwartete, ihn gleichzeitig in Verbindung bringe mit den besten Quellenwerken für jene Periode deutscher Kultur, die er zu schildern vorhatte. Auch eine der berühmten drei Handschriften des Nibelungenlieds enthielt die Laßbergsche Sammlung und es gehörte zu Scheffels ersten Handlungen als Bibliothekar, daß er für den kostbaren Schatz eine würdige Hülle herstellen ließ, einen Ledereinband mit Eichenholzdeckeln und Silberbeschlägen, der noch heute von Scheffels liebevoller Fürsorge für die ihm anvertrauten litterarischen Kostbarkeiten, im besondern für diese, dem Besucher der Bibliothek ein Zeugnis giebt.

Am 1. Dezember 1857 rückte er in die Stadt an der Quelle des Donaustroms ein, die er in seinen Briefen fortan lateinisch „Ad fontes Danubii“ („Am Donauquell“) zu be-

nennen pflegte. Seine Wohnung nahm er in der Geisgaß beim Drechsler Limberger (jetzt Eisenbahnstraße C., Nr. 329). Der erste Eindruck, den Donaueschingen auf ihn machte, konnte nur ein günstiger sein. Die Bibliothek liegt dicht in der Nähe des Schlosses, der schön in Stein gefaßten Donauquelle und des wohlgepflegten schattigen Parks. Mit Eifer ging Scheffel sofort an die ihm gestellte Aufgabe. Obgleich im stillen erfüllt von seinem großen poetischen Plan, widmete er sich voll Hingebung jeder Pflicht, die ihm als Hofbibliothekar zukam und faßte dabei sein Amt in seiner höchsten und edelsten Bedeutung auf. Die Fürstin Elisabeth von Fürstenberg, eine geborene Prinzessin Reuß, erkrankte bald nach seiner Ankunft so schwer, daß erst am 4. März, zum Geburtstag der Fürstin, die erste Hofgesellschaft stattfinden konnte, die zugleich eine Feier der Wiedergenesung derselben war. Scheffel dichtete für das Fest einen warm empfundenen Prolog; der Fürst und die Fürstin erzeigten sich ihm bei dieser Gelegenheit wie auch weiterhin sehr gewogen. Die Bürgerschaft, in der er durch die mütterliche Verwandtschaft manche Beziehungen hatte, bot ihm sogleich ansprechenden Verkehr. Im „Museum,“ dem Kasino, wurde er natürlich Mitglied, und hier gewann er bald auch Freunde zu näherem Umgang, wie den Amtsrichter Eugen Wolff (später Oberlandesgerichtsrat in Karlsruhe), den Landtagsabgeordneten Kirsner, der ihm verwandt war, den Musikdirektor Kalliwoda und den Rechtsanwalt Marquies, die für Scheffels Bedürfnis nach anakreontischen Erholungsstunden Verständnis und für die Aeußerungen seines Geistes auf diesem Gebiete Empfänglichkeit besaßen. In ihrer Gesellschaft fand er gelegentlich auch seinen frischen Humor wieder, wie er z. B. den Bericht an den „Engeren“ über eine Weinprobe beseelt, mit der ihn eine Sendung Häussers betraut hatte, „als das Heidelberger Museum seine Keller in Selbstverwaltung nahm“ und dieser als Weinwart der Gesellschaft „seine segensreichen Verbindungen mit den son-

nigen Vorhügeln der Pfalz und den Deidesheimer Weingrafen anknüpfte".

Ueber die empfangene Probe „Deidesheimer Kirchgarten" wird darin z. B. geurteilt:

„Aechte Lebensnahrung, zerfallene Gemüter mit Deutschland auszusöhnen fähig. Ein frommer Wein. Einer, bei dem alles Schönen, was das Leben brachte und nahm, Erinnerung zu feiern. Hat einen Kapellmeister, der fortgehen wollte, zum Dableiben bewogen. Ein Wein, von dem ein vorsichtiger Familienvater für Ausbrüche unvorhergesehenen Durstes immer ein paar Flaschen im Keller vorrätig haben sollte. Steckt aber ein Dämon drin; ein Wein mit He! Juchhe! Juvivallera! sollte unter keinen Umständen von Revisoren und Kassenbeamten getrunken werden. Für Dichter anregend, dem Lied von der letzten Hose das vom letzten Hemd beizufügen. Ein Wein, um einen Kranz frischer Rosen auf das Haupt zu setzen, damit er würdig getrunken werde, mit welchem anzustoßen, wenn die erste Schlacht in Italien gewonnen sein wird."

Im Gasthof zum Falken (Post), wo er abends des öfteren mit einer Anzahl der Honoratioren der Stadt zusammenkam, aß er auch zu Mittag; seine vortreffliche Unterhaltungsgabe wirkte in jener ersten Zeit sehr belebend auf die Geselligkeit. Unter anderen brachte er die Idee in Vorschlag und mit zwei Genossen, dem verstorbenen Oberamtmann Lang und Oberamtsrichter Zopf, zur Ausführung, ein Statut für die Tischgesellschaft aufzustellen und unter dem Namen „Der Heilige" — wie der Verwalter des Kirchenguts in katholischen Landgemeinden oder für diesen substituiert die Kasse selbst heißt — einen kleinen Verein zu gründen. Mancher Kurgast, der später in Donaueschingen weilte, wird sich noch der pünktlichen Einhaltung des Statuts erinnern, das in humoristischer Weise durch Strafen auf Unterlassungssünden bezüglich der Tischordnung „dem Heiligen" Gelder zuführte, welche dann zur Feier des Stiftungsfestes an „Allerheiligen" und anderer festlicher Gelegenheiten, „heiliger Tage", verwendet wurden. Noch heute hängt in dem genannten Gasthof unter Glas und Rahmen ein später hierher gestiftetes humoristisches Gedicht Scheffels, das daran erinnert.

Von Humor beseelt ist auch ein poetisches Dokument aus dieser Zeit, das die Witwe Julius Brauns uns erhalten hat. Im Frühjahr 1857 hatte sich der Freund mit Rosalie verlobt; der geistvolle Archäolog, dessen nun vollendetes Hauptwerk, die „Geschichte der Kunst in ihrem Entwickelungsgang durch alle Völker der alten Welt, auf dem Boden der Ortskunde nachgewiesen," ein ähnliches Prinzip vertrat, wie es Scheffel beim „Ekkehard" schöpferisch angewandt hatte, war noch immer Privatdozent in Heidelberg, und von hier aus hatte ihn Scheffel öfters auf seinen Besuchen in dem Landhaus der Familie Artaria zu Weinheim an der Bergstraße begleitet. Rosalie war jetzt achtzehnjährig; ihre jüngere Schwester Julie teilte den Namen mit einer Schwester der Mutter, der „Juletante," die mit zur Familie gehörte. Als Joseph vor der Uebersiedlung nach Donaueschingen dort seinen Abschiedsbesuch machte, wurden die von Rückert so meisterhaft übersetzten Makamen des Hariri, die vornehmlich dem weinfroh gestimmten humorvollen Wanderpoeten des Orients Abu Seid in den Mund gelegt sind, Gegenstand des Gesprächs. Ein paar Wochen nach seinem Scheiden wurden die Damen durch folgende schöne Makame überrascht:

„Jussuf Scheff-El spricht: Viel Stunden sind um und viel auch bereits sind um Tage — seit mit alten Scharteken ich mich herum schlage — zwar ist darunter die Urschrift der Nibelungensage — die vor Mottenfraß ich geschützt in juchtenledernem Umschlage — doch steht zu fürchten, daß ich mich lahm und krumm plage — daß der Schaben und Motten Schwarm an mir selber ringsum nage — wenn stets bei der Arbeit geharrend ich nur meinen Büchern stumm klage — daß Niemand, Niemand, Niemand mit mir des alten Kanzleidieners Gebrumm trage — und Vieles, was ich zu lesen verdammt, in die Welt so entsetzlich dumm rage. — Drum scheint mir, daß heut, wo ich wiederum auf meiner Bücherei sitze — daß von Rechtswegen vernünftiger und mir zu Besserem sei nütze — wenn in den Ernst auch ein klein wenig schalkhaftige Narrethei blitze — und ich gegen 18 Grad Winterfrost mich durch einige Reimschreiberei schütze.

Wie herrlich ist's doch im Allgemeinen zu versäumen seine Kanzleistund — gedenkend der Zeit, wo die ganze Welt, wo Thun

und Lassen noch freistund — wo man mit der ganzen Jugendkraft mit fröhlichem Körper und Geist und — muthigem Ringen als wie ein Soldat zur Fahne der Poesei stund!

Anstellend diese verpönte, jedoch so edle und wahre Betrachtung — steig ich an diesem Vormittag in meiner eigenen Achtung — daß ich jedwede Bureau-Arbeit abweisend mit Verachtung — das Dampfschifflein der Gedanken heut befrachtend mit bessrer Befrachtung — fortsteure aus der Region zeitweiser Sinnesumnachtung.

Fortsteure? Wohin? ich glaub' in die Pfalz, in die fröhliche Pfalz nach Weinheim — denn dorthin denk' ich zuweilen auch mit Sehnsucht und leisem Gegrein heim — als wär' ein Stück meiner Seele mir mit unsichtbarlichem Scheinleim — dort festgeleimt und fände nicht an anderm Ort zum Gedeih'n Keim — Mir ist, es wäre Donnerstag, ich bäte, daß man mir einräum' — ein Album, drin ich zeichnend mich so gern einspinn' und einträum' — zu schlürfen noch einmal italischen Lands und italischer Kunstphantasei'n Seim — oder zu ersinnen einen zierlich klingenden Feinreim." — — —

Zum Schluß hieß es:

„'s schlägt zwölf Uhr schon, die Kanzleistund' ist mit Glück verträumt, die infame — so wünsch' ich diesem Knittelgereim eine freundliche Aufnahme — und wünsch' Euch Allen am Schlusse des Jahrs in feierlichem Proklame — Viel Glück, und daß der Kaffee sei nie ohne Zucker und Rahme — O Juletante, du federgewandte, Abu Seid-verständige Dame — daß nicht ich verfall' an der Donau Quell dem herzverzehrenden Grame — oder gar dem stillen Trunk mich ergeb' und an der Seele erlahme — gedenke mein und schreibe mir bald eine lange, lange Makame — sie wird mir sein wie ein gülden Gefäß, gefüllt mit edlem Balsame!".

Der Wunsch wurde umgehend erfüllt, und zum Danke flogen rasch nach einander ein paar ähnlich reizender Episteln nach Weinheim. Dann vergingen mehrere Monate, und die Freunde in der Pfalz hörten nichts vom Meister Josephus. Also schickte man eines Tages an das fürstliche Archiv in Donaueschingen einen amtlich stilisierten Fragebogen um Auskunft über einen verloren gegangenen Poeten, und mit Postwendung kam auf einem Stempelbogen der fürstlichen Bibliothek folgende „amtliche Auskunft auf die wertgeschätzte Anfrage" zurück:

„Ad Frage 1: Lebt der Mann noch? Antwort: Ja, aber schwach.

Ad Frage 2: Kann er schreiben? Antwort: Ja, aber ebenfalls schwach.

Ad Frage 3: Wie geht's ihm? Antwort: Wie dem Ovidius, da man ihn an den Pontus ins Exil gesetzt. Trinkt viel Bier. Macht große Fußwanderungen ins Wutachthal, Gauchachthal, Brigachthal. Entdeckt keltische Steinwälle auf abgelegenen Bergkuppen. Hat Händel mit Revisoren und Rechnungsräten. Ist Pompier bei der Stadtfeuerwehr und durch Diplom vom 1. März Ehrenmitglied des wieder aufgelebten pegnesischen Schäferordens in Nürnberg.

Ad Frage 4: Plagt er sich mit eines neuen Buches Gestaltung? Antwort: Leider, ja.

Ad Frage 5: Kommt's bald heraus? Antwort: Leider nein.

Ad Frage 6: Oder ist er verliebt? Antwort: Hier muß zuerst ad formalia dieser Frage bemerkt werden, daß selbe in keinem Gegensatze zu Frage 4 und 5 steht, indem man mit Bücherschreiben sich plagen und recht wohl daneben verliebt sein könnte. Quoad materialia aber die beruhigende Auskunft, daß von angedeutetem Zustande bei diesseitiger Stelle nichts wahrzunehmen."

Es folgen noch einige weitere Absätze und dann, in Bezug auf die beabsichtigte Uebersiedelung der Freunde nach Heidelberg, der Schlußpassus:

„Wenn dieselben die Güte hätten, dem Fürstl. Archiv Nachricht zu geben, wo dorten die neue Wohnung aufgerichtet wird, so möchte dasselbe, so es wieder einmal mobil wird, seine Aufwartung dort zu machen unterlassen zu haben bereuen zu müssen kaum in die Lage kommen."

„Besser als tausend Erklärungen es vermöchten," schließt Frau Professor Braun diese Mitteilung, „zeichnen diese Stellen Scheffels Art, den schalkhaften Humor, der seine Glanzlichter über die alltäglichsten Dinge warf, die Besonderheit seines Wesens, die allem, was er sagte und schrieb, ein unverkennbares Gepräge aufdrückte." Aber sie lassen auch die melancholische Grundstimmung hervortreten, die jetzt den Aeußerungen seiner ab und zu aufblitzenden ursprünglichen Lebenslust ihre besondere Färbung verlieh.

Noch immer lähmte die Trauer um den Verlust Mariens seinen Geist. „Ein Hinübergehen zu meiner Schwester

klopft manchesmal wie eine freudige Ahnung an meine Thür," schrieb er im März 1858 an Schwanitz.

In Wirklichkeit sehr ernsthaft der ihm zugefallenen und ihm zunächst nicht unsympathischen Arbeit des Ordnens der Bibliothek und ihrer Katalogisierung hingegeben, verbrachte er die Tage, bis die Frühlingssonne die alte Wanderlust in ihm wachrief und mit ihr den Wunsch, nun an die Ausführung des ihm im Sinne liegenden Wartburgwerks zu gehen. Am 20. Mai flatterte ein Gruß auf die Wartburg mit der Meldung, daß, wenn er auch nicht den Winter über an seinem Werk geschrieben, er doch fleißig die Gedankenfäden dazu gesponnen und vieles schon im Kopf habe. Am letzten Mai werde er den Katalog abschließen und dann mit der Ausführung der Dichtung beginnen. Am geschichtlich-mythischen Hintergrund des Sängerstreits von 1207 würden sich noch allerlei Figuren und Erlebnisse aufranken, an denen der wackre Wartburgkommandant seine Freude haben solle.

Infolge der Verschmelzung, welche Richard Wagner in seiner romantischen Oper „Tannhäuser oder der Sängerkrieg auf Wartburg" mit Elementen der Sage vom Tannhäuser, der im Hörselberg bei Frau Venus weilte, und den Ueberlieferungen des angeblich von Landgraf Hermann veranstalteten Sängerkampfes vorgenommen hat, ist das heutige Publikum einigermaßen im Unklaren über den eigentlichen Charakter dieser letzteren Sage. Als Scheffel vor dem großen Gemälde Schwinds den Entschluß faßte, ihm dasselbe als Dichter „nachzuzeichnen," war er mit der von diesem benutzten Quelle wohl vertraut, aber er hielt sie für besser beglaubigt, als seine weiteren Nachforschungen später ergaben. Schwind war mit der Freiheit, welche beim künstlerischen Gestalten des Historischen unentbehrlich ist, ziemlich getreu dem auch nur aus Ueberlieferungen geschöpften Bericht der Annales Reinhardsbrunnenses gefolgt, von dem dann mancherlei deutsche und lateinische Erweiterungen ausgegangen sind. Danach soll im Jahr 1207 unter Landgraf Hermann auf Wartburg zwischen kunstbewährten Dich-

tern, welche zu dessen Hofhalt gehörten, ein Wettstreit stattgefunden haben, bei welchem fünf der ritterlichen Sänger dem Ruhm des Thüringer Landgrafen ihre Lieder weihten, während der kühnste der Sechs, Heinrich von Osterdingen, ihrem Sange das Lob des Herzogs von Oesterreich entgegensetzte. Die fünf Gegner des Osterdingers waren Heinrich, der tugendhafte Schreiber, Walther von der Vogelweide, Reinmar von Zweter, Wolfram von Eschenbach und Biterolf. „Der Streit entbrannte so heftig, daß die Kämpfenden sich freiwillig verpflichteten, wer besiegt werde, sei dem Tod durch Henkershand verfallen. Da holte man den Henker herbei, und da die Fünf den Osterdinger nicht im Singen besiegen konnten, so wollten sie mit falschen Worten gegen ihn spielen. Osterdingen aber, ihre böse Absicht bemerkend, floh zu der Landgräfin Sophia und barg sich hinter ihren Mantel. Die edle Fürstin schützte ihn und wirkte ihm die Erlaubnis aus, frei hinwegzuziehen, um nach Jahresfrist wiederzukehren und den damals berühmtesten Meister des Gesanges, den Klingsor aus Ungarland, als Schiedsrichter mitzubringen. So zog Osterdingen nach Oesterreich zu dem Herzoge Leopold. Dieser empfing ihn herrlich, beschenkte ihn reich und gab ihm Briefe mit an den Meister Klingsor, welcher im fernen Siebenbürgen wohnte und edel und gar reich war. Auch war derselbe ein behender Philosophus und ein wohlgelehrter Mann in weltlichen Künsten, besonders wohlerfahren in der Astronomie und der schwarzen Kunst. Als Osterdingen zu ihm kam, war die Frist bis auf einen Tag abgelaufen; doch Klingsors Zauberkraft bewirkte, daß sie beide in einer einzigen Nacht nach Eisenach gelangten. Klingsor stieg dann mit Osterdingen hinauf zur Wartburg, wo sie von dem Landgrafen und den Sängern mit Staunen empfangen und sehr geehrt wurden. Am Abende desselben Tages aber saß der Meister Klingsor vor seiner Herberge und sah aufmerksam nach dem gestirnten Himmel, so daß diejenigen, welche zugegen waren, ihn fragten,

ob er was Besonderes dort erschaue; da antwortete er ihnen: Ihr sollt wissen, daß diese Nacht meinem Herrn, dem König Andreas von Ungarn, eine Tochter geboren wird, die wird genannt werden Elisabeth, und wird ein heiliges Leben führen. Auch soll sie angetraut werden dem jungen Fürsten Ludwig, dem Sohne des Landgrafen Hermann, durch ihre Frömmigkeit wird die ganze Welt und besonders das Thüringer Land erfreut werden. Der Landgraf vernahm diese Kunde mit großer Freude. Er ließ dem Meister Klingsor zu Ehren ein großes Gastmahl im Landgrafenhause herrichten und ordnete dann die Erneuerung des Sängerkampfes an. Klingsor selbst begann nun den Wettstreit und es gelang ihm, alle Gegner Ofterdingens zu besiegen, nur den Wolfram von Eschenbach konnte er nicht überwinden; da stellte er sich, als wäre er ermüdet, und brachte einen Jüngling herbei zu seiner Vertretung. Dieser aber hieß Nasian und war ein böser Geist und er begann gegen Wolfram zu singen von der Schöpfung der Welt und dem ewigen Worte, das Fleisch geworden; Wolfram aber erwiderte ihm von Christi Lehre und Opfertod mit so lieblichem Gesange, daß Nasian verstummte und verschwand. Obwohl sich nun Klingsor besiegt sah, wollte er doch erforschen, ob Wolfram ein Gelehrter sei oder ein Laie, und in seinem Auftrag legte Nasian zur Nachtzeit diesem verfängliche Fragen nach dem Lauf der Gestirne vor, welche Wolfram mit dem allgemeinen Hinweis auf den Lenker aller Welten beantwortete. Damit war Wolframs Laienschaft erwiesen. So ward Wolfram, obgleich Sieger, doch auch für besiegt erklärt, und Klingsor, nachdem er die Sänger versöhnt hatte, verließ hochgeehrt und reich beschenkt die Wartburg und zog wieder nach Ungarland."

Auch das lang vor dieser Prosa entstandene zwiespältige und krause mittelhochdeutsche Gedicht „Der Krieg auf Wartburg" schildert, und zwar in dramatischer oder wenigstens dialogisierter Form, den Vorgang ähnlich, wenn auch in eine Scene zusammengedrängt. Dichterischen Wert hat dieses in einen Rätsel-

wettkampf verlaufende „meistersingerliche“ Gedicht nicht und viel Anregung konnte Scheffel ihm nicht entnehmen. Auch Schwind hatte, jedoch mit souveräner Beherrschung des mystischen Stoffes und der Oekonomie des Gedichts folgend, den ersten Kampf, der in der Herankunft des Henkers gipfelt, mit dem zweiten vereinigt, der das Erscheinen des zaubergewaltigen Klingsor als Bundesgenossen des Osterdingers zum Hauptmoment hat, und so als Maler den Kampf in einer dramatisch-lebhaften ausdrucksvollen Scene dargestellt.

Eine entgegengesetzte Richtung mußte dagegen der Dichter einschlagen, der als Epiker die fragmentarisch überlieferten, phantastisch aufgeputzten Thatsachen der Sage zu einem lebensvoll wirkenden Kultur- und Seelengemälde ausweiten wollte. Er mußte sich gedrungen fühlen, das Thema des Sängerkriegs: „Hie Thüringen — hie Oesterreich!“ in seiner historischen Bedeutsamkeit zu erfassen und darzulegen; er mußte den hier symbolisch gegebenen Gegensatz zwischen der Pflege der Dichtkunst auf der Wartburg unter Landgraf Hermann und derjenigen, die ihr auf dem heiteren Hofhalt des Herzogs Leopold VI. von Oesterreich wurde, in seiner historischen Realität erforschen und zur Darstellung bringen; er mußte — bekannte er sich einmal zu den realistisch-künstlerischen Grundsätzen Scheffels — an die Stelle der Mystik und Zauberei natürliche Beweggründe und historisch-bedeutende Handlungen stellen, die in dem zweiten Kampf Heinrichs des Osterdingers gegen die eigentlichen Hofpoeten der Landgrafenburg ihren natürlichen wie künstlerischen Gipfelpunkt fanden. Er konnte nicht, wie der Maler, die Reise des Osterdingers nach Oesterreich übergehen, er mußte vielmehr in sie die Vorbereitung der Katastrophe verlegen; er durfte beim zweiten Sängerkampf nicht dem bösen Geist Nasian oder dem auf Schwinds Bild dessen Stelle vertretenden Höllenhund die Sache Osterdingens entscheiden, sondern den Helden durch eigene Dichterthat den Sieg auf seine Weise erstreiten lassen. An die Stelle der Tannhäuser-Venusberg-Romantik, die

Richard Wagner, durch E. T. A. Hoffmanns Ofterdingen-Novelle angeregt, verwertet hatte, wollte Scheffel wirkliche Menschen und Ereignisse aus der Blütezeit deutschen Minnesangs setzen.

Und in der That hat Scheffel — freilich erst nach einer Zeit unsicheren Umhertastens — mit bewunderungswürdiger Finderkraft die Pfade zu einer bedeutenden Gestaltung des unklaren Sagenstoffs gefunden. Er hat den bedeutsamsten und interessantesten Gegensatz, der im deutschen Kulturleben des 12. und 13. Jahrhunderts überhaupt wirksam und lebendig war, den Gegensatz von französisch-ritterlicher und deutsch-volkstümlicher Bildung, zwischen der höfischen Poesie, deren Quellen die französischen Ritterromane waren, und jener anderen, die in den alten heimischen Ueberlieferungen wurzelte, zum Gegenstand auch des Konfliktes erhoben, welcher schließlich zwischen Wolfram und dem Ofterdinger auf der Wartburg ausgefochten wurde. Denn wenn wir das endliche Resultat seines Forschens, Denkens und Dichtens, die Liedersammlung „Frau Aventiure" samt den sie erläuternden Anmerkungen, mit liebevollem Eingehen in diesem Zusammenhange studieren, so ergiebt sich als Lösung, welche dem Dichter für seinen Sängerkrieg-Roman vorschwebte, die Absicht: den Ofterdinger zum Vertreter der volkstümlichen, auch von Ursprung her deutschen Poesie zu machen, der sich im ersten Kampf dem in „höfischer" Kunst ihn hoch überragenden Dichter des Parzival nicht als gewachsen erweist, dann aber von seinem Genius geleitet zum Sänger des deutschen Nibelungenlieds und damit zum Schöpfer eines nach Form und Inhalt echten Nationalepos wird, mit dem er endlich den Sieg am Hofe des kunstfreundlichen Thüringer Landesfürsten erringt.

Was Scheffel zu dieser Auffassung in allmählichem Studiengang führte und die Berechtigung gab, findet sich in „Frau Aventiure" und zwar in den Anmerkungen zu dem Cyklus der dem Ofterdinger zugeschriebenen Lieder sorgsam zusammengestellt. Eine derselben ist direkt seiner Auffassung des Ofterdingers als Dichters des Nibelungenlieds gewidmet. Die letztere

fußt auf der alten Fiction, daß der mythische Heinrich von Ofterdingen sich als Verfasser der Dichtung von König Laurin und seinem Rosengarten in den Tiroler Bergen nenne. In der Dichtung wird am Anfang und Ausgang auf das Steyerland und den Sitz seiner Markgrafen, die Stiraburg, hingewiesen. Nun gab es wirklich ein Geschlecht von Ostheringen, das im 12. Jahrhundert im Steyerland heimisch war und zwar in der Nachbarschaft der Kürenberger, deren einer zu den ältesten uns bekannten Minnesängern zählt und Erfinder der Strophenform gewesen ist, die sich im Nibelungenlied durchgeführt findet. Von den Burgenbesitzern im alten Traungau standen die meisten als Lehensleute des Bistums Passau und als Stände des sogenannten Abteilandes in Beziehungen sowohl zum bischöflichen Hof in Passau als zum markgräflichen in Steyer. Markgraf Ottokar VIII. von Steyer hinterließ 1192 sein Land dem ihm verwandten und befreundeten Herzog Leopold VI. von Oesterreich, an dessen Hofe die Künste blühten. Nun hatte Scheffels Freund, Professor Holtzmann, sein Lehrer in germanistischer Forschung, wie ich im „Ekkehard"-Kapitel schon andeutete, die Ansicht verteidigt, daß die uns erhaltene Fassung des Nibelungenlieds eine ältere Dichtung zur Voraussetzung habe, die uns verloren ging: als mutmaßlichen Verfasser derselben bezeichnete er den in der „Nibelungen-Klage" erwähnten „Schreiber Konrad" des Bischofs Pilgrim von Passau, während die Romantik auf den Ofterdinger geraten hatte. Scheffel rechnete mit diesen Vermutungen; auch damit, daß die Rolle, die der österreichische Markgraf Rüdiger von Bechlaren und seine Gattin Gotelind in dem Epos spielt, von einem ähnlichen Personen nahestehenden Dichter hineingetragen worden sei. Er dachte sich nun seinen Heinrich von Ofterdingen, den „Heini von Steier", als „einen kunstbegabten, in heimischer Tanzreigenführung, Liederlust und epischen Weisen wohlgeschulten Sohn des Traungaus, der auf den Lehrbänken der Passauer Geistlichkeit Kunde des Lateins und der lateinischen Dichtungen des ottonischen Zeitalters

erhalten hatte." Am Hofe des Markgrafen Ottokar von Steyer sollte er ritterliche Sitte erworben und den Luarin gedichtet, nach des Markgrafen Tode sich zu Leopold von Oesterreich, von diesem nach der Wartburg gewendet haben. Hier mit den Verehrern formalen französischen Wesens und der unerquicklichen welschen Artusromane in tiefgehenden Zwiespalt geraten, sollte er dann in großer läuternder Arbeit, unter Anregung oder Mitwirkung des Kürenbergers das Nibelungenlied der lateinischen Hülle des 10. Jahrhunderts entkleiden, um „als letzten versöhnenden Abschluß des Sängerkrieges dem Thüringer Landgrafen das vaterländische Epos in vaterländischer Gestalt zu überreichen."

Mit dieser Erfindung befand sich Scheffel nun auf einer Fährte, die er im „Ekkehard" schon beschritten hatte. Die Gestalt des „Schreibers Konrad" war ja bereits in diesem Roman zu poetischem Leben erweckt worden. Als dort Ekkehard in der Einsiedelei beim Wildkirchli seiner Jugend gedenkt, ergreift ihn plötzlich die Erinnerung an den Jugendfreund, mit dem er „etliche Jahre in der Klosterschule zu Lorsch am Rheine verbracht". Er gedenkt der Begeisterung, mit welcher der treue Gespan für die alten heimischen Sagen geschwärmt, für die „Geschichten vom Rhein", wie er an fröhlichen Vakanztagen mit Konrad in den Odenwald gewandert und den Spuren des Helden Siegfried nachgegangen war, der hier durch des grimmen Hagen Speerwurf ums Leben kam, und wie ein andermal der Blick auf die Berge des Wasgaus den Gefährten veranlaßte, ihm die Sage von Walthari und Hiltgund und ihrer Flucht aus dem Hunnenland zu erzählen. Diese Erinnerung aus der Jugendzeit ist's, die in Ekkehard die Lust weckt, jene Sage nach dem Muster Virgils als Epos zu gestalten. Als er es dann vollendet hat, führt uns der Roman den Meister Konrad wirklich vor, wie er dem Bischof Pilgrim von Passau das Nibelungenlied überreicht und dann nach Bechelaren reitet zur Markgrafenburg, wo Frau

Gotelind mit ihrer schönen Tochter wohnt, deren Lob er in sein Werk hineingeheimnißt hat.

Als Scheffel sich jetzt ausdachte, wie zwei Jahrhunderte später der Ofterdinger von dem alten lateinischen Heldenlied deutschen Ursprungs Kunde erhielt, war also ein Zusammenhang seiner neuen schwerzufassenden Aufgabe mit der Welt des Ekkehardstoffs gegeben, was ihn zunächst sehr beglückte. „Es giebt eine schöne Episode," schrieb er am Schluß dieses Jahres 1858 an Arnswald, „wie Heinrich von Ofterdingen, nachdem er im ersten Sängerstreit unterlegen, in Passau das Nibelungenlied entdeckt."

Zu dieser Auffassung des Sängerkrieg-Stoffs gelangte unser Dichter jedoch nur durch mühsame Forschung; die Gewissenhaftigkeit, mit der er sich dabei abmühte, den geschichtlichen Grund seiner Vermutungen und des doch nur sagenhaft auf uns gekommenen Stoffs zu erhärten, stürzte ihn in ein Meer von Vorarbeiten. Ein neues Werk von der Art des „Ekkehard" sollte und wollte er schreiben! Die Schilderung der Persönlichkeiten, ihrer Sitten und Lebensgewohnheiten sollte in dem geplanten Kulturbild aus der Blütezeit des deutschen Helden- und Minnesangs ebenso echt im Zeitkolorit, so naturgetreu werden, wie es das Kulturkolorit im „Ekkehard" war. Doch wie anders, wie verwickelt waren hier die Voraussetzungen! Wo war hier das Motiv für einen Herzenskonflikt, wie es die Berufung des jungen gelehrten Mönchs aus Sankt Gallen zum Lehrer der Herzogin Hadwig geboten hatte? Und dort wuchs die ganze Handlung aus den einstigen Zuständen seines alemannischen Heimatlands hervor, in denen sein Geist von Ursprung her so wunderbar heimisch war! Der neue Stoff wies ihn nach Thüringen, nach Franken, nach der österreichischen Heimat des Ofterdingers, nach der rheinischen Heimat des Meisters Konradus, nach den Schauplätzen des Nibelungenlieds vom Königssitz der Burgunden zu Worms, die Donau hinab bis ins ferne Ungerland, an den Königssitz Etzels, ja nach Paris und

in die Kampfgefilde der Kreuzzüge. Mit dem Leben und Wesen der höfischen Minnesänger, der Kreuzfahrer, der fahrenden Spielleute, dem Hofhalt des Landgrafen Hermann verband ihn keine Familienüberlieferung und keine persönliche Lebensbeziehung. Kein so unmittelbar und naiv das damalige Leben schilderndes Chronikbuch bot seiner Phantasie jetzt die nötige Hilfe dar, die ihm damals die Casus Sancti Galli geleistet hatten.

Gerade daß die poetische Litteratur der Hohenstaufenzeit ihm in Donaueschingen in solcher Fülle und so unumschränkt zur Verfügung stand, verkehrte den Vorteil, den sich der Dichter davon erträumt hatte, in sein Gegenteil. Kaum hatte er den Konflikt zwischen den Lockungen nach der Wartburg und der Berufung nach Donaueschingen überwunden, so bereitete ihm das doppelte Interesse, mit dem er den ihm anvertrauten Bücherschätzen gegenübertrat, einen neuen Zwiespalt. Als Bibliothekar hatte er dieselben auf ihre buchgeschichtliche Bedeutung hin zu prüfen, zu ordnen, zu beschreiben; als Dichter mußte er dieses äußere Moment gering achten gegenüber der Bedeutung, die für ihn der lebendige Inhalt der Bände hatte. Dieser Konflikt trieb ihn nach der einen wie der anderen Seite zu Ueberanstrengungen. Während er an seinem Katalog arbeitet, drängt es ihn zu den Vorstudien für seinen Roman. Dazu kam das unbehagliche Gefühl doppelter Verpflichtung. Schon im April hatte die Mutter an Arnswald geschrieben: „Mit dem Herzen und mit dem Worte hält er sich in Weimar für gebunden und meint, er sei es auch in Donaueschingen — und dieser Zwiespalt macht ihn krank und flößt uns die größten Besorgnisse ein.“

So kam's, daß mit dem erwachenden Frühling die Sehnsucht nach den befreienden Wirkungen des Wanderns, nach dem Gegengewicht realer Eindrücke in anmutender Naturumgebung, je mehr er ihr nachgab, um so größere Herrschaft über sein Gemüt gewann. Alle freien Nachmittage und Sonntage benutzte er zu Spaziergängen oder weiteren Ausflügen

in die Umgebung; bis an den Bodensee, an den Rhein bei Schaffhausen, ins Gebiet der Quellen des Neckars erstreckten sich seine Wanderungen, und bald war er auch in diesem Teil der Heimat seiner Mutter und ihrer Familie so heimisch, wie er es im Frühjahr 1855 im Reviere des Hohentwiels geworden war, den er jetzt ebenfalls — zu Pfingsten — aufsuchte. Die alte Streitfrage, ob der ummauerte Donauquell im Donaueschinger Schloßhof, die Quellen im Ried von Almendshofen oder die Flüßlein Brigach und Breg Anspruch auf die Ehre haben, des Donauquells echter Ursprung zu sein, weckte sein reges Interesse. Wie einst die Trümmer des Hohentwiels, so durchforschte er jetzt die Burgruinen der wildromantischen Thäler des Gutach-, Wutach-, Brigach- und Gauchachthals. Und überall hin begleiteten ihn die schattenhaften Gestalten des geplanten Romans, auch auf den von Wachholder dicht überwachsenen Hohenhewen mit dem „Stettener Schlößchen“ bei Engen, auf die Veste Blumenegg beim Lindenwirtshaus von Achdorf und in die Ruinen der Stammburg derer von Urslingen, die er von Oberndorf am Neckar, dem Geburtsort seiner Mutter, besuchte. Von ganz besonderer Bedeutung wurde ihm die alte Benediktinerabtei Rheinau auf der unterhalb des Schaffhauser Rheinfalls gelegenen Insel. In den Zeiten, die er jetzt erforschte, war hier eine hochgeschätzte Klosterschule gewesen und die Bücherei der ihn gastlich aufnehmenden Patres enthielt wertvolle Handschriften aus dem 12. und 13. Jahrhundert.

Auf diese Weise lebte sich sein Geist nun in der That wie einst beim „Ekkehard“ in die Kulturzustände ein, die er in dem neuen Roman schildern wollte. Und er kam darüber zur Ansicht, der Wartburg-Roman müsse mit einer Schilderung der allgemeinen Kulturverhältnisse des 12. Jahrhunderts beginnen, mit einer Veranschaulichung der Gegensätze im deutschen Bildungsleben zur Zeit der Kreuzzüge. „Erst bei den Vorstudien habe ich bemerkt,“ schrieb er am 1. Juli an Arnswald, „wie das Hohenstaufenjahrhundert mit seiner

eleganten ritterlichen Vollendung, seinen großen Intentionen, seiner nicht spezifisch deutschen, sondern durch die Kreuzzüge kosmopolitisch gefärbten Dichtung, seinen kirchlichen, weltlichen und individuellen Charakterzügen scharf und ernst aufgefaßt sein will, eh' man es wagen darf, lebende Gestalten jener Zeit mit kecken Strichen zu zeichnen." Die alte Dichtung „Die Thüringer vor Accon" hat in ihm die Idee angeregt, die Anfänge des Romans in den Orient, in das Feldlager der Kreuzfahrer zu verlegen, die unter Ludwig dem Milden den Sturm auf Ptolemaïs wagten. Ludwig der Milde war der Bruder und Vorgänger des Landgrafen Hermann von Thüringen. Er starb 1190 auf der Heimkehr vom Kreuzzug und wurde in Reinhardsbrunn begraben. Nur siebzehn Jahre später fand nach der Ueberlieferung der Sängerkrieg auf der Wartburg statt.

Bei dem so erweiterten Plane empfand Scheffel das Bedürfnis zu einer Reise nach Paris. Am Hofe König Ludwigs VII. von Frankreich sollte Landgraf Hermann den „höfischen" Schliff seiner Bildung erhalten, in Paris sollte er sich für die Pflege der ritterlichen Dichtkunst begeistert haben und von hier mit wertvollen Handschriften französischer Dichtungen in die Heimat zurückgekehrt sein. Auch befand sich in Paris die für Scheffels Studien so unerläßliche Manessische Liederhandschrift, deren farbige Kostümbilder damals nur teilweise zur Veröffentlichung gelangt waren. Zudem bedurfte er dringend einer Ruhepause, um die bisherigen Resultate seiner rastlosen Studien zu sichten, zu ordnen, und um seinen wieder überreizten Nerven Erholung zu gönnen.

Eine Einladung des sächsischen Großherzogs zur Teilnahme an der am 15. August stattfindenden Jubelfeier der Universität Jena brachte ihn zum Entschluß, einen Urlaub zu nehmen. Ueber Karlsruhe und Heidelberg reiste er nach Thüringen, besuchte Reinhardsbrunn, war in Jena, wo er vergnügt das Zusammensein mit den alten Freunden in der „Teutonia" genoß, und dann ging's weiter nach

Belgien, in die Städte am Niederrhein, deren Geschichte so weit in die deutsche Vorzeit zurückreicht, und nach Paris, wo damals gerade auch der Fürst von Fürstenberg weilte, dem er seine Wünsche nach längerer Beurlaubung vortrug, aber auch das Versprechen gab, gewisse Arbeiten erst zu beenden, ehe er scheide. Die Rückfahrt mündete zunächst in Rippoldsau, an dessen Quell er wieder Beruhigung für seine Nerven und im Verkehr mit seiner treuen Mutter Balsam für seine Sorgen fand. Schon beim ersten Wiedersehen im August hatte diese an Arnswald geschrieben: „Seine Stimmung ist längst eine aufgeregte; er spricht mehr als je wieder von seiner Schwester — ist wie ein schalloses Ei, das man nicht zu berühren wagt."

Aus der Stimmungswelt dieses neuen Aufenthaltes in dem Schwarzwaldbad ist das tiefempfundene, wundersam schöne Gedicht hervorgewachsen, mit dem er hier im September die zweite Auflage des „Trompeters von Säkkingen" einleitete und dessen Schlußstrophen für uns heute den Wert eines poetischen Glaubens- und Lebensbekenntnisses haben:

„Nun, daß du auf die zweite Ausfahrt sinnst,
Sollt' ich dir wohl ein neu Gewand bereiten,
In fein're Fäden ziehn das Versgespinnst
Und kunstgerecht hier kürzen, dort erweiten;
Ich weiß es wohl, du bist nicht zart geraten,
Und dein Trochäenbau steht oftmals schief,
Doch nimmer blüht mir auf den alten Pfaden
Die Stimmung, die ins Leben einst dich rief:
O Jugendthorheit, Himmel voll von Geigen,
Warum so bald umwölkt von grauem Schweigen?

Wie einstmals sitz ich heut im Schwarzwald wieder,
Mild rauscht des Heilquells stählend kräft'ge Flut,
In Lüften wiegt der Weih sein braun Gefieder,
Im Wildbach sonnt sich die Forellenbrut;
Des Meilers Rauch umspielt der Sonne Strahl
Und haucht ihn an mit irisfarb'nem Glanze,
Stolz prangt der Berg vom Scheitel bis zum Thal
In seiner Tannen immergrünem Kranze,
Ein würz'ger Heuduft lagert auf den Matten,
Und brave Leute birgt des Strohdachs Schatten.

Und doch — sollt' ich auf neue Lieder denken,
Schwer fänd' ich mehr den altgewohnten Ton;
Oft will sich Trauer in die Seele senken
Und statt des Scherzes mitleidbittrer Hohn:
Die Welt von heut ist dienstbar falschen Götzen,
Die Wahrheit schweigt, die Schönheit seufzt und klagt,
Nur Unnatur und Lüge schafft Ergötzen,
Gott ist vergessen, Mammons Standbild ragt!
Wer da noch singt, der sollte, den Propheten
Nacheifernd, zürnen — strafen — trauern — beten!

Mein Amt ist's nicht. Posaunenfeierklänge
Erheischen andern Mund und andres Spiel,
Und bei des Ernstes mehr als nöt'ger Menge
Bleibt auch dem heitern Tand noch Raum und Ziel.
Geh denn, wie du zuerst ausgingst, mein Sang,
Ein frohes Denkblatt froher Jugendzeit,
Erheitre, wem das Herz von Sorgen bang,
Und grüß' die Freunde alle nah und weit.
Lauscht man einst wieder hohen, großen Dingen,
Dann werden Andre bessre Lieder singen."

Auch der Erfolg, den ohne sein Zuthun in jener Zeit seine humoristischen Zechlieder in hervorragendem Maße fanden, vermochte seine Melancholie nicht aufzuhellen. Bereits 1856 waren die burschikosesten von ihnen durch den für sie begeisterten Schwanitz dem Herausgeber des sogenannten **Magdeburger Kommersbuchs**, Assessor Bühling, mitgeteilt und von diesem darin aufgenommen worden. Auch handschriftlich und mündlich hatten sie sich allenthalben auf den deutschen Hochschulen verbreitet. Aber schon 1857 hatte er in Beantwortung bezüglicher Mitteilungen des treuen Eisenacher Freundes geschrieben: „Das Fortleben meiner Bummellieder „im Volke" macht mir, seitdem die facies melancholica an die Stelle des alten tollen Humors getreten, einen wehmütigen Eindruck; ich gedenke dabei an den Laertes, da er müd und alt mit zerrissenen Lederschienen seinen Hausgarten pflanzt:

„. . . o wär' ich ein solcher wie damals,
Da wir Nerilon stürmten, das mauerumwallete Städtlein!"" —

Um dieselbe Zeit etwa, da Scheffel der zweiten Auflage seines

Trompeters das von Wehmut bewegte Geleitwort schrieb, feierten in seiner Vaterstadt Karlsruhe seine „petrefaktischen" Lieder im Kreise sachverständiger Kenner einen außerordentlichen Triumph. In der Woche vom 15. bis 21. September fand in der badischen Hauptstadt die Jahresversammlung der deutschen Naturforscher statt. Auch Pfarrer Schmezer, als Astronom, nahm an derselben teil und an einer der Spätabendsitzungen ließ er sich von seinen Freunden animieren, einige der naturwissenschaftlichen Scherzgedichte seines lieben Josephus nach den von ihm und seinem Bruder Friedrich, dem Opernsänger, erfundenen Melodien in seiner humorvollen Weise zum Vortrag zu bringen. Der Erfolg war ein großartiger und Schmezer mit Scheffels Liedern wurde der Held der weiteren Nachtsitzungen der geologischen Sektion. Nach diesen Erfolgen beschloß der „Engere", eine Auswahl der von Scheffel ihm gedichteten Lieder drucken zu lassen, die als Ausgabe für Freunde unter dem Titel „Lieder aus dem Engeren in Heidelberg" dort bei L. Meder mit des Dichters Zustimmung erschien. Doch Scheffel in seiner melancholischen Stimmung, die durch die Nachricht vom Tode Knapps noch verstärkt wurde, hatte wenig Teilnahme für das Unternehmen, wie für die schöne Wirkung, deren sich seine Lieder erfreut hatten.

„O Jugendthorheit, Himmel voll von Geigen, warum so bald umwölkt von grauem Schweigen?" Auf diese von ihm selbst aufgeworfene Frage hat sich der Dichter „mit mitleidbittrem Hohn" in jenen Tagen des zweiten Rippoldsauer Aufenthalts nur zu oft Antwort gegeben! Erinnerte ihn doch hier alles an jene Tage, die er mit der Schwester hier verbracht und in denen sein Herz an ein neues Liebesglück zu hoffen gewagt hatte! Mit welcher Qual empfand er vollends, während er jetzt die Korrekturbogen zur neuen Auflage des „Trompeters" las, den Kontrast zwischen der „lerchenfröhlichen" Stimmung, in der er diese Dichtung auf Capri niedergeschrieben hatte, und seiner jetzigen Lage! Das Mädchen, an

das er damals mit liebender Sehnsucht gedacht hatte, seine Base Emma, war jetzt die Frau eines andern! Ihr Mann hatte in Emmendingen im Breisgau ein Kartonnagegeschäft gegründet; wenn Scheffel die Eisenbahn zwischen Freiburg und Offenburg befuhr, kam er stets durch den Ort. Durch eine übereilte Ehe war sie ihm, durch den Tod war ihm die geliebte Schwester entrückt! In Emmendingen lag Goethes einzige Schwester Cornelia begraben, die hier nach kurzer, wenig glücklicher Ehe mit Goethes Jugendfreund, dem Amtmann Johann Georg Schlosser, verstorben war. „Ein Gefühl tiefer Wehmut kommt allezeit über mich," schrieb er am Ende des Jahres an Eisenhart, „wenn ich anderer denke, die ihr Glück am häuslichen Herd, im stillen Familienleben schon gegründet und im traulichen Nest die Stürme brausen hören und brausen lassen. Mein Gang durchs Leben scheint ein einsamer bleiben zu müssen — die Erinnerung an das Kleinod, das ich verloren, ist mächtiger als der Wunsch, Verlorenes durch andere Gestalt von Liebe zu ersetzen . . . so wird die Kunst mein einzig Labsal bleiben und der beste Dienst, den sie mir thut, wird der sein, daß sie mich frühzeitig verzehrt und hinüberwandern heißt, dorthin, wohin mein guter Genius mir vorausgegangen."

Diese Todessehnsucht ist damals auch in einem Gedichte zu ergreifendem Ausdruck gelangt, das mit einem erschütternden Verzweiflungsschrei persönlichsten Schmerzes ausklingt, scheinbar aber nur das Schicksal eines fahrenden Spielmanns in längstvergangener Zeit schildert. Es ist das Gedicht „Der Irregang" in „Frau Aventiure". Zu seinem vollen Verständnis müssen wir nachtragen, daß zu den Orten, die Scheffel im Frühling des Jahres von Donaueschingen aus aufgesucht hatte, auch die alte Stadt Stockach gehörte, welche nicht weit vom Ueberlinger Teil des Bodensees liegt und in der sich von alters her merkwürdige Faschingsgebräuche erhalten haben. Sein treuer Schulkamerad Ludwig Eichrodt war jetzt am dortigen Amtsgericht thätig; das altherkömmliche Narren-

gericht der Stockacher hatte ihn zu mancher lustigen Gelegenheitsdichtung angeregt. Der Ausflug Scheffels nach dem Hohentwiel zu Pfingsten galt auch einem Zusammentreffen mit dem Jugendfreunde. Scheffel ließ sich viel von den Stockacher Fastnachtsgebräuchen erzählen. Schon aus München hatte er bei Eichrodt angefragt, ob nicht etwa des Kaisers Maximilian getreuer Narr Kunz von der Rosen auch ein Stockacher gewesen sei. Er deutete an, daß er mit der Frage einen poetischen Zweck verbinde. Im Laßbergschen Liedersaal hatte er dann den Namen „Irregang“ als den eines fahrenden Spielmanns gelesen, der sein Unglück verhöhnt, das ihn durch alle Lande verfolgt. Als unser Dichter im Oktober wieder in Donaueschingen war, nahm er, der Weisung seines Rippoldsauer Arztes, Dr. Feyerlin, folgend, die Streifereien in den Schwarzwald hinein und ins Bodenseegebiet wieder auf. So kam er auch wieder einmal ins Kinzigthal und geriet dabei in ein Schneegestöber. Die Nähe von Zell am Harmersbach rief all das Leid in seiner Seele wach, das die Erinnerung für ihn an diese Gegend knüpfte. Sein Dichterschicksal, das ihn in Italien von künftigem Liebesglück hatte singen lassen, während sein Lieb das Liebeswerben eines andern erhörte, dies hohnvolle Geschick, das ihn mit Schwermut quälte, während die Lieder seines Jugendfrohsinns anderen Kurzweil schufen, erfüllte ihn mit Gram und Grimm. Er mußte jenes „Irregang“ gedenken und sah im Geiste diesen im Faschingsgewand der Stockacher die eigene Straße ziehen und in greller poetischer Steigerung das Leid erleben, an das er hier denken mußte . . .

„Die Berge schimmern weiß beschneit,
Eis deckt der Ströme Wogen;
Wer kommt im Faschingnarrenkleid
Mit Schall durchs Land gezogen?
Das ist der lange Irregang,
Zum Bergwerk will er zielen,
Der Knappschaft und den Grubenherrn
Zu einer Hochzeit spielen.

Die Braut trat vor den Spielmann hin:
„Noch einmal laß dich grüßen,
Noch einmal, eh' wir zur Kirche ziehn,
Den Singemund dir küssen!"
„Vergelt' dir's Gott," sprach Irregang,
„Wie bist du fein geschniegelt!
Nun bleibt mein Mund dem Singesang
Für alle Zeit versiegelt." . . .

Von einem der ältesten Freunde Scheffels ist mir erklärt worden, mit dem „Bergwerk" habe der Dichter Zell am Harmersbach gemeint, das schon im frühen Mittelalter seine Steingutgruben bebaute. Das „Stift am Bach", aus dem die Stiftsherren den heimkehrenden Spielmann zum Becherlupf winken, bedeute Gengenbach, der „Mortnauwein" den auf den Hängen des Ortenberges gedeihenden Ortenauwein; auf dem Schloß saßen früher die Gaugrafen der Ortenau. Im Jahre 1858 gehörte es der Familie von Berkholz; wir kennen Sascha von Berkholz als die Malerin, die nach Marie Scheffels, ihrer Freundin, Tod, von dieser ein Bild malte.

„Heil eurem Haus!" sprach Irregang,
„Dort spielt' ich in bessern Tagen,
Doch wenn die letzte Saite sprang,
Wird's schwierig, Laute zu schlagen."

Und als er auf den Höhen stand,
Wild schnob des Windes Blasen,
Blies allen Schnee zuhauf im Land
Und deckte Joch und Straßen.
„Willkomm, Freund Schnee," sprach Irregang,
„Herberg' mich, kühler Geselle,
Die Stirne glüht mir heiß und bang,
Ich bin zur rechten Stelle!

Hier find' ich, wie ich nur wünschen mag,
Weichweißeste Linnen und Decken
Und Hochzeitsschlaf! . . . bis zum jüngsten Tag
Soll mich kein Wächterhorn wecken!
Hei Irregangs letzter Irregang!
Was schauert ihr, Neidhartgesichter?
Er träumt, er halte die Braut im Arm,
Halai, wer löscht mir die Lichter?" — — —

Aus dieser Verzweiflungsstimmung fand Scheffel aber auch den Weg zum Schaffen an seinem Roman. Und wieder war es der Zauber der eignen Heimat und ihrer geschichtlichen Erinnerungen, der ihn aus einem Finder alter Mären zum Erfinder eigner Dichtung machte. In dem Briefe an Eisenhart vom Ende des Jahres berichtete er, mit Bezug auf dessen Anwesenheit im Frühjahr, wie er im November auf der mittleren Klippe des Schaffhauser Falles, wo das Tellbild stehe, in die schäumenden Wogen hinuntergeschaut habe. Er legte dem Briefe ein „lateinisches Gedicht" bei und schrieb dazu: „in meiner noch zu machenden Geschichte — wird es einer machen, der des Wutachthals, der Feste Blumenegg und des Achdorfer Wirtshauses, wo wir damals rasteten, poetisch eingedenk ist." Es war die „Laetitia silvestris", die in der Erzählung „Juniperus" der junge Gottfried von Neuenhewen als Klosterschüler auf Rheinau dichtet zum Preise des Wutachthals, der „Linde" zu Achdorf und der Tochter des Wirts, des Gretlein, das der Klosterschüler gelehrt Marigutta nennt. Von ihr sagt Gottfried weiter: „Die Marigutta aber mit ihrem krispen Haar hat mir es nicht angethan, und der kühle Lindenschatten von Achdorf auch nicht . . . von einem stolzeren Krauskopf blitzenden Augs kam Leides viel über mich und über den Diethelm."

Während Scheffel in diesen Wintertagen als Donaueschingener Hofbibliothekar den Handschriftenkatalog fertig stellte, der im März unter dem Titel „Die Handschriften altdeutscher Dichtungen der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen, geordnet und beschrieben von J. Vict. Scheffel" im Kommissionsverlag der J. B. Metzlerschen Druckerei in Stuttgart erschien, entwarf seine Phantasie den „Juniperus". Wieder ereignete es sich, daß die Eindrücke seiner Heimatslandschaft und sorgsame Urkundenforschungen sich zur Hervorbringung poetischer Anschauungen zusammenfanden, denen seine eigene Stimmungswelt eigentümliches Gepräge

verlieh. Das Kloster Rheinau, das er jetzt wiederholt besuchte, bevölkerte sich ihm mit Schülern, den Söhnen schwäbischer Ritter, die auf den Burgen der Gegend saßen; ein Mädchenname „Ruchtrut von Almishofen," den eine Sage in Verbindung mit einer der Donauquellen nennt, weckte in ihm die Gestalt einer stolzen Schönen, die zwei dieser Klosterschüler zur Flucht aus dem Kloster und zur Lust am ritterlichen Wesen entflammt, ohne doch einem der beiden Gegenliebe zu schenken, während sie einem gezierten Vertreter der höfischen Sitte den Vorzug giebt; das Rauschen des Rheinfalls bei Schaffhausen und der Anblick der hier wild an den Felsen berstenden und hochaufschäumend sich überstürzenden Fluten des Rheins fügte zu diesen Vorstellungen das kühne Bild eines Zweikampfs auf Leben und Tod zwischen den jungen Rivalen in Form einer Wettfahrt die Fluten des Rheinfalls hinab. Und wie dem Ekkehard gab er auch dem sangesfrohen Klosterschüler Gottfried von Neuenhewen, der wegen seiner Vorliebe für den Wachholder des Hewenbergs „Juniperus" genannt wird, Züge des eigenen Wesens, so den unruhigen Wandertrieb bei innigster Liebe zur Heimat. Das Motiv für den Liebeskonflikt aber bot ihm, so scheint mir, der Gedanke an seinen alten Schulfreund Julius Braun und dessen Braut; die zutrauliche Freundschaft, die Rosalie Artaria ihm entgegenbrachte, der Reiz, den ihre dunkeläugige Anmut auf ihn ausübte, hätte der alten Jugendfreundschaft leicht gefährlich werden können, wäre sein Herz durch das ihn beherrschende alte Leid nicht jetzt vor neuer Leidenschaft gefeit gewesen.

Seine Idee, den Anfang des Romans in das Lager der Kreuzfahrer vor Ptolemaïs zu verlegen, wurde durch den Rahmen der Erzählung verwirklicht. In kühler Gartenveranda des Klosters auf Berg Karmel sitzen etliche deutsche Kreuzfahrer ritterlichen Standes aus dem Heere, das Landgraf Ludwig der Milde von Thüringen nach Syrien geführt hat. Beim letzten Sturm auf Akkons Wälle sind sie verwundet worden und genießen nun Pflege bei den Brüdern

des Klosters. Die Lazarettweile zu kürzen, erzählen sich die invaliden Kämpfer ihre Lebensgeschichten. Juniperus, der junge schwäbische Ritter, dem bis zum Sturm auf Ptolemaïs ein Gelübde die Zunge gebunden hielt, ist nun an der Reihe. Am Schluß seiner Erzählung findet sich dann ein Hinweis auf das Kloster Reinhardsbrunn; Juniperus erzählt, daß der Abt des Klosters Rheinau ihm zur Buße für sein frevelhaftes Ordal im Rheinfall die Aufgabe gestellt habe, zwei Jahre lang kein Wort mehr über die Lippen zu bringen und als gemeiner Krieger am Kreuzzug teilzunehmen. „Ein Brief des Abtes wies mich nach Reinhardsbrunn, das mit Rheinau durch gemeinsame Beobachtung hirsauischer Ordensobservanz verbrüdert ist . . . Am Tage, da ich Euch zur Seite auf Akkons Wall in die Heiden schlagen durfte, war meines Schweigens Frist abgelaufen."

Die innere Verbindung mit dem Wartburgstoff stellte der Gegensatz zwischen den naturwüchsigen Klosterschülern Gottfried von Neuenhewen und Diethelm von Blumenegg einer- und dem höfisch gebildeten Urslinger andrerseits her. Daß dem ernst-herben Vorwurf lichtere Partien nicht fehlten, dafür sorgten jene anderen Studien über die altgermanische Fastnachtsfeier in der Gegend, mit Schemenlaufen und Narrorufen, und die in Donaueschingen nach dem „Donauprotokoll" einst heimische Sitte, beim Besuch des Stromquells einen „Willekomm" zu trinken, nachdem der Betreffende in das Wasser hineingesprungen. Das alte Protokoll, sich auf Gäste der fürstlichen Herrschaft beziehend, befand sich unter den Schätzen der Schloßbibliothek.

So entstand in Donaueschingen „Juniperus, Geschichte eines Kreuzfahrers", wie die Erzählung in der später im Sommer 1867 erschienenen Buchausgabe benannt ist. „Die Geschichte des Schwaben Juniperus" nannte sie Scheffel jetzt, und die knappe skizzenhafte Form, die er ihr gab, verdankt sie ihrer Bestimmung, nur ein Anfangskapitel des Wartburgromans zu bilden.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß dem Juniperus noch eine weitere Erzählerrolle in dem Roman zugedacht war. Denn Ende des Jahrs 1858 schrieb der Dichter an Arnswald: „es drängt sich eine Hauptfrage auf, ob ich nicht das Ganze in Form einer Chronik oder eines Gedächtnisbuches eines Zeitgenossen, der um 1207 Mönch zu Reinhardsbrunn gewesen sein könnte und alles damalige auf der Wartburg als eigenes persönliches Miterlebnis erzählte, darstellen will. Ich meine dies müßte sowohl die Lokalfarbe als die poetische Illusion bedeutend vermehren und will nächstens eine Probe machen, wie es sich ausnimmt." Nach diesem Plan hätte sogar der ganze Roman die Gestalt einer Erzählung des Juniperus gewinnen sollen. Eine gewisse Gemessenheit des Vortrags, die auf den Leser jetzt kühl wirkt, dürfte dann als Produkt künstlerischer Absicht erscheinen. Dafür enthält die kleine Erzählung auch Stellen, welche in der großen und kühnen Weise des Ekkeharddichters gedacht und gesagt sind: so die Aufforderung des Juniperus an den einstigen Jugendfreund und nun durch Minnezwist ihm zum Todfeind gewordenen Diethelm, als beide junge Kämpen vom Schwertkampf todwund im Felde liegen .: „‚Ein anderer soll das Urteil fällen!' Ich wies nach dem Rhein, der grollend durch die schweigsame Nacht seines Falles Brausen ertönen ließ. ‚Wollen jenen zum Schiedsrichter machen,' fuhr ich fort: ‚ihn, durch den wir dem Kloster entschwommen, da jene Unsegensminne die Herzen zu umstricken begann, unsern alten guten treuen Rheinauer Rhein! wollen wieder eintauchen in seine Flut, nicht gegen ihn, mit ihm, da wo er, der Rothraut Söller nahe, über Klippen und Felsen tobend hinabstürzt. Dort im Laufenfall sprüht der Tod so sicher wie von unserer Schwerter Schneide; dort laß uns hindurch sausen! Wem der Rhein durch seine Fälle Paß gestattet, der mag die Rothraut freien. Wen er zerschmettert, gut, der läßt es sein!'"

In der Vorrede zur Buchausgabe erzählt Scheffel, daß seine Wanderungen im ruinenreichen Gebiete der Donauquellen

in ihm die Frage geweckt hätten: wie lebte und liebte damals, im engen Rahmen dieser alemannischen Landstriche, die ritterliche Gesellschaft? — und weiter, daß ihm an einem milden Frühlingsabend, da er auf der schwarzen Basaltplatte vor den Trümmern von Neuenhewen die Blicke nach dem leuchtenden Spiegel des schwäbischen Meeres schweifen ließ, sein damaliges Wald- und Feldbrevier, die Carmina burana, neben sich —, vom Anhauch heimatlicher Frühlingsbergluft der Gedanken gelahrter Bücherstaub lustig durcheinander gewirbelt worden und die Geschichte des Juniperus vor seine Seele getreten sei als dichterische Selbstbeantwortung jener kulturhistorischen Fragen. Die lateinischen Lieder im Stile der Carmina burana, welche in „Frau Aventiure" „Einer aus Schwaben singt" und von denen Laetitia silvestris im „Juniperus" als Gedicht des Helden erscheint, sind beide auf diesen Wanderfahrten entstanden. In einem Brief vom Jahr 1863 an seinen Nachfolger Barack heißt's von diesen Liedern: „Das erste ist aus Spaziergängen in das Wutachthal bei Blumenegg — das zweite aus den Besuchen des sogenannten Stettener Schlößleins erwachsen. Wenn Sie dies gelegentlich einmal Herrn Anwalt Marquies mitteilen wollen, wird er sich amüsieren."

Die „zu Ehren der wildschön und weltab gelegenen Burg im Wutachthal und des Achdorfer Lindenschattens" verfaßte lateinische Cantilena, deren Uebersetzung der Anhang zu „Juniperus" bietet, spiegelt eine Stimmung wieder, die in Scheffels Donaueschinger „Dienstzeit" diesen gar oft beherrscht hat.

„Aus des Schreibsaals dumpfem Gähnen
Fliegt zum Schwarzwald all mein Sehnen
Und das Herz strebt stark hinaus . . .
Dort ein Falk in reinen Lüften,
Gleich ich hier der scheu in Klüften
Eingeknaulten Fledermaus." —

Das zweite Gedicht „Tristitia amorosa" behandelt das Thema hoffnungsloser Liebe und ist in „Frau Aventiure"

dem „Einen aus Schwaben“ gleichzeitig mit dem stimmungsverwandten „Von Liebe und Leben scheidend“ zugewiesen.

Daß ihm aber auf seinen Pfaden in der Umwelt von Donaueschingen der gute Humor seiner Natur oft auch Rosen erblühen ließ neben den Dornen der Tristitia amorosa, darf uns ein tröstlicher Gedanke sein. Dem Duft der Schwarzwaldtannen, dem starken Anhauch vom brausenden Gefäll der Forellenbäche oder den Fluten des jungen Rheins hielt seine Melancholie nimmer lang stand. Sein „Juniperus“ ist auch davon ein Denkmal. Als er nach den Vorarbeiten die Quellheimat der Donau verlassen hatte, erging es ihm oft ähnlich wie dem Helden der Geschichte, der da bekennt: „Zwischen Bodensee, Rhein und Schwarzwald hebt auch manch stolzer Berg sein Haupt, und wenn ich Flügel trüge . . ., so wollt' ich wohl am liebsten zur Stelle über das blaue Meer zurück . . ., denn es muß etwas der schwäbischen Luft zugemischt sein, was uns hinaustreibt, weit in alle Welt, aber auch ein Zweites, was wieder heimwärts zieht mit starken Haken der Sehnsucht. Was an mir zieht zu den Höhen, die meine Wiege trugen, das ist die Pracht Gottes, die dort alltäglich vor den Fenstern sich aufthut . . . die Pracht Gottes in Land und See und Strömen und Alpengebirgen der Ferne . . .“

Im April 1859 setzte Scheffel trotz der freundlichen Abmahnungen des Fürsten von Fürstenberg es durch, von Donaueschingen los zu kommen. Er erhielt den erbetenen Urlaub, bis er einer früher übernommenen Verpflichtung entsprochen haben werde. Es trieb ihn nunmehr donauabwärts, in die Heimat seines eigentlichen Helden Heinrich von Ofterdingen, an die Stätten in Oesterreich, die für die Entstehungsgeschichte des Nibelungenlieds ihm so wichtig erschienen. Schon im Winter hatte er über diese Absicht an Eisenhart geschrieben: „im Frühjahr, wenn ich mobil und rüstig bin, muß ich auf den Fährten des Nibelungenlieds eine Reise machen, die mich von Passau donauabwärts führt und wobei ich das Land an der Enns und Steyer genau ins Auge fassen

werde. Auch Preßburg und Wien könnte noch in Betracht gezogen werden." Als er jedoch Mitte April unter den Segenswünschen seiner Freunde Donaueschingen verließ, konnte er den Plan noch nicht ausführen. Das Vaterhaus in Karlsruhe erhob ernste Ansprüche an ihn.

Der Vater, obgleich im ganzen noch kräftig, wurde in längeren Zeitperioden von schweren Ohnmachtsanfällen verfolgt, welche die seit Mariens Tod viel an Nervenschmerzen und starker Erregbarkeit leidende Mutter stets in Schreck versetzten. Vater und Mutter bedurften einer Stütze, nicht nur um ihretwillen, sondern auch wegen des armen verkrüppelten Sorgenkindes Karl, der an seinem Bruder mit jener selbstsüchtigen Liebe hing, die bei solch' armen Wesen sich so oft gegenüber denen ausbildet, auf deren Liebe sie ein natürliches Anrecht haben. Schon wiederholt war Joseph aus diesen Gründen ganz plötzlich heimberufen worden. Als er jetzt nach Hause kam, da fand er seine Eltern in einer Verfassung, die ihren Wunsch, ihn bei sich zu haben, begreiflich genug machte. Nirgends wurde ja die damals drohende Kriegsgefahr, die durch Napoleons frivole Abenteurerpolitik erschütterte Weltlage in Deutschland stärker empfunden als in dem direkt an Frankreich grenzenden Baden. Auch das Großherzogtum hatte gerüstet. Das stille Scheffelsche Haus in der Stephanienstraße war voll Einquartierung, dagegen war der langjährige treue Diener, dem speziell die Pflege des armen Karl oblag und der den schwer zu Behandelnden vortrefflich verstand, zu den Waffen einberufen worden. Scheffels Patriotismus geriet in mächtige Erregung. „Mein Plan war," schrieb er aus Karlsruhe an Arnswald, „erst zu Ihnen, — dann, was für meinen Heinrich von Ofterdingen, Klingsor und das Nibelungenlied notwendig, nach Oesterreich, von Linz an auf der alten Nibelungengeographie, nach Moelk, Bechelaren, Kremsmünster u. s. w., wo ich mir in meiner Art reichste Ausbeute verspreche . . . Aber . . . ist's nicht leichtsinnig, daß ich noch auf ruhig und arbeitsames Stillleben hoffe? Ein

gewisser felsenfester Glaube an den endlichen Sieg des Rechts läßt mich zwar immer darauf vertrauen, daß der französische Schwindel eines Tags wie eine Seifenblase zerplatzt ... aber es wird Kampf und Not kosten bis es dahin kommt ..." „Ob ich schaffend immer thätig sein kann ... Gott wird es fügen, wie's recht ist. Kommen aber die Franzosen siegreich herüber und geht alles einem Völkerentscheidungskampf entgegen, dann wird's auch für mich Pflicht werden, ins Gewehr zu treten. Wenn Sie mir dann, statt stiller Gastfreundschaft auf der Wartburg, einen guten militärischen Rat geben, wie und wo ich am besten als einfacher Soldat thätig sein kann, so bin ich dankbar."

Eingehender schrieb er an den Großherzog von Weimar:

„Die seit Monaten bedrohte Lage unseres Vaterlandes und die Ueberzeugung, daß Euer Königliche Hoheit in treuer Erfüllung hohen fürstlichen Berufes Erwägungen und Dingen ernstester Art zugewandt sind, haben mich pflichtschuldigst zurückgehalten, in dieser Zeit anders als in vorbereitender Arbeit für meine Wartburg-Erzählungen mein tägliches verehrungsvolles Gedenken zu bethätigen. Die gnädigste Zuschrift vom 11. Januar hat es mir von neuem in das Herz geschrieben, daß Euer Königliche Hoheit mit freundlichem Wohlwollen dem Entfernten und selbst dem Schweigenden zugethan sind; es bleibt mir dies ein süß Geheimnis, das mich auch jetzt noch ermutigt, die Bestrebungen der Poesie, mitten in einer Welt, die ihr in blutiger Kriegsarbeit auf lange Frist den Rücken wenden will, nicht für verloren zu halten.

Euer Königliche Hoheit werden aber mit mir einverstanden sein, wenn ich in diesen Tagen des Ernstes den Entschluß nicht fassen kann, sorglos heiter und weltvergessen der Dichtung zu Ehren in den herrlichen Räumen der Wartburg einzuziehen. Ebenso wenig wäre es geziemend, jetzt wo Oesterreich in Waffen steht, wie ein fahrender Schüler mit Zeichenmappe und Schreibbuch der Donau entlang zu wandern und sich in die Zeiten des Nibelungenliedes hinüberzuträumen, während die Gegenwart mit gewitterschwerem Antlitz uns Alle anschaut. Doch ist es meines Herzens Wunsch, Euer Königlichen Hoheit, bevor die Ereignisse auch unser deutsches Heimatland überfluten, noch Kunde zu geben, daß ich, so lange es möglich sein wird, Stimmung und Geist auf Ziele des Friedens und der Musen gerichtet zu halten, treu ausharren möchte bei dem Begonnenen.

Auf Ostern dieses Jahres wollte ich meine Entlassung aus dem seitherigen Dienstverhältnis nehmen. Sie wurde mir nicht erteilt, um mir zu zeigen, daß man mich auch an den Quellen der Donau gern hatte.

Zu anderer Zeit wäre ich darauf bestanden; in einem Augenblick aber, wo Jedem das Gefühl nahe liegt, der Heimat und dem, was die Schicksale bringen, nicht fern zu sein, wäre es mir schwer gefallen, definitiv meinen Abschied zu erklären. Dagegen verharrte ich ebenso entschieden darauf, der Arbeit, die Euer Königlichen Hoheit meine dankbare Anhänglichkeit beweisen soll, mich ganz widmen zu können. Ich habe mich darum auf ein Jahr freigebeten vom seitherigen Dienstgeschäft und sitze seit kurzem eingeschlossen bei meinen Büchern in meiner alten luftigen Stube im elterlichen Hause zu Carlsruhe. Das Bild Euer Königlichen Hoheit schaut von der Wand über dem Schreibtisch auf den Einsiedler herab, mahnend an glückliche Tage; die Phantasie zieht unter thüringischem Banner wider Ptolomaïs und den Sultan Saladin zu Felde.

Noch immer lebe ich in festem Vertrauen, daß ein guter Gott über deutschem Recht und deutschem Schwert wachen und die Angriffe der Untreue zerschellen wird. Dann — wenn der Wunsch der Engel: Friede den Menschen auf Erden! wieder eine Wahrheit ist, — stellen sich wohl auch jene Stunden ein, die Euer Königliche Hoheit in so warmfühlender kunstsinniger Weise der Wartburg zugedenken, die Stunden auf dem buchenumlaubten Söller, die Welt tief, tief unter uns und stiller Zitherklang unter dem abendlichen Himmel!

Einstweilen sammle ich als eine Biene für solche Stunden. Die Gewitter werden verbrausen und Gottes Regenbogen sich wieder über seinen Himmel wölben. Tritt aber die Not des Vaterlandes mahnend an Jeden, der noch zwei gesunde Fäuste hat, dann soll es auch um meine Viola nicht Schade sein, wenn sie welken muß, ehe sie geblüht hat.

Ich verharre, in ernster wie einst in fröhlicher Zeit

Euer Königlichen Hoheit

gehorsamst ergebener

Carlsruhe, 30. April 1859. Jos. Vict. Scheffel."

Den Namen „Viola" hatte er jetzt für das Wartburgwerk im Sinne; das Wort hatte im Mittelalter verschiedene Bedeutung. Es war die Bezeichnung für die Fiedel der Minnesänger; es bedeutete das Veilchen, das man geradezu noch „Viol" nannte. Viola war aber auch ein beliebter Mäd-

chenname und in den Gedichten „Aus Heimat und Fremde“ findet sich eines, das trägt die Ueberschrift „Biterolf an Viola.“ Wir kommen hierauf zurück.

Die politischen Ereignisse nahmen den angedeuteten Weg zum Aeußersten nicht. Oesterreich hatte sich allein gegen das mit Piemont verbündete Frankreich zu verteidigen und der Krieg blieb auf das Gebiet der Lombardei beschränkt. In Baden wurden von vielen die Niederlagen des Kaiserstaats bei Magenta und Solferino (4. und 24. Juni) und der demütigende Frieden von Villafranca (11. Juli) als nationales Unglück empfunden und Preußens anfängliche Zurückhaltung begreiflicherweise nicht in ihrer sich später für das Geschick der Nation günstig ausnehmenden Bedeutung, sondern als eine Politik des Eigennutzes verurteilt. Niemand aber vielleicht von allen seinen engeren Landsleuten empfand die Gegnerschaft zwischen Preußen und Oesterreich, die damals einen verschärften Charakter annahm, so schmerzlich wie unser Dichter, auf dessen Poetenträume der Konflikt als grelle Dissonanz wirkte. Es kam hinzu, daß sein Jugendfreund Karl Klose als Hauptmann im österreichischen Heere diente. Während der Tage der Kriegsgefahr hatte Scheffel in aller Stille dem „Juniperus“ die endgültige Fassung gegeben. Nun drängte es ihn, endlich an die Ausarbeitung der eigentlichen Haupthandlung der „Viola“ zu gehen. Die patriotische Tendenz hatte in seiner großdeutschen Gesinnung ihre Wurzeln. Seine Forschungen hatten ergeben, daß im Hohenstaufenzeitalter Herd und Hort einer wahrhaft volkstümlich deutschen, frisch dem Leben entquellenden Poesie von allen deutschen Ländern Oesterreich, das „freudige Osterland“, war. Seinem Helden, Heinrich von Ofterdingen, war dabei die Rolle eines Pioniers dieser frischen volksmäßigen Kunst zugefallen, der dieselbe in die Sphäre der nach französisch-höfischem Vorbild entfalteten Kunstpflege am Hofe des Landgrafen Hermann auf der Wartburg, dieser Heimstätte der Kunst im damaligen deutschen Norden, bringt. Indem er dort mit

dem Nibelungenlied als höchster Leistung seinen Gegnern die Spitze bietet, einer Dichtung, welche einen auch nordischen Stoff mit Elementen süddeutscher Geschichte versetzt und in süddeutsch frischer Weise behandelt zeigt, vollbringt er eine schöne That idealer Versöhnung des Gegensatzes von Nord und Süd im damaligen Deutschtum, von der sich mit Fug der moderne Dichter eine verklärende Rückwirkung auf das Deutschland seiner eigenen Zeit hatte erträumen dürfen. Und nun? Während der Plan zur Ausführung drängt, den Spuren seines Helden in dessen „osterländischen“ Heimat nachzuschreiten, muß er erleben, daß der alte Gegensatz von Nord und Süd im Vaterlande, der nach den Befreiungskriegen gegen Frankreich, der im Jahr 1848 bereits für gänzlich aufgehoben gegolten hatte, sich zum offen feindseligen Konflikt zuspitzt!

Doch seine längst geplante Reise führte Scheffel nun doch noch aus. Am Tage vor der Schlacht bei Magenta finden wir ihn in Passau. Vorher hatte er zwei Tage einer genauen Besichtigung des Hohenstaufen und seiner geschichtlich bedeutenden Umgebung — Kloster Lorch, Hohenrechberg — gewidmet. Wohl thun ihm diese ersten Reisetage gut; es wird „wieder hell in der Seele“ und er freut sich „an Gottes blauem Himmel und seinen Strömen und Bergen“ — nachdem ihn „Bücherstaub, Schreiberei und die unklare Lage des Vaterlandes“ in den letzten Wochen daheim „schwer mitgenommen und ganz arbeitsunfähig gemacht.“ Aber wie hätte ihm die weitere Reise in das darniederliegende Oesterreich jener Tage eine frische Anschauung vom „freudigen Osterlande“, in welchem sechshundert Jahre früher sein Ofterdinger zum Dichter des Nibelungenliedes reifte, vermitteln sollen? Statt von Eindrücken voll Bezug auf die Zeit Leopolds des Glorreichen zu berichten, fließt die Feder von Tagespolitik über und spricht von der Teuerung und der Verwirrung des Münzfußes, die im Lande herrschen. Am 25. Juni war er in Bechlaren, aber den Kontrast zwischen seinen Absichten und der Wirklich-

keit fand er so drastisch, daß er sich schon versucht fühlte, einen „drolligen Brief“ über den Unterschied des Bechlaren von heute und des zu Nibelungischen Zeiten zu schreiben, als seinem Humor die Nachricht vom Tode der Mutter des Großherzogs von Weimar ein jähes Ende bereitete. „Meine Wanderung in Oesterreich wird nicht lange dauern; ein Land, das leidet, soll man nicht als Tourist durchstreifen“: diese Erkenntnis ist das Fazit seiner Eindrücke.

Ein inniges Bedürfen, sich aus den zerstreuenden modernen Erlebnissen in Oesterreich in die Weltabgeschiedenheit der geliebten Wartburg zu retten, ergreift ihn, und nach kurzem Aufenthalt in Wien und Prag fährt er stracks nach Thüringen, um sich in der für seinen Roman so bedeutsamen Gegend von Reinhardsbrunn näher umzuthun, ehe er „wie ein fahrender Sänger vor sechshundert Jahren“ an der Schwelle der Wartburg Einlaß begehrt. Am 6. Juli schreibt er von Friedrichsroda dem Kommandanten, ungemein erfrischt durch den Genuß der Thüringer Waldluft:

„Endlich führt mich mein unsteter Weg in Thüringens friedliche Berge, denen ich mich aus Oesterreich von Herzen entgegengesehnt habe. Den Kopf voll guter Gedanken, das Herz von dem einzigen Wunsche belebt, bald an künstlerische Gestaltung des Ersammelten gehen zu können, steige ich zur Zeit in den Abhängen des Inselsbergs, im Baumschatten von Reinhardsbrunn und den mich so sehr an meinen heimischen Schwarzwald gemahnenden Tannenwäldern von Friedrichsroda umher, um noch einige Lokaleindrücke der Reinhardsbrunner Umgebung zu gewinnen. Dieser Brief soll nun als Bote bei Ihnen anfragen, ob es nicht ungelegen sein wird, wenn ich in nächster Zeit schon mich dem teuren Kommandanten der Wartburg als Gefangener melde. Ich weiß nicht, ob Sie vielleicht eine Sommerreise unternehmen, oder ob sonstige Verhältnisse es ratsam machen, daß ich etwas später mich einstelle. Bitte daher, mich mit ein paar Zeilen zu benachrichtigen, ob ich Ihnen recht komme oder ob ich hier, — wo ich auf das angenehmste mitten in meinen Traumgestalten weilen kann, mich noch etliche Zeit eingenistet halten soll. Es ist gegenwärtig viel Ruhe und Weltabgeschiedenheit Not, um den Sinn aus der Gegenwart heraus der Vergangenheit zugewendet zu erhalten ... in Oesterreich war's nicht möglich“ ... „Der Gegensatz des idyl-

lischen Waldlebens hier und des aufgeregten Ernstes, in dem ganz Oesterreich fieberhaft befangen ist, ist wahrhaft ein großer!“

Da Arnswald zur Kur in Wildbad war, konnte sich Scheffel des Wanderlebens im Wald bis Anfang September erfreuen. Er that dies zunächst nach Herzenslust in den schönen Umgebungen von Reinhardsbrunn. Die Rückkehr der Thüringer vom Kreuzzug mit der Leiche des Landgrafen Ludwig, die feierliche Beisetzung desselben in der Ahnengruft der Klosterkapelle wurde nun vor seiner Anschauung lebendig und aus der Schar der trauernden Schildträger trat eine Gestalt hervor mit den treuen Zügen des väterlichen Freundes, den er auf der Wartburg eben wieder hatte begrüßen wollen, begabt: Biterolf, der aus Thüringen gebürtige Teilnehmer am Sängerkrieg, den er sich als ritterlichen, lebensfrohen, poetisch gemuteten Weidmann des Thüringer Waldes vorstellte, der mit dem Landgrafen Ludwig vor Ptolemaïs gewesen war und seine Leiche mit in die Heimat geleitet hatte.

Und wie ehemals, als er sich mit den Gestalten des Trompeters von Säkkingen und Margarethas trug, erging es ihm jetzt: was seine eigene Seele empfunden, als er an der Donau den Spuren des Meisters Konradus und des Ofterdingers nachzog, gleich diesen die Sehnsucht nach der Vollendung einer großen Dichtung im Herzen, was er erquickt empfand beim Nadelduftanhauch des Thüringer Waldes, beim Beschreiten des Rennstiegs, beim Verweilen am Grabmal des Landgrafen Ludwig, es quoll auf zum Lied und verschmolz bei der Gestaltung mit der Ausdrucksweise und Empfindungsart der Personen, denen er ähnliche Situationen nachempfand. Es entstand, ohne daß sie lange geplant gewesen wären, frisch und echt, eine ganze Reihe der Lieder, welche, dem vom Kreuzzug heimkehrenden Biterolf, dem die Stiraburg verlassenden, mit seiner treuen Fiedel gen Thüringen fahrenden Ofterdinger u. a. in den Mund gelegt, drei Jahre später im Liederbuch „Frau Aventiure“ eine sich ergänzende Vereinigung fanden. Wie eine Erlösung kam es über das vom gelehrten

Thun zurückgestaute poetische Wesen des Dichters und äußerte sich frank und frei in der ihm jetzt naturgemäßesten, der lyrischen Form. Die trüben Heimsuchungen seines Geistes und Gemütes durch Krankheit verglich er mit den Nachwirkungen der Lagerseuche, die den getreuen Biterolf übers Meer heimwärts begleitet hatten, und mit ihm sang er:

„Will je, der Meerfahrt Rest, an mir
Ein Wüstenpesthauch zehren,
Such' ich im Nadelholz Quartier,
Ihn siegreich abzuwehren:
Denn das ist deutschen Waldes Kraft,
Daß er kein Siechtum leidet
Und alles, was gebrestenhaft,
Aus Leib und Seele scheidet.

Daß ich wieder singen und jauchzen kann,
Daß alle Lieder geraten,
Verdank ich nur dem Streifen im Tann,
Den stillen Hochwaldspfaden:
Aus schwarzem Buch erlernst du's nicht,
Auch nicht mit Kopfzerdrehen.
O Tannengrün, o Sonnenlicht,
O freie Luft der Höhen!"

Und beglückt und gehoben von diesem unerwarteten Werdeprozeß zog er — ein fahrender Sänger, wie seine Helden — durch die Wälder des schönen Thüringer Landes hin, forschte den Spuren der ritterlichen Vögte des Landgrafen Hermann nach, von denen der „von Tenneberg" einer der kühnsten gewesen, und gelangte so zu den Trümmern von dessen einstiger Burg bei Walthershausen mit der Riesenlinde, in deren Laubdach ein Gerüst mit Geländern einen schattigen Sitz beut. Und es entstanden hier die drei waldesduftigen Lieder vom spröden „Vogt von Tenneberg", den „Minne nie umfangen" und der „ein frühlingsseliger Mann" von Krieg und Weidwerk im „Lindenwipfelgrün" vor seiner Burg ausruht, mit dem guten Hausgesellen dem Wein traute Zwiesprache haltend, bis Gott Cupidos Geschoß ihn dort noch erreicht und

er, statt Kampfesweisen Wiegenlieder singend, zulassen muß, daß „im Lindengrün zum Trocknen jetzt gewaschne Windeln hangen“.

Glückselig wie ein Knabe, dem unerhoffte Ferientage zufallen, gab Scheffel sich sorglos und frohgemut dem „Streifen im Tann“ hin, schenkte er den poetischen Einfällen und Launen seiner Seele Gehör, ohne ihre Verwertbarkeit für die „Viola“ ängstlich zu prüfen; jene Stimmung überkam ihn wieder wie in den Tagen, da er auf den Waldpfaden des Harzes und Odenwaldes als heiterer Bruder Studio seine „Lieder eines fahrenden Schülers“ gesungen hatte, und es trieb ihn jetzt, die alten Motive aufzunehmen, aber sie kunstvoller und auf Grund der inzwischen erworbenen Kenntnis historisch farbenechter zu gestalten.

Auch den fahrenden Schülern, jenem lebensfrischen Element, das in dem Zeitalter der Staufenkaiser eine vermittelnde Rolle zwischen dem deutschen Volkstum und der sich absperrenden lateinischen Klosterwissenschaft sowie der nach Frankreich weisenden höfischen Kunstpflege gebildet hatte, war eine nicht unbedeutende Rolle in der „Viola“ zugedacht. Die alten Freunde seiner Jugendträume sollten ihr lustiges Tirilieren, ihre weltheiteren Spottlieder auch in die ernste Welt des Sängerkriegs auf Wartburg hineinklingen lassen. Die Muße nutzend, die ihm unerhofft geworden, zog er von Koburg über die thüringische Grenze in das Gebiet des Frankenwalds und der fränkischen Schweiz, in die waldgesegneten Gaue, wo Wolframs von Eschenbach Wiege und Walthers von der Vogelweide Sterbebett gestanden, wo die Bischofssitze von Würzburg und Bamberg in jenen Tagen des frühen Mittelalters das Reiseziel sangesfreudiger fahrender Schüler gewesen waren, und er jubelte selbst in die sonnige Landschaft dabei:

„Wohlauf, die Luft geht frisch und rein,
Wer lange sitzt muß rosten;
Den allersonnigsten Sonnenschein
Läßt uns der Himmel kosten.

Jetzt reicht mir Stab und Ordenskleid
Der fahrenden Scholaren,
Ich will zu guter Sommerzeit
Ins Land der Franken fahren!

Zum heil'gen Veit vom Staffelstein
Komm' ich empor gestiegen,
Und seh die Lande um den Main
Zu meinen Füßen liegen;
Von Bamberg bis zum Grabfeldgau
Umrahmen Berg und Hügel
Die breite stromdurchglänzte Au —
Ich wollt', mir wüchsen Flügel!" ...

Vom Staffelberg, wo sein Humor für die Abwesenheit des Klausners Ivo so triftige Gründe erfand, zog er hinüber nach Schloß Banz, der alten Benediktinerabtei des Frankenlands. Beim Gastwirt Johann Schooner im Schloß nahm er ein festes Standquartier und durchschweifte von hier aus die Gegend, den Main hinab bis zur alten Bischofsstadt Würzburg und südwärts in das geologisch so interessante Muggendorfer Höhlengebiet und gen Bamberg. In produktivster Stimmung durchwanderte er, einsam aber fröhlich, die „burgreichen Engthäler des dolomitischen fränkischen Juragebirgs", die er in den Liedern des „Exodus cantorum" so anschaulich und farbenreich nun schilderte. Dort hauste auf der Burg seiner Väter ein ihm artverwandter Mann, der Freiherr Hans von und zu Aufseß, von dem er schon manchen schriftlichen Aufschluß erhalten hatte, denn Aufseß war der Gründer und erste Direktor des „Germanischen Museums" in Nürnberg. In diesem befand sich eine Sammlung der Musikinstrumente, die zur Zeit der fahrenden Spielleute und Minnesänger in Gebrauch waren; auch sie wurde von Scheffel besichtigt. Denn auch die poetischen Anschauungen, die ihm seine Studien vom Leben der ritterlichen Sänger vermittelt hatten, drängten zum Gedicht. Noch fehlte ihm so manche Lösung wissenschaftlicher Fragen, deren er für das weitere Gestalten des großen Romans bedurfte. Die Empfindungswelt

seiner Helden war ihm jedoch schon völlig vertraut und es trieb ihn nun auch in der Welt der fränkischen Burgen, sich in diese Seelenzustände zu versetzen und ihnen lyrischen Ausdruck zu leihen. Und wenn er den sangesgewaltigen Frankenritter von Eschenbach jetzt singen ließ, daß ihm mitten auf reisiger Fahrt es oft im Grunde der Seele aufrausche „wie ein fernes Saitenspiel“:

„Viel zu eng däucht mir die Weite,
Viel zu schmal die Breite dann,
Fremd Gebild ist mein Geleite,
Fremder Zauber starrt mich an“ ...

wenn er ihm, der als Seher den Gestalten der in ihm reifenden Parzivaldichtung nachzieht, das Bekenntnis auf die Lippen legte:

„Nach dem Urborn alles Schönen,
Nach der Dichtung heilgem Gral
Zielt mein abenteuernd Sehnen,
Und ich selbst bin Parzival“ —

so war das ein Echo aus der eigenen Seele, der es ähnlich ging: denn er selbst fühlte sich in solchen Momenten dichtenden Schauens als Wolfram von Eschenbach, und er selber ward, dachte er an seinen Haupthelden, Heinrich von Ofterdingen!

Aber auch den Eindrücken, die der Tag brachte, gab er sich sorglos mit dichterischer Empfänglichkeit hin. Die versteinerten Ungetüme der Vorzeit, welche in dem Museum geologischer Funde im genannten Schloß Banz aufgestellt sind, weckten in ihm mit dem Gedenken an die Drachentöter der Heldensage den kulturhistorisch so echt empfundenen „Bericht vom Meerdrachen“, das Verweilen in der alten, mitten im Wald aus Steinplatten hergestellten Andachtskapelle der einstigen Benediktiner von Banth, dem Arboretum recreationis, entstieg seiner Seele der innige „Waldpsalm“, und der Vergleich mit seiner jetzigen Stimmung und der, die ihm noch vor wenigen Monaten den Aufenthalt daheim unerträglich gemacht hatte, erzeugte in seiner Phantasie den Mönch Nico-

demus. Von krankhafter Melancholie so überreizt und empfindlich geworden, daß ihm selbst die von Mücken bereitete Belästigung als ein unerträgliches Leiden erscheint, wird dieser durch den unvermuteten Anblick der schönen Gotteswelt im Licht der ersten Morgensonnenstrahlen bekehrt.

„Fröhlich Herz bezwingt den größten Drachen,
Traurig Herz erliegt im Mückenkampfe“ . . .

mit dieser beglückenden Weisheit, in deren Verkündigung der „Bericht von den Mücken“ seines „Mönchs von Banth“ gipfelt, trat er Anfang September den Weg auf die Wartburg an. „Meine Liedermappe,“ schrieb er in dem Anmeldebrief an Arnswald, „ist merkwürdig angewaschen; ich werde freilich nicht alles für das Buch brauchen können, aber es ist besser, wenn es so unter Gottes freiem Himmel im Ueberfluß zuströmt, als wenn man auf der Studierstube mühsam am Schwefelholz schnitzen muß.“

Zwei Jahre waren vergangen, seitdem er auf der Wartburg vor dem Bilde Schwinds vom Sängerkrieg dem Großherzog die Zusage gemacht hatte, dasselbe Thema als Dichter zu behandeln. Viel Arbeit, Leid und Sorge hatte sich in diesem Zeitraum für ihn zusammengedrängt. Aber er hatte auch viel zuwege gebracht. Er hatte seinen Pflichten als Bibliothekar zu seines Auftraggebers wie zu seiner eigenen Befriedigung genügt. Er hatte für die geplante Dichtung den größten Teil der wirklich nötigen Vorstudien, so umfangreich sie waren, hinter sich gebracht, und in Prosa wie Vers das Werk um ein Beträchtliches bereits gefördert. Er sah den Plan des Ganzen im Umriß vor sich und hatte dem sagenhaften Stoff einen historisch wie poetisch bedeutenden Charakter verliehen. Die Lieder, die ihm die Muse neuerdings eingegeben, wollte er, ähnlich wie im „Trompeter“, soweit es thunlich in die große epische Dichtung einfügen. Die lateinischen Schülerlieder im „Juniperus“ zeigen uns, wie er sich jetzt dies Verfahren wohl dachte. Die patrio-

tische Tendenz, die ihn bei alledem beseelte, hat in dem Gedicht „Der Rennsteig“ in „Frau Aventiure“ seinen Ausdruck gefunden: da schildert der alte Biterolf einen Grenzgang als Waldvogt und am Schlusse heißt es:

„Ein Deutschland nährt den Thüring, Hessen, Franken,
Und echter Liebe setzt kein Markstein Schranken.“

2. Der Bergpsalmist. Frau Aventiure.

Den guten gesegneten Sommertagen, die der Dichter im Thüringer- und Frankenwald zugebracht hatte, folgte auf der Wartburg ein nicht minder günstiger Herbst und sowohl auf seiner Klause im Turm, wie in den so behaglich ausgestatteten Räumen der Kommandanten-Wohnung im Ritterhaus, wie in den Prachtgemächern des Palas, welche um diese Zeit auf länger von dem Großherzog und seiner Gemahlin bewohnt waren, fand er während des Septembers und Oktobers 1859, die er oben verweilte, gar gute Stunden. Das schöne Gedicht „Wartburgdämmerung“, das er bald nach seiner Ankunft in das Album der Wartburg eintrug, von wo es später in „Frau Aventiure“ überging, war ebenso ein Bekenntnis innerlichst empfundenen Glückes und Dankes, wie das Lied, das er am 8. November zum Abschied mit einem „Auf Wiedersehen“ in dasselbe einschrieb und später zur Grundlage eines anderen Gedichtes, „Wartburg-Abschied“, in der genannten Liedersammlung machte.

Er hatte sich von seiten der großherzoglichen Herrschaften der freundlichsten Teilnahme zu erfreuen und fand im Heim des wackeren Arnswald eine stets sich gleichbleibende, wahrhaft freundschaftliche Ansprache. Seine eingewurzelte Abneigung gegen alles ceremonielle höfische Wesen hinderte ihn nicht, die „kunstverklärten Stunden“ im Verkehr mit dem kunstsinnigen Fürstenpaar unbefangen zu genießen. Auf Grund seiner bisher gemachten Studien lebte er sich in das architektonische Wesen der Burg, in ihren Zustand zur Zeit des

Landgrafen Hermann so ein, daß ihm das Treiben der Minnesänger an dessen Hof nun ganz lebendig vor der Seele stand. Und sein eigenes „Gastieren“ auf der Burg als ein am Hofe des Großherzogs warm bewillkommneter Dichter bot ihm Erlebnisse, die sich seinem Geist als Stoff für seinen Roman einprägten. Besonders wohl that ihm das verständnisvolle Interesse, das die Großherzogin Sophie seinen poetischen Plänen entgegenbrachte. Für ein im mittelalterlichen Stil abgehaltenes Bankett dichtete er Trinksprüche, die von einem Herold ausgebracht wurden.

Freilich, wenn fremde Gäste das Hoflager erweiterten, war ihm die Situation bisweilen unbehaglich geworden, und als mit dem 10. November die große Nationalfeier des hundertsten Geburtstages von Friedrich Schiller heranrückte, entzog er sich der Teilnahme an den in Weimar vorbereiteten offiziellen Festlichkeiten. „Seit vier Jahren,“ begründete er diese Scheu in einem Brief an den Großherzog, „macht mir ein nur zur Not überwundenes Gehirnleiden das Meiden aller größeren Versammlungen und Aufregungen zur unangenehmen Notwendigkeit, hält mich von jedem Besuch des Schauspiels und lebhafterer Geselligkeit fern und beschränkt mich auf ein selten unterbrochenes Leben in Einsamkeit und Natur.“ Von der Wartburg schied er, durchdrungen von dem Gefühl der Verpflichtung, bei seinem nächsten Besuch mit dem fertigen Werk einzukehren.

Auf der Rückreise wurde er in Heidelberg Zeuge der dortigen Schillerfeier; als der großartige Festzug an ihm vorüberwogte, konnte er eine Thräne der Rührung nicht unterdrücken über diese Offenbarung idealer Gesinnung im Volke. Und als er am nächsten Tag in Karlsruhe anlangte und die Eltern nicht daheim antraf, weil diese dem Fackelzug der Polytechniker zu Ehren Schillers beiwohnten, da wirkte der Anblick der im Wohnzimmer festlich aufgestellten Schillerbüste wiederum so erschütternd auf ihn, daß er in Thränen ausbrach.

Was ihm die Thränen in die Augen trieb? Zunächst

ein Brief, den er daheim vorfand, ein Brief von seinem Freunde Anselm Feuerbach, dem Maler. Wir sehen dies aus seinem Schreiben an den Großherzog von Weimar vom 5. Dezember 1859, in dem es heißt:

„Der erhebende Nachklang dieser Tage giebt mir auch den Mut, mit einem ersten Anliegen vor Eure Königliche Hoheit zu treten. Ich wage es nur, eingedenk eines früheren hochherzigen Wortes, das mich ermächtigt, von Strebungen und Notständen im Bereich deutscher Kunst Nachricht geben zu dürfen, und in der Gewißheit, daß es sich um Kunst im reinsten und eminentesten Sinne handelt und daß, wenn Eure Königliche Hoheit sich zu einem fürstlichen Einschreiten veranlaßt finden würden, ich diesmal, um mittelalterlich zu reden, mit meinem Kopf bürgen kann, daß es dankbarster Annahme gewärtig sein darf.

Die Schillerfeste haben der ganzen Nation an den Geschicken ihres Poeten gezeigt, daß auch die Geister ersten Ranges im Laufe ihrer Entwicklung in Bahnen geraten können, wo es an einem Faden hängt, ob sie in Zwang und Verkümmerung elend einsumpfen oder aber — in neuer und reiner Atmosphäre die Flügel des Genius regen und entfalten sollen.

Und der Dank der Späterlebenden heftet sich dann an die, die in solch kritischer Zeit mit starker Freundeshand den unstät Treibenden aufrecht hielten und hoben.

Aber die meisten von den weisen Germanen, die solche Zustände des Künstlerlebens recht gut kennen und selbst in längeren Reden und historischen Beispielen zu erläutern verstehen, haben doch kein Auge und kein Herz, wenn sich's, statt um tote, längst anerkannte, — um werdende, noch strebende und ringende Künstler handelt. In Deutschland macht das viele und gelehrte Reflektieren die frische und liebevolle Anerkennung des Genius sofort und unmittelbar bei seinem Auftreten, ohne daß er erst berühmt und gestorben wäre, schier zur Unmöglichkeit. Und darum geht mancher treffliche Keim, den ein günstiges Gestirn nicht zu rechter Zeit seinen Karl August finden läßt, schweigend und niedergeschwiegen zu Grund, ohne das zu leisten, was er „groß auf großem Bezirk" hätte leisten können, wenn er Raum gefunden.

Königliche Hoheit! Dieser Jammer wiederholt sich trotz aller Schillerstiftungen und Schillerfonds noch täglich, und daß er sich wiederholen kann, ist ein schweigender, aber begründeter Vorwurf für allen Festenthusiasmus, der da glaubt, Deutschland sei bereits das gelobte Land der Künste!

Am Tag des Schillerfestes fand ich Briefe aus Rom vor,

wonach einer der bedeutendsten, talentvollsten und liebenswürdigsten deutschen Historienmaler — nachdem auch sein letztes großes Bild, dem er alle stille Glut eines edeln, sich selbst verzehrenden Herzens eingehaucht, Dante, umgeben von edlen Frauen aus Ravenna, unbeachtet und ungekauft den Gang durch die Heimat gemacht — genötigt ist, diesen Winter statt neuen Schöpfungen nachzusinnen, Akte im Antikenkabinett und Porträts zu malen ums liebe Brot ... Dieser Maler ist Anselm Feuerbach ..."

Scheffels edle Mahnung an die Munifizenz des Großherzogs hatte den schönsten Erfolg.

Der Gedanke an Schiller, dessen hundertsten Geburtstag die deutsche Nation mit so einmütiger Begeisterung beging, war aber auch für den Dichter selbst eine ernste Mahnung. Als ihm vor zwei Jahren Arnswald die ersten Anträge übermittelt hatte, allmählich in ein ähnliches Verhältnis zu treten, wie es einst der Dichter des „Götz" in Weimar gefunden, und er zurückhaltend geantwortet hatte, schrieb seine Mutter an den Freund: „Was Joseph vor Weimar scheu macht, ist der Gedanke an die großen Geister — Goethe, Schiller, Herder — in solche Fußstapfen treten zu sollen, erscheint seiner Bescheidenheit ein vermessenes Wagstück. Er fürchtet, ein allzu schwaches Reis am alten großen Dichterbaum zu werden." Seitdem hatte er, angeregt durch die Beziehungen zu Weimar, neben all seinen anderen Studien auch den Werken dieser Großen ein erneutes tiefgehendes Interesse gewidmet. Goethes Geist war es gewesen, der ihn mitten unter den mühsamen Vorarbeiten zum „Juniperus" im Frühling dieses Jahres, einer Erleuchtung gleich, mit der Mahnung überkommen war, über solchem Wühlen im Schutte der Vergangenheit doch nicht die Hauptsache aller Poesie zu vergessen: nur das Bedeutende im Fühlen, Denken und Handeln aus dem breiten Stoffe des Lebens und der Geschichte zum Gegenstand der Dichtkunst zu machen, nur das lebendig Wirksame den Zuständen vergangener Zeiten zu entnehmen und zu verdichten. Folgende Stelle aus einem Brief an Ludwig Eichrodt giebt uns darüber Auskunft. „Um „J. W. Goethens Schriften, vierter Band" nicht

allzulang zu behalten, schicke ich sie mit bestem Dank zurück. Man freut sich der Löwentatzen an dieser Sammlung von Aufsätzen des damals Dreißigjährigen. Unsere frommen Vorväter haben sich bei Zeiten daran gemacht, ihre Welt zu erobern. Wir Marodeurs von heutzutag trinken zu viel Bier und sind fauler geworden. Bis einer jetzo z. B. dem Hutten beikommen will, meint er sich durch Philologie und Litteraturhistorie so lang durchschinden zu müssen, bis ihm die einfache Erkenntnis, daß es sich um sprühenden blitzenden, ins Jahrhundert hinein wetterleuchtenden Geist handelt, schier zu Tode gequetscht ist."

Wenn Scheffel an den Werken Schillers, an dessen „Tell", die eigenen Bemühungen maß, den nebelhaften Stoff des Sängerkriegs mit allen Hebeln und Winden der Forschung seinem künstlerischen Wollen brauchbar und fügsam zu machen, konnte es an Anwandlungen von Kleinmut nicht fehlen. Ueber welche geniale Schöpferkraft hatte Schiller verfügt, als er im „Tell" die Schweiz schilderte, ohne je eine einzige Alpengegend betreten zu haben! Als Goethe auf der italienischen Reise mit dem Manuskript des „Tasso" im Koffer nach Ferrara kam und gewahr ward, wie wenig Spuren der Ort von seiner einst glänzenden Vergangenheit aufwies, da eilte er weiter, „als sollte", wie Erich Schmidt es ausdrückt, „die ideale Residenz des ‚Tasso' nicht durch eine herabgekommene Gegenwart erniedrigt werden." Und hatte nicht er selber nach der Vollendung des „Ekkehard" mit stolzen Worten in der Vorrede es ausgesprochen, daß dem Künstler, dem die Natur „kein gelehrtes Scheidewasser in die Adern gemischt habe", kraft seiner Phantasie aus wenig gegebenen Anhaltspunkten ein Bild vergangener Zustände aufgehe?

Andererseits aber hatte er sich damals auch mit Recht freudig gerühmt, an einer neuen großen Bewegung, der des Realismus, teilzunehmen. Er hatte sich selbst erfüllt empfunden von einem neuen Prinzip auf dem Gebiete der poetischen Kunst, in welchem die naturwissenschaftliche

Analyse, im besondern die Erkenntnis des Zusammenhangs zwischen Landschaft und Volkstum, Volkstum und Individuum als bewegende Kraft wirkte, eine Erkenntnis, mit der die großen Dichter der klassischen Zeit nicht gerechnet hatten und die der Poesie ganz neue Motive zuführte. Um wie viel näher stehen die Personen in Scheffels „Ekkehard“ ihrer besonderen heimischen Erde als die für die Freiheit der vier Waldstätte zum Kampf aufgestandenen Schweizer Landleute, die in Schillers in anderer Beziehung so vollendetem dramatischem Gedichte sich auf dem Rütli zum feierlichen Schwur vereinen! Charakteristische Persönlichkeiten darzustellen in ihrem Verhältnis zu besonders gearteter Landschaft und besonders geartetem Volkstum, sowie zu dem Walten der Geschichte einer bestimmten, in besonderer Gärung begriffenen Epoche war der Gegenstand seines „Ekkehard“ gewesen. Es war dies in der That ein Unternehmen, das viel eindringendere exakte Studien auf dem Gebiete der Orts- und Altertumskunde forderte, als Schiller und Goethe zu einem ihrer poetischen Werke hatten aufwenden müssen. Daß er diese Schwierigkeit in verhältnismäßig kurzer Zeit so spielend überwunden hatte, das verdankte er aber, wie wir sahen, seiner Vertrautheit mit dem Stoffe von Kindheit an, verdankte er der Thatsache, daß er sich als Dichter auf dem Boden der Heimat, der großen alemannischen Heimat, bewegen durfte. Dies brachte er jetzt nicht in Anschlag. „Die Art, wie der Dichter des Ekkehard eine Fülle Materials mit unmerklichem Zug in Fleisch und Blut verwandelt,“ sagt Adolf Stern treffend in seiner „Geschichte der neueren Litteratur,“ „entzieht sich der Nachahmung.“ Das galt auch für ihn selbst! Und bei dem neuen, ihn nach allen vier Himmelsrichtungen verweisenden Wartburg- und Nibelungenstoff hatte sich die Kehrseite seiner Methode bereits in verhängnisvollster Weise geltend gemacht. Um irgend eine wissenschaftliche Konjektur bestätigt zu erhalten, war er hierhin, dorthin gereist, vom Oberrhein nach dem Niederrhein, von Thüringen nach Paris, von den Quellen der Donau in

Schwaben den Fluß hinab nach Oesterreich, und an Ort und Stelle erhielt er dann Eindrücke, die ihm nicht nur jene Konjektur oft grausam zerstörten, sondern auch bei seiner Empfänglichkeit für landschaftliche Reize und die Komik des realen Lebens seine Phantasie auf ganz andere Bahnen lenkten. Der Zusammenhang zwischen dem Volkstum und der hervorragenden Persönlichkeit, zwischen der Landschaft und dem Seelenleben der Menschen, zwischen dem Einzelschicksal und der Geschichte, hatte auch jetzt wieder seiner Betrachtungsweise eine eigentümliche Richtung gegeben. Das vorige Kapitel hat gezeigt, wie er gerade auf diese Weise dazu gelangt war, den Ofterdinger als Vertreter einer süddeutsch heiteren volkstümlichen Kunst aufzufassen, der an der Donau dem Nibelungenlied seine neue Gestalt giebt. Mit dieser Hypothese war aber auch das „gelehrte Scheidewasser“ in seinen Adern in Wallung geraten, hatte sich seinem Forschertrieb eine unbegrenzte Perspektive eröffnet. Denn die Voraussetzung der Ofterdingischen deutschen Fassung des Nibelungenlieds war die Existenz jenes lateinischen Nibelungenlieds des Schreibers Konrad von Passau, dieses aber wies auf alte Dichtungen zurück, deren Ursprung bis in die Zeit der Völkerwanderung und hinter dieselbe zurückreichten. Aber wie schwere Zweifel ihn jetzt quälten, ob er auf dem rechten Wege sei mit seinem Forschen, aufgeben wollte er das Unternehmen um keinen Preis; er wollte seine Vollendung vom Schicksal ertrotzen oder darüber zu Grunde gehen!

Mit dieser Stimmung ging er jetzt daheim an die Arbeit. Aber statt frisch darauf los an die Kapitel zu gehen, welche dem „Juniperus“ eine Fortsetzung zu geben und den Leser nun nach Reinhardsbrunn und auf die Wartburg zu führen hatten, begann er wieder mit historischen Studien über die Entstehung des Nibelungenlieds zur Zeit Pilgrims von Passau. Er vergrub sich völlig hinter seinen Büchern, starb ganz ab für die Mitwelt, bis um Neujahr „eine leise Kongestion nach der rechten Stirngegend“ mahnte, daß vorerst genug gesessen und gebüffelt sei. „Mein Fehler war, daß ich

auch abends — da ich wenig nähere Bekannte hier habe — nicht ausging und mich nicht zerstreute." Bei seinem zähen Streben, den Geist ganz und gar in die alten Zeiten zu versenken, um den Stoff, der unter seinen Händen „beständig wuchs und sich verwandelte", trotz alledem zu meistern, war es kein Wunder, daß seine erregbare Natur dagegen reagierte. Er klagt über die Aufgeregtheit seiner Umgebung: „Gothaer und Würzburger Politik und Konfessionshader wegen des Konkordats mit Rom macht die Leute allenthalben streitbar und schwer erträglich." Wie empfindlich mußte auch gerade jetzt ihn, dessen Dichtung im innersten Wesen den organischen Zusammenhang zwischen Deutschösterreich und dem übrigen Deutschland zum Gegenstand hatte, das Anwachsen der Gothaer Politik in Baden treffen, für das er von dem preußischen Uebergewicht kein Heil erwartete. Aber nachdem er eine Reihe von klaren Januartagen in Baden=Baden bei einem Freund der Familie, dem Major Maler, der eine schöne Villa dort besaß und allein bewohnte, zugebracht hatte, auch „fleißig herumgelaufen" war, kam der rebellische Körper scheinbar wieder in Ordnung. Er arbeitete jetzt vernünftiger, seine Stimmung wurde ruhiger, und als der Frühling seine ersten Grüße über die kahlen Bäume des Hardtwalds in seine Klause sandte, da öffnete sich sein verkümmertes Herz der Verheißung: „Nun, armes Herz, vergiß der Qual, — nun muß sich alles — alles wenden!" Auch seinem so trostlos vereinsamten Dichterherzen schien ein herrlicher Frühling zu tagen.

Auf seinen Reisen nach Thüringen und zurück hatte er bald auf mehr, bald auf weniger Tage in Heidelberg Station gemacht und dabei stets in dem Hause der ihm von Weinheim her befreundeten Familie Artaria, die inzwischen nach der Neckarstadt übersiedelt war, herzliche Aufnahme gefunden. Das Glück seines Jugendfreundes Julius Braun als Bräutigam der älteren Tochter Rosalie, belebte in Scheffel die Hoffnung, auch noch einmal solch Liebesglück zu gewinnen. Neben

Rosalie, die mit Scheffel auf sehr gutem Fuß stand, war im Laufe dieser letzten Jahre die jüngere Schwester, Julie, zu einem bildhübschen Mädchen herangeblüht. Als sie ihm bei der letzten Durchreise, da er noch in leidlich gehobener Stimmung von der Wartburg zurückkehrte, in all ihrer knospenhaften Anmut entgegentrat, prägte sich ihr liebreizendes Bild in seine Seele mit zwingender Gewalt ein und in der Zeit des erwachenden Frühlings, die ihn wohl öfter nach Heidelberg hinüberführte, wuchs in ihm die Hoffnung, die Holde zur Gattin zu gewinnen. Von Seiten der Familie glaubte er auf gute Aufnahme seines Antrages rechnen zu dürfen. In der zweiten Hälfte des März erhielten Scheffels Eltern und er selbst eine Einladung zu einem kleinen Fest im Hause der Familie von Roeder, das von den Damen veranstaltet war. Auf demselben wurden lebende Bilder gestellt und Julie — nach dem Zeugnis von Scheffels Mutter „schön, lieblich und anmutig, wie man selten etwas sieht“ — war die Hauptdarstellerin. Unter anderem erschien sie als Elfin, die den schlafenden Hüon im Kahn über die Wogen des Lebens führt. „Sie war reizend,“ schrieb darüber die Mutter an Arnswald. „Wir brachten noch einen Teil des folgenden Tages in der Familie zu — und glaubten, alles sei schon im Reinen, es sei ein herrliches Lied ohne Worte, dem nur die Schlußkadenz noch fehle.“ Heimgekommen, übersandte ihr Joseph sogleich ein Armband, das ihm die Gräfin Guilleminot für seine künftige Braut geschenkt hatte. Er legte ein Gedicht und einen Brief dazu, der ihr seine Liebe gestand. So war man in Erwartung der Antwort, die aber gänzlich schon entschieden schien, so entschieden, daß der alte Herr Major sich schon freudig bereit hielt, um mit Joseph nach Heidelberg zu fahren und „sich das Bräutchen zu beschauen.“

Die so sehnlich, so zuversichtlich erwartete Antwort brachte dem Dichter aber wieder eine schwere Enttäuschung. Das noch sehr junge Mädchen, das nach anderem Zeugnis „unter dem wundervollen Kopf einer Clytia das Naturell

eines emsigen Hausmütterchens besaß," hatte den Aufmerksamkeiten des Dichters, der sich mit ihrer geistvollen Schwester viel besser verstand als mit ihr, kein Gewicht beigelegt. Sie hatte eine entschiedene Abneigung gegen „exaltierte Leute," und Scheffel zählte bei ihr zu diesen. Dagegen hegte sie schon jene Neigung, die einige Zeit später zu ihrer Verheiratung mit dem Amtmann C...... führte. Der Wunsch der Mutter Scheffels, die von einer Verheiratung ihres Sohns viel für dessen Gesundheit und Lebensglück erhoffte, und ihr Selbstgefühl hatten diese über alles hinweggetäuscht. Mit den Augen der Mutter hatte dann nach dem Feste auch ihr Sohn seine Aussichten angesehen. Die Enttäuschung war um so größer, und ihre Wirkung auf das krankhaft empfindliche Gemüt des Dichters äußerst unheilvoll. Seine Erbitterung wuchs, weil er sich auch diesmal wieder um seiner ungewissen Position willen, „in seiner Eigenschaft als Dichter", abgelehnt wähnte. Darüber kam er sogar mit Julius Braun auseinander.

„Es geht mir schlecht," schrieb er am 27. März an Arnswald. „Eine Herzensangelegenheit nagt an mir und veranlaßt mich, in den nächsten Tagen eine größere Reise zur Zerstreuung und Auffrischung halbvollendeter Arbeiten wiederum in die österreichischen Lande zu machen. — Ich habe das schönste Mädchen von Heidelberg erobern wollen ... es ging mir, wie den Sturmkolonnen an der Turris maledicta von Ptolemaïs ... Die Vorburg mit scheinbarem Sieg gewonnen, dann auf starken Feind gestoßen ... schwer gewundet in den Graben geworfen ... jetzt mit gesenkten Fahnen auf dem Rückzug, viel verloren, nur die Ehre und die Kunst nicht ...

Ich hab' seither nicht gewußt, daß solche Dinge so tief in den Menschen schneiden und die Seele in ungewohnte Sturmbewegung jagen ... Das Mädel war erst 18 Jahr alt und hat den Teufel darnach gefragt, was ich eigentlich bin und was ich für Gepäck mit durch die Welt führe, sondern nur, ob ich ihr gefalle, und dies war zur Zeit nicht der Fall ... so hat man den Meister Josephus mitleidslos abflattern lassen. Später kommt die Reue, denn das ist mein eigen Schicksal, erst verschmäht, dann mit sehnendem Verlangen zurückgewünscht; aber wer dem Meister Josephus einmal Nein gesagt, dem sagt derselbige Meister, und wenn alle Balken der Welt sich biegen möchten, niemals wieder ja — und so ist die Geschichte für alle Zeiten aus. Meine Mutter dauert mich, es geht

ihr sehr nah. Und daß ich selber mit Gewalt wieder auf irrende Bahn gejagt bin, thut mir auch leid ... es ist, als ob mein ganzes Leben nur den Herzblutsaft zu meiner Kunst abgeben solle."

Von dem Sturm, den dieses Erlebnis in seiner Seele anfachte, können wir uns erst die rechte Vorstellung machen, wenn wir bedenken, welche Aufraffung von Energie für den Melancholischen die Werbung gewesen war. Wie ein angeschossenes Edelwild, das seine Wunden im Wald verbirgt, trieb es ihn, sich in die Einsamkeit der geliebten Alpenwelt zu flüchten. Und ein einsamer Platz war es, den er aufsuchte, welcher wie wenig Orte in der Welt geeignet war, einer erregten Seele durch den Zauber anmutiger und großer Natureindrücke Frieden zu bringen: die Insel Frauenwörth im Chiemsee, in deren bäuerlich-gemütlichem Wirtshaus er in der frühen Jahreszeit jetzt ein von niemand behelligter Einsiedler wurde. Was er suchte wurde ihm hier zu teil.

Bis Mitte Mai, also beinahe zwei Monate, blieb er dort, seine Tage mit Studien über die Geschichte der Chiemgaugrafen, deren Geschlechte Pilgrim von Passau angehört hatte, mit einsamen Fahrten im „Einbaum", mit Zeichnen nach der Natur, mit Fischen und Angeln, mit Wanderungen ins Kaiserthal und andere lockende Gebirgsthäler verbringend. Er belauschte das Erwachen des Frühlings im Gebirg und „hörte nichts anderes als Vogelsang, Ruderschlag und Nonnenchöre." Dies weckte bald auch verwandte Klänge auf dem klarer wie je gestimmten Saitenspiel seiner verdüsterten Seele. Das damals in das Künstleralbum des Dumserschen Wirtshauses auf Frauenwörth geschriebene Gedicht verdeutlicht uns die unmittelbare Wirkung der „Nonnenchöre" und des Glockengeläuts vom Kloster der Insel auf sein Gemüt.

„Summend, singend, rein verklingend,
Süß ersterbend kommt der Ton,
Luft und Wellen führen schwingend
Seinen letzten Hauch davon.

Und die Rechte senkt das Ruder,
Im Gebet erschweigt das Herz,
Und mir ist, als trügen Engel
Eine Seele himmelwärts."

Der Gedanke an seine tote Schwester war wieder gar rege in ihm. Hatte ihn die Reise doch an München vorbeigeführt; betreten hatte er die ihm so teure, ihm so verhängnisvolle Stadt auch jetzt nicht wieder.

Und wie im letzten Sommer beim Wandern durch den Thüringer Wald der in seinem Herzen erwachte Frohmut ihn antrieb, den poetischen Gestalten, die seinen Geist erfüllten, ihr Empfinden lyrisch nachzugestalten als Widerhall der eigenen Empfindungsweise, so gab das Leben in der freien großen Natur des bayerischen Hochgebirgs seiner Schwermut eine ähnliche Richtung. Namentlich wieder sein Psalterbuch fahrender Schüler wurde jetzt von ihm, dem fahrenden Poeten, um manch kostbares Blatt vermehrt, indem er nun auch die düstere Seite des Lebens der Fahrenden zum Ausdruck brachte, das Flüchtige, Unstete ihres Lebens, dessen Eindrücke an ihnen vorüberblitzen wie die Städte, Seen und Flüsse, die dem Wanderer im Hochgebirg aus „vernebelter" Ferne herauf ihren Gruß senden:

„Flüchtig nur winkt es und flüchtig versinkt es
In das umflorende Dunstmeer zurück ...
So ist das Leben — sternschnuppig kaum blinkt es ...
So ist die Minne, die Hoffnung, das Glück."

Doch in den herrlichen Lenztagen, die er weiter in der schönen Umgebung und inmitten der Wellen des Chiemsees verlebte, brach schließlich auch aus der Düsternis seiner Verstimmung der Sonnenschein seines Humors. Aus dem badischen Oberland war ihm eine ehrende Einladung zugekommen, sich an der Feier von Hebels hundertjährigem Geburtstag am 10. Mai in Schopfheim durch Beitrag und Anwesenheit zu beteiligen. Er konnte zwar in letzterer Beziehung dem Rufe nicht folgen, als Ersatz aber schickte er den

herrlichen „Festgruß," welcher den Schluß seines „Gaudeamus" bildet. In einem Brief der Mutter lesen wir darüber: „Joseph hat zum 100jährigen Geburtstag Hebels einen Festgruß von köstlichem Humor geschickt für Schopfheim, den wir hier jüngsten Samstag bei einem Maiwein einigen Freunden vortrugen und der viel sanfte Wehmut und mitunter auch wahrhaft homerisches Lachen erregte. Es kam ein prächtiges Frühlingsgewitter dazu, das uns aus der Laube in die Gartenhäuser und von dort zuletzt noch in die unteren Zimmer zu Herrn von Mohl verjagte, der uns alle einlud, in seiner Gelehrtenstube die Hebelfeier fortzusetzen. Er selber trug die Schüssel mit dem duftenden Waldmeister voran . . ." Vater Scheffel hatte es sich nicht nehmen lassen, das lange Gedicht in alemannischer Mundart selbst der Gesellschaft vorzulesen. „Das Blatt zitterte oft in seiner Hand, aber die Stimme war frisch und es ergriff ganz besonders." Solche schlichtinnigen naturkräftigen Töne, wie sie sein Sohn hier gefunden hatte, konnten auch des gestrengen Alten Herz von Stolz auf den „wunderlichen" Dichter erschwellen machen.

„Im Baierland isch mi Station. Und gester
Do fahri uf 'me wunderblaue See,
Me seit em Chiemsee oder bairisch Meer,
Und find' en Insle, sunnig, suser, chli
Und friedli still. Es huuse Fischer dört
Und Chlosterfraueu immen alte Stift;
Lerm hört me wenig: numme Glockeg'lüt
Und Ruderschlag und froher Vögel G'sang.
Denn d' Vögel hen e liebi Herberg dört."

— — — — — — — — — —

„Und wieni mi verträumt im Gras dört streck,
Und wieni d' Stern am Himmel glizzre seh
Und wieder glizzren in der Wasserfluet,
So denki das und deis . . . und sag für mi:
Ihr liebi Stern, Liecht us der andre Heimeth,
Ihr liebi Stern, i wott, ich wär bi euch!"

Aus dieser stimmungsvollen Einleitung ergab sich die humoristische Idee zu der heiteren Legende vom Besuch beim

Meister Hebel auf dem Morgenstern. Um dieselbe Zeit ist auch die humoristische Epistel an den Dichterverein der Krokodile in München entstanden, die sich in der Nachlaßsammlung „Aus Heimat und Fremde“ findet und das prächtige Aventiurenlied „Die Herberge am See“ mit dem trutzigen Schluß: „Still liegen und einsam sich sonnen, ist auch eine tapfere Kunst.“

Am 20. Mai verließ er die stille Insel im Bayrischen Meer, um mit seinem Freund August Eisenhart eine Reise nach Salzburg und in das Salzkammergut anzutreten. Mondsee, Schafberg, Sankt Wolfgang und Umgebung, Ischl, Gmunden, Hallstadt, Aussee, Gosau waren zunächst die Stationen der Wanderfahrt. Ueberall sammelte er historische Notizen und ging den Spuren dieser und jener Persönlichkeit nach. In St. Wolfgang am Abersee machten sie längeren Aufenthalt; hier beim Anblick der alten Einsiedelei in der Falkensteinschlucht, die in den Jahren 972—77 der heilige Wolfgang, vordem Bischof von Regensburg, als stiller Klausner bewohnte, erstand ihm die Idee zu den „Bergpsalmen.“ Auch dieser Bischof war für ihn von erhöhtem Interesse. Er war ein Zeitgenosse Pilgrims von Passau und der Dichter vermutete, daß „auch er seine Hand in die lateinischen Aufzeichnungen des Nibelungenmeisters gestreckt“ habe. Die Idee, daß ein mit allen Vorteilen mächtiger Stellung und dem Vollbesitz der Bildung seiner Zeit ausgestatteter Mann einst inmitten dieser großartig schönen Gebirgseinsamkeit eine kleine Einsiedelei bezog und es sich im stillen Verkehr mit der Natur wohl sein ließ, hatte für ihn, dem schon bei der Arbeit am Ekkehard im Wildkirchlein solch Siedlerleben ein hoher Genuß gewesen und der eben die Seeeinsamkeit auf Frauenwörth als befreiend Labsal empfunden hatte, viel Anziehendes. Er versenkte sich jetzt in das Seelenleben des „frommen deutschen Mannes,“ der „aus Kaiserfehde und Fürstenstreit“ damals „zur Alpeneinsamkeit“ geflohen war, indem er selbst die Gegenden durchstreifte, in denen jener eine zweite Heimat fand. Die ersten Gesänge, die auch

am unmittelbarsten das Gepräge epischer Poesie haben, sind damals in St. Wolfgang und auf dem Schafberg entstanden, und im eigenen Herzen empfunden waren die Worte, mit denen der erste Psalm anhebt:

„Landfahriges Herz, in Stürmen geprüft,
Im Weltkampf erhärtet, und oftmals doch
Zerknittert von schämigem Kleinmut,
Aufjauchze in Dank
Dem Herrn, der dich sicher geleitet!
Du hast eine Ruhe, ein Obdach gefunden,
Hier magst du gesunden,
Hier magst du die ehrlich empfangenen Wunden
Ausheilen in friedsamer Stille."

So verschiedener Meinung man über den poetischen Wert der eigentümlichen feierlich-ernsten Dichtung sein kann, — Karl Braun-Wiesbaden in seinen Landschafts- und Städtebildern nennt sie z. B. „das großartigste, was Scheffel gedichtet", manch' Urteil lautete ähnlich, andere namhafte Beurteiler haben sie für spröde erklärt —: zugeben wird wohl jeder, der sich mit Hingabe in diesen von einer hohen, begeisterten Auffassung der Alpennatur dem Dichter eingegebenen Psalter vertieft, daß derselbe wunderbar deutliche ergreifende Landschaftsbilder von grandioser Schönheit enthält, die in geistiger wie in poetischer Beziehung gleich gehaltvoll sind. Gereifte naturwissenschaftliche Weltanschauung beseelt diese Andachten und giebt ihnen, neben der poetischen, eine moderne Bedeutung. In seinem Aufsatz „Oesterreich im Lichte der Dichtungen Scheffels" hat A. Breitner berichtet, welch' mächtige Wirkung diese Hymnen zum Ruhm österreichischer Alpenherrlichkeit in Wien ausgeübt haben, als die Goßmann, Reimers und andere Bühnenkünstler sie später öffentlich zum Vortrag brachten.

Die andererseits nicht zu leugnende Thatsache, daß die epische Einkleidung im Verhältnis zu dem deskriptiv-didaktisch-lyrischen Hauptinhalt eine zu skizzenhaft andeutende ist, um voll zu befriedigen, hat es gefügt, daß viele Freunde der anderen Werke Scheffels sich von diesen Eindrücken abhalten ließen, zu den eigentlichen Schönheiten der Dichtung

vorzudringen. Der Bezug zur Nibelungenwelt tritt im vierten Gesang „Nebel", direkt hervor, wo der Falkenschluchtklausner, der frühere Fürstenberater, in einer dahinjagenden Nebelwolke ein Weib auf weißem Roß zu erkennen glaubt...

„Kommst du von der Donau sumpfiger Niedrung,
Wo gleiche Geister mich auch umwallten,
Da ich, ein andrer denn hier in der Klause,
Als Gast im heidnischen Königshause
Stolz zu Rosse und reitensfröhlich,
Im Anblick funkelnder Augen selig,
Einer stolzen Reiterin zur Seite dahinflog?"

Aber auch aus der Seele Heinrichs von Ofterdingen dichtete er auf dieser Reise Lieder, darunter das tiefergreifende, von bestrickendem Wohllaut und reinster Andacht beseelte Stimmungsbild „Am Traunsee", falls dieses nicht bereits am Chiemsee entstanden und nach dem Traunsee nur benannt worden ist.

„Endlich, endlich, milder Friede,
Kehrst du wieder in mir ein —
Grimmer Schmerz löst sich im Liede,
In den Wind entschwebt die Pein.
Bleicht und schwindet, wüste Träume,
Steig zu Grabe, Wahnsinnsnacht:
Ferne blaue Alpensäume
Mahnen, daß ein Tag noch lacht.

Und ich schau' des Seees Spiegel,
Seiner Wogen grünen Schwall,
Seine tannendunklen Hügel,
Seiner Alpen Mauerwall.
Hochlandschneeluft weht hernieder
Kühlend auf der Seele Glut,
Und gleich Möven kreisen Lieder
Neubeschwingt hier um die Flut...

Wie verklärt strahlt mir entgegen,
Gottes Welt, wie groß, wie weit!
Steirisch Meer, ich fühl' den Segen
Deiner keuschen Herrlichkeit.
Was gequält mich und gekränket,
Was des Denkens Folter war,
Tief zum Seegrund sei's gesenket,
Sei vergessen immerdar!"

— — — — — — — —

So brauchte Scheffel nur in die seinem Naturell zusagende Atmosphäre zu treten, und sein poetisches Talent erwies sich fruchtbar und schaffensmächtig, die kraftvolle Eigentümlichkeit wahrend. Es zeigte sich aber auch hier wieder, wie sehr sein Grundzug jetzt ein subjektiv-lyrischer war. Scheffels episches Talent hatte, seitdem im Jahre 1856 sein melancholischer Hang zu einer wirklichen Gemütskrankheit ausgeartet war, unter der Ungunst der ihn verfolgenden Schicksalsschläge die Dienste in dem erwarteten Umfange versagt, sein lyrisches Talent dagegen gerade aus den Ursachen, die jenes hemmten und lähmten, mächtige Anregung und Befruchtung gewonnen. Auf das freie objektive Nachgestalten fremdartigen Lebens und Wesens, bunten Wechsels der Stimmung, schneller Fortentwickelung der Handlung, wie es das große epische oder gar dramatische Schaffen erfordert, wirkt die Melancholie naturgemäß hemmend.

Die Reise mit Eisenhart fand in Linz ihren Abschluß, wohin sie über Kremsmünster, Enns und Steyer gelangten. Eisenhart ging von hier nach Freising zurück, wo er im Amt war; Scheffel aber verfolgte weiter die Nibelungenfährte an der Donau. Stift Göttweih, Krems und Stein waren die östlichsten Punkte; er bestieg und besang den Aggstein, war mit Wallfahrern in Maria Taferl, besuchte die Cisterzienser in Wilhering, Mölk und Pöchlarn, und kehrte dann nach Passau zurück. Vom Resultat seiner Forschungen war Scheffel höchst befriedigt. Er habe, schrieb er nach Freising, wo er am 19. Juli Eisenharts besuchte, die herrlichsten Eindrücke denen des Salzkammerguts zugefügt und seine Zwecke erreicht.

Eine reizvolle poetische Erfindung war unter anderm die Frucht dieser Reise. Ofterdingen, der früher von König Laurins Rosengarten in den Tiroler Alpen das Lied gesungen hat, findet in Passau ein altes Gedicht des Meisters Konradus, das von Chriemhildens Rosengarten bei Worms handelt. Das weckt sein Interesse für Worms und dessen Geschichte. Gleichzeitig aber gewann der

Stoff auch lyrische Form. Die Gedichte, welche „Frau Aventiure" unter dem Titel „Des Meisters Konradus Spur" vereinigt, haben den damals an der Donau empfangenen Anregungen ihre Entstehung zu danken.

Wie sehr ihm auch jetzt beim Durchpilgern der deutsch-österreichischen Gaue ein tiefes Weh über die bestehende Entzweiung der deutschen Brudervölker im Süden und Norden zu schaffen machte, beweist uns das schöne, kühn in die Wirrnisse der Zeit hinein geschmetterte Lied des Osterdingers vom Beruf der deutschen Ostmark, nach Asien zu das Bollwerk der deutschen Kultur zu sein und zu bleiben — „Fern im Ost beginnt die Sonne", — dessen in Oesterreich später so oft citierte Hauptstrophen hier folgen mögen:

„Morgennebel, fein und tauig,
Liegen ob dem jungen Land,
Doch durch ihre Hüllen schau' ich,
Was die Zukunft ihm noch plant.
Aufgeprägt mit Pflug und Schwerte
Steht dem Boden rings die Schrift:
‚Dieses ist geweihte Erde,
Keine Steppenpferdetrift.'

‚Reich von deutschem Blut gedünget
In schier hundertjähr'gem Streit,
Von Gesittung neu verjünget
Reift sie einer guten Zeit,
Und der Christenheit zum Walle
Wird ein Oesterreich ersteh'n,
Dessen Banner wider alle
Heidenschwärme sieghaft wehn.'"

Aus seinen Forschungen folgerte er, daß die Entstehung der deutschen Ostmark wirklich den Schlüssel darbiete zur Frage der Entstehung des Nibelungenlieds, des großen deutschen Heldengedichts, das an Bedeutung den homerischen Epen vergleichbar ist. An den Burgherrn der Wartburg schrieb er am 15. Juni eingehend aus Passau über den Zweck seiner Reise. „Der Wunsch, eine klare Anschauung von den mannigfach verschlungenen örtlichen Beziehungen der Bistümer Passau, Regensburg, Salzburg und Freising — der geistlichen Stifter

und weltlichen Großen in der einstigen Ostmark und steirischen Mark im 9. und 10. Jahrhundert zu erhalten, war der innere Faden, der durch meine Kreuz- und Querzüge lief."

Nachdem er die Ausbeute dieser Studienreise daheim in Karlsruhe gesichtet hatte und nun ans poetische Gestalten ging, veranlaßten ihn neue Detailfragen zu einer Reise nach Worms und nach Alzey, dem Heimatsort seines Meister Konrad; auch suchte er die Trümmer der Abtei Lorsch auf, in die schon sein „Ekkehard" Konrads Studienzeit verlegt hatte. Die Eindrücke weckten neue Probleme in seinem Geist; die plötzlich erfolgte Verlobung der im Frühjahr zur Braut Begehrten, versetzte seine Seele aufs neue in Aufregung. So begleitete er am 11. September seine Mutter, deren Gesundheitszustand einen Luftwechsel dringend wünschenswert gemacht hatte, nach Zürich, wo diese als langerwarteter Besuch bei ihrer alten Freundin Frau Meyer-Ott einen Ferienaufenthalt nahm. Der Vater hatte es übernommen, die Sachlage nach der Wartburg zu melden, wo man den Dichter erwartete; er schrieb unter anderem: „Hoffen wir, daß Joseph endlich einmal mit seinem nach meiner Meinung viel zu groß und schwer angelegten Buch fertig werde und damit sein — schon vor bald drei Jahren gegebenes Wort und Versprechen lösen könne." Joseph, fügte er hinzu, könne sich nach dessen eigener Meinung ohne das fertige Werk nicht wohl mehr in Ehren dort sehen lassen. Dieses drückende Gefühl begleitete den Dichter in die Alpen. Auf dem Seelisberg am Vierwaldstättersee fand er ein Asyl wie er es suchte. Am 8. Oktober schrieb er von dort, nachdem er sich über das neue Herzenserlebnis gegen Arnswald heftig ausgesprochen hatte, eine lange Epistel an den Burgherrn der Wartburg, die die melancholische Stimmung des düsteren Bergpsalmisten in ergreifender Weise spiegelt und zugleich ein reiches Bild der Ausbeute von der letzten Studienreise entwirft.

„Die Geschichte der ersten Nibelungen-Dichtung," heißt es darin, „die ich anfänglich in die Geschichten Violas und des Sängerkriegs einzuflechten gedachte, hat Dimensionen an-

genommen wie die alte Ulme im Kloster zu Hirsau, sie ist zum Dach hinausgewachsen und überragt mit üppig wogender Wipfelkrone ihre steinerne Umfassung. Ich werde gezwungen sein, sie als selbständiges Ganze aus dem ihr bestimmten Rahmen abzulösen."

Er nimmt jetzt an, daß die Markgräfin von Bechlaren, die unser Nibelungenlied als Frau Gotelind feiert, ein Wormser Herzogskind war. Sie sei die Tochter des vielgerühmten Konrad des Roten, Grafen in Speyer und Wormsfeldgau, Herzogs in Lothringen gewesen, an dem die furchtbar tragische Lehre des Nibelungenliedes „Wer durch der Hunnen Waffen Rache sucht an den Seinigen, muß selber durch der Hunnen Waffen umkommen" — seiner Zeit buchstäblich in Erfüllung gegangen war. „Er fiel in der Lechfeldschlacht 955, von einem der letzten abgeschossenen Pfeile unter den gelüfteten Helm getroffen, den früheren Landesverrat an die Magyaren jetzo mit ritterlichem Reiterstod sühnend." Jener „aus der rheinischen Heimat an die Donau versetzten Markgräfin zu Lieb und Ehren" that er mit beginnendem September die Fahrt nach Worms, bemitleidete den traurigen Zustand des stattlichen Münsters, und spürte nach den Resten der Wormser Königsburg, darin die burgundischen Königsbrüder ihre Schwester Chriemhilde pflagen, im 10. Jahrhundert aber die fränkischen Grafen und Herzoge Hof hielten . . spürte nach Chriemhildens sageberühmtem Rosengarten, dessen Pracht einst den Mönch Ilsan aus seinem Kloster zu Mölk an der Donau hinüberlockte an den Rhein, auf daß ihm die Erquickung, sich in seinen Rosen zu wälzen und einen Kuß der Königstochter zu haschen, zu teil werde . . und so nach anderen, längstvergangenen Dingen. „Es steht nämlich mit Grund zu vermuten, daß der Dichter des Liedes die alte Wormser Hofburg selbst vor Augen gehabt, wohl auch durch ihre Baulichkeit und Ausschmückung zu manchen Situationen des Gedichts angeregt worden. Wiewohl nun von jenem vielgeschilderten Nibelungenpalatium, darin die Könige in weiten Sälen

tafelten, die Recken im Hofe Speere brachen und die schönen Frauen „vil dikke durch die Venster sahen“ kein Stein mehr übrig blieb, gab die Nachforschung doch einen für mittelalterliches Treiben, vielleicht auch für die Zeitbestimmung des Liedes nicht unbezeichnenden Aufschluß.“

Es sei hier eingefügt, daß Scheffel den Teil des Romans, der sich auf das Jugendleben Konrads in Worms und die Lechfeldschlacht von 955 erstreckte, thatsächlich ausgeführt hat. Er selbst nannte in einem Brief an Eisenhart die Schilderung der Schlacht schön, und andere Freunde, denen er die Kapitel vorlas, erzählten mir begeistert von ihnen. Für die letztere Schilderung bereiste er das „Lechfeld,“ aus dessen Nachbarschaft sein Urgroßvater Joseph Scheffel stammte. Ist es nicht merkwürdig, daß er auch hier wieder leicht zum Gestalten kam, wo seine Phantasie sich auf dem Boden der Ahnen bewegte?

Jetzt beschäftigte ihn der Abschluß der „Bergpsalmen.“ In dem Seelisberger Brief an den sächsischen Großherzog schilderte er mit poetischer Anschaulichkeit seinen Herbstaufenthalt auf dem übereisten Faulhorn, auf der Wengernalp und in Seelisberg. „Die von wahrhafter Poesie umschwebte Einsamkeit dieses Bergasyls, hoch über dem grünen Spiegel des Sees, fördert mich in der Gestaltung einiger Naturdichtungen, die ich in meiner Erzählung von des Nibelungenliedes Anfängen als „Bergpsalmen“ den ums Jahr 982 in ähnlicher Umgebung am salzburgischen Abersee einsiedelnden Bischof Wolfgang in den Mund legen will.“

„Königliche Hoheit!“ schloß er, „für dieses Jahr bin ich der geselligen Welt und ihren Freuden erstorben. Die aufgeregte Atmosphäre des Jahres 1860 ist einem der Vergangenheit zugekehrten dichterischen Schaffen schädlich und tödlich; ein gewisser Instinkt heißt mich, ihr entfernt bleiben, wenn ich irgend hoffen will, in dieser von Waffenlärm und den Schwindelkünsten neuer Weisheit durchschütterten Zeit den widerspenstigen Musen schaffend etwas abzuringen. Vorher aber, mit dem inneren Vorwurf eines einem gegebenen Ver-

sprechen nicht getreu nachgekommenen Mannes, wage ich nicht vor Euer Königlichen Hoheit befreundetem Antlitz zu erscheinen."

Aeußerlich „ganz wohl und alpenfrisch", im Innern aber verdüsterter und vereinsamter als je, kehrte er nach Hause zurück. Von den Liedern, die er aus den Alpen heimbrachte, schrieb die Mutter, sie seien „wahrhaft nibelungisch groß, aber streng und düster — nicht für viele; sie klängen wie eine Prophetenstimme in unsre verworrene Zeit hinein." In den Bergpsalmen finden sich in den Abschnitten „Sturm" und „Gletscherfahrt" Stellen, auf welche diese Charakteristik besonders zutrifft. Das war gewiß nicht die Stimmung, die ihn zu einem geeigneten Gast im Hoflager auf der Wartburg hätte machen können. Um so mehr regte es ihn auf, als trotz seiner Absage eine neue Einladung dahin in Karlsruhe eintraf. Jetzt war es die Frau Großherzogin, die seinen Besuch dort erwartete. Dies schuf dem längst krankhaft Mißtrauischen neue Sorge; er fürchtete, sein Brief aus Seelisberg an den Großherzog sei verloren gegangen. So sah er sich zu einer zweiten Aufklärung an Arnswald wegen seines diesjährigen Ausbleibens genötigt, zu dem ihn jetzt auch ein neuer Ohnmachtsanfall, der seinen Vater heimsuchte, hätte bewegen müssen. Aber seine Seele fand darin keine Beruhigung; das vor'm Jahr in heiterer Zuversicht gegebene Versprechen erschien seiner krankhaft überreizten Phantasie in immer tragischerem Lichte; er klagte sich des Wortbruchs an und der Mißmut der kränkelnden Eltern über des Sohnes verfehlte Arbeitsweise hielt diese ab, ein erlösendes Wort zu sprechen. Das Unglück wollte, daß auch Arnswald damals krank und verhindert war, dem selbstquälerischen Poeten die von diesem erwartete Aufklärung zu senden.

Das Schicksal seines Ofterdingers, dessen Gestaltung er dem Meister Konrad zu Liebe vertagt hatte, der aber ihm jetzt als mahnender Geist erschien, verschmolz in seinem Seelenleben nun ganz mit dem eigenen Verhältnis zur Thüringer Landgrafenburg. Selbst auf die Seinen und auf



den treuen Freund Arnswald erstreckte sich hin und wieder sein krankhafter Argwohn. Er schloß sich ganz ab von jedem Verkehr, vermied jede Zerstreuung und verfiel in ein trostloses Grübeln über sein Verhältnis zu Weimar, zur Wartburg und zu dem Fürsten, dem er „sein Wort gebrochen" zu haben wähnte. Anfang November schrieb die Mutter: „Joseph ist auch krank — aber im Gemüte — er wird immer freudeloser — es ist ein Elend. Niemand kann helfen als Gott — auf unsere Mahnungen hört er nicht — vergebens bitten wir ihn menschlicher zu leben. Den ganzen Tag arbeitet er in seiner Dachstube — ohne Menschen zu sehen — ohne die Erholung eines Spaziergangs — nicht einmal im Garten — kommt dann blaß und still zu Tisch — unzugänglich für jede Erheiterung, die wir ihm bieten könnten." So verstrichen noch einige Tage . . . der Dichter ward immer verstörter. Am 9. November wurde seiner Mutter (ich schöpfe das Folgende mit Zurückhaltung alles Unwesentlichen aus ihren Briefen an Arnswald) durch einen Hoflakaien benachrichtigt, daß die Frau Großherzogin von Baden verhindert sei, an der bei ihr stattfindenden Sitzung des Elisabethenvereins teilzunehmen, da der Großherzog von Weimar zu Besuch erwartet werde.

Bis dahin war seit der Anknüpfung des Verhältnisses zwischen Fürst und Dichter dieser von den Besuchen Carl Alexanders in Karlsruhe oder Baden-Baden stets unterrichtet und veranlaßt worden, seine Aufwartung bei ihm zu machen. Nun war es für ihn entschieden, daß er infolge seiner Versäumnis in Weimar aufgegeben worden sei. Andern Tags erfolgte die Aufklärung, daß der Lakai die Bestellung falsch ausgerichtet und es sich um ein anderes Mitglied des großherzoglich sächsischen Hauses gehandelt habe. Die Mutter, die ihm diese neue Nachricht hinauf in seine Einsamkeit persönlich brachte, starrte er mit entsetztem Blick an: „Wie? was? — wer soll kommen?" . . am anderen Morgen, Samstag den 10. November, war er verschwunden. Nur ein kleines Kofferchen hatte er mitgenommen.

Drei Tage blieben die Eltern im Ungewissen über sein Verbleiben. Endlich am Montag Abend kam aus dem schweizerischen Orte Liestal bei Basel ein Telegramm: ein junger Mann, der sich für den Sohn eines badischen Majors Namens Scheffel ausgebe, befände sich bei dem dortigen Rechtsanwalt Barth im Zustand schwerer Gehirnerkrankung. Es möge jemand von den Seinigen mit einem Arzt kommen. Der Vater, selbst krank, konnte nicht reisen; so fuhr die tief erschütterte Mutter, begleitet von einem Karlsruher Arzt und dem Joseph von Kindheit an befreundeten Hauptmann Klose, der nach der Beteiligung an den Schlachten bei Magenta und Solferino den österreichischen Dienst quittiert hatte und seitdem wieder in seiner Vaterstadt lebte, am anderen Tage, von entsetzlichen Befürchtungen gefoltert, dem Krankenlager ihres Joseph in dem ihr völlig unbekannten Liestal zu. Sie fand ihn bereits in der Pflege einer dem Kranken vertrauten Frau, der Gattin des Fürsprech Heim aus Laufenburg, dessen Adresse der genannte Samariter ebenfalls von dem Kranken erfahren hatte. Wie dankte sie Gott, daß der Zustand des armen Sohnes schon bei ihrer Ankunft nicht mehr so schlimm war, als sie nach dem Telegramm hatte befürchten müssen! Die Ueberanstrengungen körperlicher und geistiger Art, welche der Dichter im letzten Jahre unter dem Drucke seiner von herben Enttäuschungen gesteigerten Melancholie sich zugemutet hatte, waren die Ursachen eines Rückfalls des verhängnisvollen Gehirnleidens geworden, das ihn schon im Sommer 1856 so schwer darnieder geworfen hatte. Diesmal trat in seiner Begleitung ein Ausbruch quälenden Verfolgungswahns auf, dem die geschilderten Selbstvorwürfe die akute Form gegeben hatten, er werde von seinem bisherigen Protektor in Weimar verfolgt. Unter dem Druck dieses Anfalls geriet er auf die Idee, in dem einst von ihm besuchten Kloster des ewigen Schweigens, der Grande Chartreuse bei Chambery, Zuflucht und Frieden zu suchen. Nachdem er die Schweizergrenze passiert hatte, konnte er es vor Beengung im Eisen-

bahnwagen nicht mehr aushalten und, vom Wesen des ihm gegenüber sitzenden Herrn angezogen, vertraute er sich diesem an. Barth erbarmte sich des Kranken und nahm ihn in seinem Wohnort Liestal in Pflege. Als die Mutter ankam, schlief der Kranke, und schon beim nächsten Erwachen zeigte sich eine Wandlung zur Klärung des gefolterten Geistes, zumal die Mutter, dank glücklicher Fügung, das beste Heilmittel hatte mitbringen können: einen inzwischen angelangten Brief des Großherzogs beruhigenden Inhalts. „Er las lange — still — und wir standen in lautloser Angst um ihn her und beobachteten den Eindruck in seinen Zügen. Es währte lange — endlich sah er ganz mild lächelnd auf und sagte — — „da erfahre ich nun, daß ich mich in einem doch geirrt — der Großherzog haßt mich nicht“ — und es kam wie eine Erlösung aus banger Nacht über ihn und eine Freude, die seinem Blick die Starrheit nahm — und nun trat Klose zu ihm und bekämpfte all seine ersonnenen Geschichten eine um die andere — und es fiel ein Wahn um den andern von ihm ab, und es war als ob er aus einem langen Traum erwachte — und er war wieder in seinen Zügen der alte Joseph, und die Erkenntnis seines Zustandes wurde in Zeit einer halben Stunde vollständig — und nun sind seitdem 24 Stunden vorüber und es hat sich nicht eine Spur von etwas Gestörtem mehr gezeigt.“

Ein Tassoschicksal hat damals die Mutter in einem Briefe an Arnswald diese Heimsuchung genannt — aber ein Tassoschicksal ohne einen Antonio und ohne eine bethörende Leidenschaft. Mit Tasso gemein hatte der Dichter nicht nur die Melancholie seines Gemüts und die Reizbarkeit seiner Phantasie, auf ihn hat ferner Geltung, was Herzog Alphons in Goethes Dichtung von Tassos Werke sagt: „er kann nicht enden, kann nicht fertig werden“, und dann wieder der Vorwurf, daß, wer die Menschen meidet, unrettbar dem Mißtrauen und dem Menschenhaß verfallen muß. Und ein dritter Zug, den sein Charakter mit dem des Tasso gemeinsam hatte, war

die große Reizbarkeit seines Ehrgefühls. Aber sein Ehrgefühl hatte eine andere männlichere Richtung als das des Frauenlieblings Tasso. Unter seinen Papieren fand die Mutter nach der Rückkehr auf seinem Schreibtisch ein Konzept, in welchem er sich gegen den Vorwurf rechtfertigte, daß er sich in die Sphäre des Weimarschen Hofes gedrängt habe, in die er als Bürgerlicher nicht gehöre. Wir wissen, wie ungerecht ein solcher Vorwurf gewesen wäre, sahen wir doch, mit welcher gewissenhaften Sorge er gerade darauf bedacht geblieben war, seine freie Unabhängigkeit dem ihm so wohlgesinnten Fürsten gegenüber zu wahren. Die geplante Flucht in das Kloster des Schweigens war andrerseits nur die letzte Konsequenz jenes Triebes nach Einsamkeit und ewigem Verstummen, der schon seit 1849 in Intervallen sich seiner Seele bemächtigt hatte, der ihn schon zur Gestaltung des „Stillen Mannes" im „Trompeter", des kaiserlichen Einsiedlers in der „Heidenhöhle" im „Ekkehard", dann des Hugideo geführt hatte, der in der Schilderung seines Besuchs in der Grande Chartreuse zum Ausdruck gelangt und neuerdings erst aus seiner Seele in die Seele des Falkenschluchtklausners übergegangen war.

Große Angegriffenheit und Schwäche stellten sich nach der Wiederkehr der geistigen Klarheit ein. Zum Glück wohnte in Zürich damals einer der bedeutendsten Fachärzte für Geisteskrankheiten, Professor Griesinger, dessen klarer Blick und humane Behandlungsmethode sich auch am Krankenbett des Dichters bewährten. Zur großen Beruhigung aller Beteiligten konstatierte er, daß ein vernachlässigtes Unterleibsleiden mit Verdauungsstörungen einen übermäßigen Blutandrang nach dem Kopf erzeugt, der, bei der Disposition des Kranken, zu einer vorübergehenden Gehirnerkrankung und Trübung des Geistes geführt habe. Stiller ruhiger Landaufenthalt und eine Kaltwasserkur hielt er für die besten Heilmittel und empfahl zu diesem Zwecke die in der Nähe gelegene Wasserheilanstalt Brestenberg des Dr. Erismann bei Aarau am Hallwyler See. Nur eine Idee, die schwere Verschul-

dung, die in der Nichtvollendung seines Romans liege, quälte ihn noch, bis die sorgende Mutter den Mut fand, durch Vermittelung des treuen Freundes auf der Wartburg den Großherzog zu bitten, aus freien Stücken den Dichter seines Worts und seiner Aufgabe zu entbinden, was der teilnehmende Fürst auch sofort that. Die Mutter kam es schwer an, „das, was ihr so glückbringend schien, nun zurückgenommen zu wünschen" — aber sie sah, wie der Gedanke der Verpflichtung gleich einem Alp auf dem Sohne lag: noch mit umnachteten Sinnen hatte er an seinem Werk weiter arbeiten wollen. Daß die Mutter, die auch sonst sich trotz aller Bestürzung als umsichtig und praktisch bewährte, hier das Richtige getroffen hatte, bewies der Erfolg.

Am 1. Januar 1861 schrieb Scheffel an den Großherzog Carl Alexander:

„Es ist das erstemal in meinem Leben, daß ich einer freudig mir selbst auferlegten Verpflichtung nachzukommen mich außer Stand sehe ... aufrecht hält mich gegen den Selbstvorwurf leichtsinniger Ueberschätzung und abenteuernden Scheines der Trost, daß die Verwicklung meines Stoffes und meiner Gestalten keine unlösbare, daß meine Krankheit, so bedrohlich sie auch auf das arme Haupt niederschwirrte, keine unheilbare — und daß — was die lieben Briefe Euer Königlichen Hoheit mit unverlöschlicher Schrift dem Herzen einprägten — eine aus feinbesaiteter Seele entsteigende Teilnahme dem Leidenden mit so liebevollem, Gemütswunden heilenden Verständnis entgegenkommt, daß ein anderer als der eigene und begründete Vorwurf nicht zu befürchten steht. — Leider Gottes ist wenig Aussicht, bald alte Scharten auswetzen zu dürfen; auf Jahr und Tag wird schier alles ernsthaftere Schaffen brachgelegt sein: die Gefahr einer bleibenden Umnachtung alles Denkens war in den Erlebnissen dieser Novembertage gleich einem auf Pistolenschußentfernung schwarz vorüberziehenden Gespensterschiff eine allzu nahe, als daß ich nicht zur größten Behutsamkeit mich aufgefordert fühlte. ... Der einsamen Weltferne und den Wasserquellen des Brestenberges vertraue ich, auf den Rat des in solchen Leiden erprobten Professor Griesinger, der zu meinem Glück statt, wie früher in Kairo, zur Zeit in Zürich thätig ist, den Weitergang meiner Heilung. Ganz aufgeben kann ich aber die Gestalten meiner Träume und die Arbeit meines Herzens erst dann, wenn die arme

Seele für immer und zu jeder Arbeit unfähig geworden, und dies wird, so Gott will, noch nicht mein Fall sein, wenn zur Zeit auch ein wenig Bleistiftzeichnen und Herumsteigen im Schilf und an den flutumspülten Mauern des alten Hallwyler Schlosses schier meine einzige vernünftige Beschäftigung sein darf. — Heute um Mitternacht, da fern über den See sich herschwingende Glocken das neue Jahr einläuteten, hab' ich an die Heimat und an Euer Königliche Hoheit mit aufrichtigen und ernsten Wünschen gedacht. Der Glockenklang durchtönte friedlich den heulenden Sturm der Winternacht . . , mög' es ein gutes Zeichen sein in windsbrautgeschüttelter Zeit!"

Dr. Adolf Erismann, in dessen Heilanstalt Scheffel nun kam, war ein geborener Schweizer und 17 Jahre älter als Scheffel. Er vereinigte als Arzt wie als Mensch in sich Eigenschaften und Grundsätze, die sofort dazu führten, des mißtrauischen Kranken volles Vertrauen, ja Freundschaft ihm zuzuführen. Eine rauhe knorrige Schale barg ein gutes wohlmeinendes Herz. Dazu aber kam noch, daß er sich in vielen Liebhabereien und Sympathien mit dem kranken Dichter begegnete. Auch er hatte in Heidelberg studiert und hing an diesen Erinnerungen mit ganzer Seele. Im Herbst 1850 war er mit bundesrätlicher Empfehlung als Militärarzt auf den Kriegsschauplatz nach Schleswig-Holstein gegangen. Sein Privatsport waren geologische und mineralogische Studien. Ferner war er ein eifriger Förderer der Musik im Volke sowie des Weinbaus und eines verständnisvollen Genusses seiner Gaben. Scheffels Trinklieder und geologische Scherzgedichte fanden später in ihm einen begeisterten Verehrer. Unter dieses Mannes Obhut fühlte sich der kranke Dichter wohl und geborgen. Ferner gefiel ihm die freundliche Lage Brestenbergs ganz ausnehmend. Der zwei Stunden lange und eine halbe Stunde breite See ist von malerischem Hügelgelände umgeben; das Seethal ist gegen Süden zu offen und gestattet einen herrlichen Ausblick auf die Gipfel der Berner Alpen. Sowohl die Kaltwasserbehandlung als auch das viele Wandern in dieser Umgebung wirkten sehr wohlthätig auf Scheffels angegriffenen Zustand. Fleißig zeichnete er, und auch dies trug zur Beruhigung

seines Gemütes bei. So wurde diese Kunst, der er so viel Liebe gewidmet, ihm zur Trösterin in den Qualen, in die ihn die Dichtkunst verstrickt hatte. Frei gaben ihn diese noch nicht. Bereits im Anfang des Jahres schrieb er an Arnswald direkt nach dem Zugeständnis, daß seine Phantasie mit ihrem zügellosen Arbeiten auf Kosten der körperlichen Thätigkeit gebremst werden müsse: kein anderer Gedanke gewinne in ihm Raum als der, „dereinst wie Heinrich Ofterdingen, nachdem er zuerst leichtsinnig die Wartburg verscherzt, doch als Sieger mit dem ehrlich errungenen Sängerpreis zum zweitenmal zu ihr zurückzukehren.“ Dazu brauche er ja keinen dämonischen Helfer, wie den Meister Klingsor, sondern nur Zeit, Genesung und langsames Verwerten des gesammelten Stoffes. Aber mit solchen Stimmungen wechselten andere ab, in denen ihn das unheimliche Walten seiner Phantasiegestalten mit Angst und Qual erfüllte; das „Nachtlied“ seines Wolfram giebt uns davon Kunde:

„Furcht kenn' ich nicht; doch kalt unheimlich Grauen
Hat sich der Seele wie ein Alp genaht,
Und nimmer, nimmer möcht' ich rückwärts schauen,
Denn fremde Geister spür' ich um den Pfad:
Als woll' empor aus Stein und Kluft sich ringen,
Was lang dem Licht entrückt ist und verwest.
‚Strebt ihr, auch mich vom Roß herabzuzwingen?
Laßt ab, ich weiß kein Wort, das euch erlöst!‘“

Scheffels Aufenthalt in Brestenberg dauerte bis zum 19. März 1861. Aber ganz genesen war er noch nicht, als er jetzt ins Vaterhaus zurückkehrte. Ehe er kam, hatte es die Mutter sich angelegen sein lassen, ihm durch Ueberweisung eines Vermögensanteils zur Selbstverwaltung alle etwaigen Sorgen in Bezug auf die materielle Gesichertheit seiner Zukunft zu benehmen. Das frei in einem großen Garten als Villa erbaute Atelier seines Freundes Wilhelm Klose war damals unbewohnt und Joseph folgte gern der Einladung, es zu beziehen. Hier stand ein hoher luftiger Saal und zwei helle Zimmer zu seiner Verfügung, ohne daß

eine Menschenseele ihn stören konnte; hier fand er denn auch wieder Stunden voll Zufriedenheit und froher Hoffnung, in denen er an eine endliche Vollendung seiner großen Wartburgdichtung glaubte. Ausflüge, die er allein oder in Begleitung von Freunden auf die Burgen der Rheinpfalz unternahm, regten ihn an zu neuen Gedichten; unter andern besuchte er die Trümmer der alten deutschen Reichsburg Trifels, auf der zur Hohenstaufenzeit die Reichskleinodien verwahrt wurden und „zur Zeit des Landgrafen Hermann Richard Löwenherz von England unfreiwillige Muße hatte, die Aussicht in die waldigen und felsbespickten Berge der Vogesen und hinüber in das gesegnete Rheinthal zu studieren."

Zwei Ereignisse jedoch erschwerten ihm die Genesung. Das erste hätte seiner Natur nach ihm nur Freude machen können. Der Verleger des Allgemeinen Deutschen Kommersbuchs, Schauenburg in Lahr, hatte unter dem Eindruck der großen Popularität, die sich die „Lieder aus dem Engern" errungen, einen Preis ausgeschrieben für die besten Kompositionen derselben; in Heidelberg war ein Preisgericht ernannt worden und in Mannheim bildete sich unter Kapellmeister Vincenz Lachners Leitung ein Quartett (es bestand aus den Sängern Ditt, Stepan, Schlösser und Rocke), das im Laufe des Monats März in besonderen Konzerten zu Mannheim, Heidelberg und Karlsruhe die preisgekrönten der neuen Melodien zum Vortrag brachte. Den lebendigsten Anteil an dem Unternehmen nahm Häusser, offenbar von dem Wunsche beseelt, den kranken Freund durch diese sichtbaren Erfolge seiner heiteren Muse selbst wieder aufzuheitern. Dieser aber schrieb am 3. März aus Brestenberg auf die Einladung zur Teilnahme an dem Heidelberger „Preissingen" mit melancholischem Blick auf die vergangenen Tage, in denen ihm solche Lieder noch gelungen waren: „Leider Gottes bin ich außer stand, in meinem geliebten Altheidelberg, auf dessen Boden und in dessen Luft die heitersten meiner Lieder gewachsen sind, diesmal zu erscheinen. Ich will in der Ferne, da mir

ein rechtschaffener Trunk auf das Wohl der Versammelten nicht wohl gelingen würde und ein schwacher der Freude nicht entspräche, die ich darüber empfinde, daß die Lieder auch anderen Freude machen, — wenigstens mit grüßendem Gedächtnis ein leeres Glas betrachten, und hoffe, daß es mir sich bald wieder fülle." . . . Gleichzeitig schrieb die Mutter, daß die Mitteilungen des Kapellmeisters Lachner ihrem leidenden Sohn große Freude gemacht hätten; er fühle sich geehrt, daß seine leichten und harmlosen Liedertexte von so vielen und zum Teil berühmten und ausgezeichneten Komponisten beachtet würden. Als aber der Halbgenesene nun ins Vaterhaus zurückkehrte und hier von der Mutter die Zeitungsberichte über die Preissinger-Feste in Heidelberg und Karlsruhe erhielt, in denen er als Sänger jubelnder Zechlust gefeiert wurde, da wurde das Lob ihm nur zu einer Quelle des Aergers und Mißmuts über den Kontrast seiner wirklichen Dichterpersönlichkeit und der heiteren Schlemmergestalt, welche der Held dieser Berichte war.

Die andere Angelegenheit hing zwar auch mit dem Erfolg seiner poetischen Schöpfungen zusammen, war aber in der That jeder erfreulichen Seite bar. Der Verleger seines „Ekkehard," Karl Meidinger, hatte mit seinen auf edle Ziele gerichteten Bestrebungen nicht den erwarteten Erfolg gehabt; er hatte Bankrott machen müssen und war bald darauf gestorben. Aus der Konkursmasse erwarb am 18. Mai 1860 der Berliner Verlagsbuchhändler Otto Janke die Vorräte und das Verlagsrecht vom „Ekkehard", ohne vorher eine Verständigung mit seinem Verfasser zu suchen. Der Kontrakt Scheffels mit Meidinger, an sich unvorteilhaft, war für diesen unvorhergesehenen Fall der denkbar ungünstigste. Er hatte gegen 1200 Gulden den Roman dem ihm befreundeten Verleger auf 15 Jahre „zu freiem unbeschränkten Verlagsrecht" überlassen. In dieses Recht trat nun Janke ein. Der reizbare Dichter glaubte durch einen Prozeß dem ihm unsympathischen Verleger sein Werk entreißen zu können, der seiner-

seits aber formell viel zu sehr im Rechte war, als daß für Scheffel ein solcher Erfolg möglich gewesen wäre. Neun Jahre lang hat er in den verschiedensten Formen gegen Janke prozessiert, mit Erfolg im einzelnen, aber ein Ende erreichte der Rechtsstreit erst im Jahr 1870, als der unglückselige Kontrakt mit Meidinger abgelaufen war und der Autor nunmehr das Recht erhielt, dem Verleger seiner anderen Bücher, A. Bonz (Metzlersche Buchhandlung) in Stuttgart, auch den „Ekkehard“ in Verlag zu geben. Beide Erlebnisse aber markieren einen Umschwung der erfreulichsten Art, den damals Scheffels Dichterruhm auch aus der engeren in die weitere Welt hinaustrug. Die Art, wie Janke sein Verlagsrecht ausnutzte, erweiterte sehr wesentlich die Zahl derer, die von nun an für dieses Werk begeistert waren. Die so erfolgreiche Propaganda mit Scheffels humoristischen Liedern, wie sie die Brüder Schmezer als Komponisten und Sänger derselben begonnen hatten und die nun durch Schauenburgs Preisausschreiben erst recht in Fluß kam, vermittelte andrerseits jene ganz beispiellose Beliebtheit, die Scheffels feuchtfröhliche Lieder mehr und mehr in deutschen Studenten- und Sängerkreisen genossen. Und dieser wiederum war es mit zu danken, daß die Aufmerksamkeit des größeren Publikums sich nunmehr auch dem „Trompeter“ und dem „Ekkehard“ zuwendete. Das ahnte der Dichter jetzt nicht.

Aber so reizbar auch seine Nerven noch waren und so dumpf und schwach er sich noch fühlte zwischen seinen Excerpten und Notizbüchern, Geschichtswerken und lateinischen Klosterchroniken daheim, so kräftig und hell strömte ihm das Lied von der Lippe, sobald er sich in der freien Natur zu historischen Rückblicken angeregt fühlte, wie die Lieder „Trifels“ im „Gaudeamus“ und „König Richard von England“ in „Frau Aventiure“ beweisen. Wenn über den Büchern ihm der Mut schwand, das Werk zu Ende zu führen, dann entquoll seinem Herzen die düstere Klage, die er in dem Gedicht „Daheim“ seinem Osterdinger zuweist:

„O daß ich nie um deine Gunst geworben,
Frau Aventiure, spröde Unholdin!
Nicht wär' ich allen Freuden abgestorben
Und nicht der Ritter Unstern, der ich bin...“

Und er warf zürnend seiner Muse, der Muse des Heldensangs und Abenteuers, Frau Aventiure, vor, wie schlecht sie treue Dienste lohne: „Jedweder Tag lehrt mich aufs neue: verfahrner Leute Fahrtgewinn heißt Leid!“ Aber dann war's auch ihm, als töne ein süßer Lockruf aus der Ferne in seine Einsamkeit, und das düstere Klagelied fand seinen hochgemuten energisch-tapferen Schluß:

„Da hör' ich fern ein silbern Hörnlein blasen . . .
Hei, süßer Ton, wie triffst du mich ins Herz!
Die alte Freundin geistert auf den Straßen
Und all mein Sehnen schwingt sich irrfahrtwärts.

Auf und hinaus! bringt Roß und Schwert und Zither!
Geliebtes Traumbild, Dank, daß du mich rufst!
Noch folg' ich dir, als treuster deiner Ritter,
Vergessend alle Not, die je du schufst.
Dürr sind des regelrechten Lebens Kränze,
Die blaue Blume blüht nur im Gedörn;
Auf und hinaus! ... im sturmdurchbrausten Lenze
Fahr ich dahin und suche meinen Stern!“

Und wirklich hat sich sein Glaube, er werde doch noch einmal als Frucht seiner Studien für die poetische Gestaltung des „Sängerkriegs auf Wartburg“ ein fertiges Werk dem Burgherrn darbringen können, nunmehr zu seinem Heile erfüllt. Während der nun folgenden Wanderkuren, die zwischen längeren und kürzeren Heimsuchungen eine spontane Erheiterung seines Gemüts und eine allmähliche Kräftigung seiner Gesundheit herbeiführten, reifte in ihm die Idee, die bisher neben den Arbeiten in Prosa entstandenen Lieder, um neue ergänzt, zu einem Ganzen zu vereinen und abzurunden. Dies wurde das feste Ziel in dem buntbewegten Wanderleben, das er von jetzt ab bis gegen Ende des nächsten Jahres führte und in welchem längere Aufenthalte in Rippoldsau, Jagstfeld, Karls-

ruhe, Brestenberg und Seon, schließlich in Vulpera und Pontresina im Engadin die Ruhepunkte bildeten. Das war der Stern, dem er folgte, wenn all sein Sehnen, das Bedürfen seiner Natur ihn „irrfahrtwärts“ trieben.

Gegen Ende 1862 schrieb er an Arnswald: „Von mir zu erzählen müßte ich eigentlich ein halbes Buch schreiben; ich habe sehr viel erlebt und gearbeitet . . . der gefährliche Zustand, in dem ich seit Jahr und Tag schwebte, hat mich veranlaßt, zur Auffrischung des Blutes etwas Entscheidendes zu thun . . . ich habe mit angestrengten Wanderungen, Schwimmen, Kahnfahren, Körperübungen u. s. w. den sterblichen Leichnam so in Bewegung gesetzt, daß er nicht Zeit hatte, die gefährliche, den Geist bis an die Wurzeln zernagende Melancholie weiter auszubilden. Auf meinen vielen Bergfahrten und Alpenwanderungen hab' ich dann in einem Winkel Graubündens zu Tarasp im Unterengadin eine Heilquelle gefunden, die mich sympathisch innerlich ansprach . . . so bin ich Ende November gekräftigt und robust wieder heimgekehrt.“ Und nunmehr teilt er dem Freunde mit, welche Gestalt er seinem Liederschatz zu geben vorhat. „Mein geistiges Leben war allzeit auf das Ziel gerichtet, ein lebensvolles Bild deutscher Vergangenheit in einer Reihe von Zügen aus Schutt und Moder der historischen Quellen zu enthüllen. Aber mehr als je habe ich erfahren, daß man bei Beginn einer solchen Arbeit nicht bemessen kann, wohin Wind und Wellen treiben. Anfänglich hielt ich es für passend — da von Minnesängern die Rede, den Text mit Liedern bunt zu staffieren . . . jetzt sind mir auf meinen Wanderungen durch Wälder und Ruinen und aus fortgesetztem Lesen der Alten so viele Lieder im Ton der alten Zeit erwachsen, daß ich ein eigenes Liederbuch zu einem stattlichen Band werde zusammenstellen können. Ritter, fahrende Schüler, Mönche . . . alles bunt durcheinander, aber jedes eine besondere Seite der mittelalterlichen Kultur repräsentierend.“

Mit dem Bedürfnis, die Lieder in einen organischen Zu-

sammenhang zu bringen, war als schönes Zeichen der Gesundung das Verlangen in ihm erwacht, mit dem edlen schwäbischen Dichter, der auch die heimische Geschichte und Helden der heimischen Vorzeit in Liedern verherrlicht hatte und der, wie er, auch andrerseits als Gelehrter tief und mit fruchtbarem Erfolg sich eingelassen hatte in die Erforschung der Kultur des deutschen Altertums, dem greisen Ludwig Uhland, über seine Pläne zu sprechen und diesen über dunkle Punkte um seine Meinung zu befragen. Aus einem Brief an Dr. Feyerlin in Rippoldsau, dem er Anfang März 1862 einen Besuch auf dem Wege nach Tübingen ankündigte, erfahren wir, daß dieser Vorsatz sein erstes Reiseziel in diesem Jahr bestimmte. Auch erzählte mir dieser Arzt, wie herzlich es Scheffel ausgesprochen habe, daß er Ludwig Uhland von allen Zeitgenossen gleich einem Ideal verehre. Wie hatten einst in seiner Seele die Worte Uhlands nachgehallt, mit denen er für die Zusammengehörigkeit Oesterreichs und Deutschlands in der Paulskirche eingetreten war, wie hatte er sie noch jüngst nachempfunden, die Worte: „Wie verengt sich unser Gesichtskreis, wenn Oesterreich von uns ausgeschieden ist. Die westlichen Hochgebirge weichen zurück, die volle und breite Donau spiegelt nicht mehr deutsche Ufer . . . Man muß sich in die Anschauung, in das Land selbst versetzen, man muß sich vergegenwärtigen die reiche Lebensfülle Deutsch-Oesterreichs.“ Leider war es ihm aber versagt, Uhland noch zu sprechen. Er fand den Dichter — es war ein halbes Jahr vor dessen Tod — auf dem Krankenlager und nicht mehr fähig, sich mit ihm zu unterhalten. Sein „einem Runenstein gleichendes runzeldurchfurchtes greises Antlitz,“ das ihn, „da ihm das Sprechen versagt war — wohlwollend anlächelte,“ werde ihm, schreibt er, „für immer als Erinnerung und wie ein Vermächtnis in die Seele geschrieben bleiben.“ Von Tübingen aus besuchte er die Burgruinen der Schwäbischen Alb und ging dann den Neckar entlang durch den Schwarzwald. Den Sommer verbrachte er am Hallwyler See. Er wohnte diesmal nicht in Brestenberg, sondern als Mieter im

Landhaus des ihm befreundet gewordenen Aargauer Oberrichters D ö ß e c k e l, der auch den Musen diente, zu S e o n bei Seengen, von wo er viele Touren in das „mit Burgen wahrhaft gespickte Land zwischen Aare und Reuß" machte, von denen er die Hapsburg und Brunegg besonders hervorhob. Jeder sonnige Tag fand ihn auf einem andern Berggipfel und von Situationen und Motiven eines von Veste zu Veste fahrenden Sängers ward ihm eine Fülle von Anschauung. Im E n g a d i n dichtete er, am 15. September 1862 auf einem Steinblock gegenüber dem majestätischen Roseggiogletscher sein Geschick überdenkend, den poetischen Gruß an den Burgherrn der Wartburg, der in „Frau Aventiure" das Schlußstück bildet, als letztes der Lieder seines — Heinrich von Ofterdingen.

„Nach Prunk und Glanz und hövischem Behagen
In Steingeröll und Hochthaleinsamkeit . . .!
Wohin, wohin hat mich der Sturm vertragen
Seit daß ich sieglos sang im Sängerstreit?!
Blauleuchtend starrt die Eiswand auf mich nieder,
Demanten blitzt im Sonnenstrahl ihr Firn,
Ein schneeblank Linnen hüllt die starken Glieder,
Durchsicht'ge Wölklein schleiern ihre Stirn . . ."

„Hier denk ich dein, du milder Fürst im Norden,
Und meine Grüße schweben in dein Land:
Ich weiß, du bist an mir nicht irr geworden,
Ob alle mich vergessen und verkannt.
Und sähst du mich auf dieser Wildnis Klippen
Sinnierend ob des Firns erstarrter Flut,
Wie ehmals spräch' das Lächeln deiner Lippen:
„Laßt ihn gewähren, denn sein Drang ist gut!"

Wer sich auf Dichten peint, folgt dunkeln Geistern
Und wird dem Weltlauf windsbrautgleich entführt;
Ihr Joch ist rauh, doch wen sie niemals meistern
Der hat des Schöpfers Odem nie verspürt.
Sie leiten jeglichen nach seiner Weise
Daß ihm der Schönheit Offenbarung kund . . .
. . . Mich zu den Gemsen, wo in ew'gem Eise
Geheimnisvoll saphirgleich gähnt der Schlund.

Im Gletscherabstrom stund mein Jagdwein kühle
Und füllt den Kürbisbecher kalt und klar ...
Froh bring ich ihn, den Glimmerblock zum Pfühle,
Als Weihetrunk Frau Aventiuren dar:
Sie hat mir reichlich Weh und Leid gespendet
Doch eine Stimme flüstert mir: bezwings!
... Zu frohem Werke steht mein Wort verpfändet ...
Ich geh zu Grunde — oder ich vollbrings."

Als er das Gedicht Ende Januar 1863 von Karlsruhe aus an den Burgherrn der Wartburg sandte, war er mitten in der Arbeit, die „auf den Blumenangern der Frau Aventiure" sorgsam gepflückten Lieder zum Strauße zu ordnen. Das Gedicht ist in allen wesentlichen Punkten typisch für den Charakter dieses einzig gearteten Werks lyrischer Poesie überhaupt. Es bringt ebenso zum Ausdruck den epischen Zweck dieser Lieder, die eigentlich bestimmt waren, als lyrischer Ausschmuck des Minnesänger-Romans „Viola" zu dienen, wie ihr subjektiv-lyrisches Wesen, das sie dem echt poetischen Triebe Scheffels verdanken, dabei solche Stimmungen im Lied zu verdichten, die sein eigenes Empfinden bewegten.

Daß der Dichter selbst das Hauptgewicht auf ihren objektiv-epischen und kulturhistorisch schildernden Charakter damals gelegt hat, wie aus dem Vorwort und dem inhaltreichen Anhang gelehrter Anmerkungen, sowie aus seinen Briefen jener Zeit hervorgeht, kann uns nicht verwundern. Er stand noch zu direkt unter dem Eindruck der mühseligen Studien und Forschungen, an die er fünf Jahre seines Lebens gesetzt hatte und von deren poetischen Resultaten dies Buch die erste öffentliche Kundgebung war!

Bereits am 3. Februar 1863 konnte er an Arnswald schreiben, daß er mit seinem Verleger Bonz wegen der Drucklegung verhandelt habe; es würden nur formell durchgebildete und gute Sachen darin aufgenommen. Und an den Burgherrn der Wartburg, in deren Banne er diese Lieder gedichtet hatte, so weit weg von Eisenach er dabei leiblich auch oft gewesen, schrieb er am 21. März: die Sammlung solle den Ein-

druck machen, „als hätte ein zur Zeit des Sängerstreits lebender Mann, der mit ritterlichen Singern und Singerknaben, Mönchen und fahrenden Leuten bunten Verkehr hatte, eine Sammlung von Liedern der Zeitgenossen zusammengestellt . . Ich habe die Lieder im Namen all der Toten so gedichtet, daß sie mir hoffentlich in ihren Gräbern nicht darob zürnen."

Ende Mai erschien das Buch „Frau Aventiure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit," dem Großherzog Carl Alexander, Burgherrn der Wartburg, gewidmet.

Wenn man die Entstehungsgeschichte des Liederbuchs kennt, kann das Bedürfnis nicht ausbleiben, von dem Inhalt desselben auf die Handlung zu schließen, die Scheffel in seinem Wartburgroman „Viola" nun eigentlich darstellen wollte. Den politisch-poetischen Konflikt des Sängerkriegs, wie ihn Scheffel plante, kennt der Leser; darauf, daß der Titel Viola seinen Namen einer weiblichen Hauptfigur des Romans entlehnte, die ein nachgelassenes Lied Scheffels als jungen freundlichen Hausgeist des alten Biterolf feiert, habe ich gleichfalls schon hingewiesen. Der Name Viola findet sich aber auch in einem der lateinischen Lieder, die in „Frau Aventiure" „Einer aus Schwaben" singt. Die Schöne, die der Sänger gern, wenn er nur dürfte, auf die heimatliche Burg am Bodensee entführen möchte, begrüßt er zum Schluß:

„O Viola byzantina,
have, stella peregrina,
dulcitudo omnium!"

„Einer Griechin" ist dann die feierliche Huldigung Reinmars des Alten gewidmet:

„Der Pilgrim naht ersehntem Heiligtume
Und beugt sein Knie vor dem geweihten Bild:
So möcht' ich dich begrüßen, fremde Blume,
Die unsern Wald mit seltnem Glanz erfüllt.
Ein schwer Geschick hat dich zu uns geleitet,
Wir danken's ihm, betraf es dich auch hart,
Denn keiner ist, dem nicht das Herz sich weitet,
Wenn seinem Aug' ein Strahl des deinen ward:
Das Morgenland und mildrer Sonne Walten
Will sich bei deinem Anblick uns entfalten."

Biterolfs Lied an Viola steht gewiß im Zusammenhang mit dem eigentümlich reizvollen anderen Gedicht des biederen Thüringer Waldvogts, das da schildert, wie er im Versteck einer Wildbachschlucht ein elfenhaft reizendes Mädchen beim Baden entdeckt. Dies Mädchen, das er dann in sein Haus nahm, sollte wohl ähnlich wie Goethes Mignon von unbekannter Herkunft sein. Da sie dem ganzen Roman den Namen gab, ist unbedingt anzunehmen, daß ihr im Herzensleben des Helden Heinrich von Ofterdingen eine hervorragende Rolle zugedacht war.

Was läßt nun in Bezug auf dieses „Frau Aventiure" erraten? In dem „Dörpertanzreigen, zu Ehren Heinrichs von Ofterdingen gedichtet," dessen berühmter Kehrreim „Der Heini von Steier ist wieder im Land" die Komponisten so anzog, wird auf eine Nonne hingewiesen, die über des Dichters Heimkehr reuvoll in Thränen ausbricht. Das sollte wohl auf ein Herzenserlebnis der Vorgeschichte zurückweisen. Auf eine Burg an der Grenze des Ungarlands verweist das Motto seines Lieds „Junge Minne". Auf der Wartburg hatte er sich besonderer Gunst von seiten der Landgräfin Sophia zu erfreuen, auf die ja auch die Sage vom Sängerkrieg hindeutet. „Die Vermutung," schreibt Scheffel in der Anmerkung zu den „Tanzreigen," „liegt nicht allzufern, daß vielleicht die jugendliche Landgräfin Sophia, als bayerische Fürstentochter den Tanzweisen des Osterlandes nicht ungünstig gestimmt, an Heinrich von Ofterdingen einen Reigenführer gefunden hatte, der in neuen Kompositionen ländlich fröhlichen Ton durchzuführen verstand, ohne damit seiner und der Gesellschaft Würde etwas zu vergeben. Die auf solchem Gebiet bei der Frauenwelt errungenen Erfolge mögen dazu beigetragen haben, den begünstigten Sänger und Reigenleitmann seinen Sanggenossen am Hofe zu verfeinden." In dem Rügelied Reinmars des Alten beneidet dieser den Bevorzugten, weil er „des Reigens schönste Maid" hat führen dürfen. War dies Viola? Galt ihr „im einsamen Forsthaus" des Ofterdingers „Liebesbotschaft" im Nachlaßband „Aus Heimat und Fremde"? Der Tugendstolz Walthers

von der Vogelweide wird durch die jugendkecke Plaudersucht seines Singerknaben Berlt in Verlegenheit gebracht; in der Liederreihe „Des Meisters Geheimnis“ verrät dieser die Lieder, die der strenge Herr Walther einer schönen Burgfrau in Südfrankreich gewidmet hat, welche in schwerer Krankheit ihn pflegte. Ironisch schließt er: wenn jetzt der Meister deutscher Frauen Tugend und Minne über alles preise, so sei dies freilich um so höher zu schätzen, als er trotz der von ihm früher gepriesenen fremden Tugend zu seiner jetzigen Meinung gelangt sei. In Wolframs von Eschenbach, des ernsten Kriegsmanns, Herzensleben führt uns das Meisterstück kulturhistorisch malender Kleinepik ein, das Gedicht, das die Ueberreichung des Parzival an den Landgrafen Hermann schildert. Um Frauendank, sagt der Sänger, habe er das Werk vollendet, ein süßes Wort sei ihm Lohns genug gewesen. Beredten Dank richtet er an seine treue Helferin bei der Arbeit des Uebersetzens des welschen Artusromans, an die „Wohlredende mit krausen Haaren,“ das Jungfräulein Alix, die er als „höfisch feines Kind“ rühmt. Das herrliche Weib, das der Ofterdinger „nach langer Trennung Leid“ in der „Christnacht“ wiedersieht, als sie „vom Berg zum Dom gewallt“ kommt, müssen wir in seiner steirischen Heimat suchen. In ein deutsches Rebengelände versetzt uns das Prachtgedicht „Der Papegân“; dem Dichter giebt ein französisch schwätzender Papagei auf der Hand seiner Geliebten Anlaß zur Eifersucht —

„Alles thät ich dir wie jener . . .
Nur Franzoisisch spräch' ich nicht.“

Sollte vielleicht die „Griechin“ Viola, durch die Kreuzzüge nach Thüringen verschlagen, hier erfahren, daß sie deutscher Abstammung war? Sollte sie, ein Gegenbild zur Praxedis im „Ekkehard“, einen Abglanz aus der Heimat Homers in die Entstehungsgeschichte des großen deutschen Nationalepos, des Nibelungenlieds, bringen? — — —

Nach Weimar und auf die Wartburg sandte Scheffel die Liedersammlung nur als ein „mit Fiedelklang vorauseilendes“

Zeichen des Dankes, den er nur durch das vollendete Prosawerk erst wahrhaft abstatten könne. Als Arnswald ihm andeutete, daß der Großherzog gewillt sei, mit einer Auszeichnung, etwa der Ernennung zum Professor, die Widmung der „Frau Aventiure“ zu erwidern, bat er ihn, dies zu verhindern. „Fassen Sie meine Persönlichkeit wie sie ist. Es steckt so viel melancholische, brütende, die Einsamkeit als notwendige Lebensbedingung aufsuchende Natur in mir, daß mich alle engeren Beziehungen zu Staat und Gesellschaft in Verlegenheit — in eine falsche Position — setzen. Wenn ich mein Leben frei gestalten könnte, würde ich ein abgeschiedenes Häuslein im Gebirge oder an einem See bewohnen, und die Städte nur ausnahmsweise betreten. Hier habe ich Pflichten gegen einen Bruder, der nicht gehen kann. Nur deswegen halte ich mich in notdürftiger Verbindung mit Karlsruhe. Und ein Titel als Auszeichnung würde mir immer den Stachel in der Seele lassen: du hast nicht genug gethan ihn zu verdienen — und erscheinst andern damit als Eindringling in Kreise, die das Leben anders aufzufassen gewohnt sind. Ich bitte daher, die Dedikation der Lieder ohne weitere Folgen für mich vorübergehen zu lassen. Wenn einige der Lieder S. K. H. den Großherzog erfreuen und er mir eine Freude machen will, so will ich Ihnen nicht verhehlen, was mich sehr erfreuen würde. — Es ist ein junger Künstler hier, A. von Werner aus Frankfurt a. d. Oder, der in Berlin seine Studien an der Akademie gemacht und hier bei Schrödter und Lessing fortsetzt. Derselbe hat ein bedeutendes Talent für Illustration in Arabesken und mittelalterlichen Figuren und eine jugendliche Liebenswürdigkeit in seinen Erfindungen. Wählen Sie z. B. ein Dutzend Lieder, die Ihnen speziell zusagen, aus und stellen Sie mir ein mäßiges Honorar, z. B. 120 Thaler, zur Verfügung, so will ich dafür sorgen, daß wir einen kalligraphisch und künstlerisch mustergiltigen illustrierten Text der Wartburgbücherei überreichen dürfen. Es

wäre dies eine Ermutigung für einen jungen strebenden Mann, der einer solchen würdig ist. Die Freude, die der Poet bei einer solchen Arbeit hat, besteht darin, seine Gedanken in Sprache und Mittel der bildenden Kunst übertragen zu sehen. Die Technik ist: leichtes Aquarell. — Was ich hier schreibe ist mein vertrauensvoller, aber innerlicher Ernst. S. K. H. wird mich nicht verkennen." Er irrte sich darin nicht. In dem nächsten Brief an den Großherzog konnte er seinen Dank für die umgehende Erfüllung seiner Bitte aussprechen.

Der junge Anton von Werner, der auf solche Weise, wie vorher Feuerbach, durch Scheffel gerade im rechten Moment eine sehr wesentliche Förderung erlebte, war erst im Herbst 1862 nach Karlsruhe gekommen. Er war durch eine Verehrerin der Muse Scheffels, Frau von Wartenberg in Berlin, durch die er auch den „Ekkehard" kennen gelernt hatte, bei seiner Uebersiedelung nach Baden an den Dichter empfohlen worden. Derselbe fand Gefallen an dem jungen, sich ihm mit jugendlicher Begeisterung nähernden Künstler. Der Ekkehard hatte auf ihn gewirkt wie eine Offenbarung; „wie glücklich war ich," schrieb er in seinen „Erinnerungen" in der „Gegenwart", „jetzt dem Dichter persönlich nahe treten zu können. Er war meinem Denken und Empfinden so nahe und so vertraut, wie ein alter Bekannter, und leuchtete in mein junges Künstlerleben wie ein freundlicher glänzender Stern . . . Wir wurden Freunde und sind es geblieben, und ich blicke auf die Arbeiten, welche diesem Freundschaftsverhältnis zu dem Dichter ihre Entstehung verdanken, trotz all ihrer jugendlichen Schwächen und Fehler mit dem befriedigenden Bewußtsein zurück, daß sie der glückseligsten Stimmung meines künstlerischen Daseins Ausdruck gegeben haben, daß sie ohne klügelnde Berechnung aus vollem Herzen entsprungen, ein sichtbares Zeichen meines Freundschaftsbundes mit dem Dichter sind — und ich tausche sie nicht gegen die vielen großen Leinwand- und Wandflächen ein, welche ich seitdem zu bemalen den Vorzug hatte! . . .

Um die malerischen Studien für die Zeichnungen zu „Frau Aventiure“ zu machen, wanderten wir beide eines schönen Märzmorgens 1863 von Bensheim aus, wohin wir per Bahn von Karlsruhe gefahren waren, durch den Odenwald, streiften durch Wälder und Felsstätten, stiegen auf den Melibocus und Schloß Auerbach und durchstöberten die Burgruine Frankenstein, damit ich, der Mann aus der dürren poesielosen Mark, das Wehen und Weben im Bergwalde, das Klingen und Singen im Gestein alten Burggemäuers, die Burglinde und den Klosterhof kennen lernen sollte. Und Scheffels Erzählungen bevölkerten und belebten das alles mit Gestalten und Bildern längst entschwundener Tage. Von Auerbach wanderten wir dann an einem prächtigen Morgen quer durch die Rheinebene über Kloster Lorsch nach Worms hinüber, und als der Dom nach und nach vor uns emporwuchs und wir uns dem Nibelungen-Rosengärtlein näherten und endlich auf der Brücke über den grünen Rheinstrom dahin schritten in die alte Kaiserstadt hinein — wie klang da meines Freundes Joseph Dichterruf! Er hat sie zeitlebens geliebt, der Meister Josephus, diese Wanderungen zu Fuß über Berg und Thal!“

Ja, er hat sie über alles geliebt und von dieser Liebe sind die unmittelbarsten und sangbarsten Lieder, die das Buch „Frau Aventiure“ enthält, geschaffen worden! Nicht das Studium der Vergangenheit, nicht Ausgrabungen und „Translatierungen,“ sondern das Leben des Dichters in der Natur hat ihnen ihr eigenartiges Leben gegeben, sichert den herrlichsten unter ihnen unsterbliches Leben! Die wenigen Lieder, die mit Ausschließlichkeit vergangene Kulturverhältnisse schildern, so anschaulich die angewandte Methode auch ist, setzen für das volle Verständnis germanistische Gelehrtenbildung voraus und bedürfen eines Kommentars. Der Anhang gelehrter Anmerkungen, beim Ekkehard zu entbehren, war hier von nöten. Darum ist das Buch oft auf Unverständnis gestoßen. Auch der epische Bezug jener Gedichte, in denen der vom Dichter geplante Sängerkriegroman „Viola“ sich spiegelt, kann vom

Leser nicht immer unmittelbar bemerkt werden. Unmittelbar frisch und lebendig, und daher rein poetisch wirken aber die vielen Lieder, welche die Eindrücke des eigenen fahrenden Dichterlebens wiederspiegeln und die das Wandern über Thäler und Höhen preisen als das beste Mittel, die Poesie des Abenteuers — die der großen Welt verloren gegangene — für sich zu erobern. Und darin war er ein echter Sohn und Sänger der eigenen Zeit; in keines anderen modernen Dichters Werken gelangt so klar und deutlich der Zwiespalt, den wir Modernen alle mehr oder weniger empfinden, zu klingendem Ausdruck, der Zwiespalt zwischen der Pflicht, den Anforderungen der nivellierenden Kultur zu gehorchen, und der Sehnsucht nach freier Hingebung an die Natur und die Natürlichkeit! Daß er als Mensch das Recht hierauf, allen sich entgegen türmenden Hindernissen zum Trotz, zu erstreiten suchte, machte sein Leben auf lange Zeit zu einem Martyrium; daß er als Dichter dieses Recht zum Grundmotiv seines Schaffens machte, hat ihm zu einem so hohen Ehrenplatz in der Geschichte der Dichtung verholfen. Der in der Landschaftsherrlichkeit der Hochalpen, an stillen Gebirgsseen und im deutschen Wald seine Berg- und Waldpsalmen gen Himmel sendende Poet, der im Lob von Wanderseligkeit und Waldesfrische seine Seele von der lastenden Schwermut befreit, war dadurch trotz aller Isoliertheit seines Lebens der poetische Repräsentant einer Hauptströmung der Gefühlswelt unserer Zeit! Wie er seinen Mönch Ekkehard beim Verlassen des Wildkirchleins „einen langen Blick nach der Stätte glücklicher Sommerfrische“ zum Abschied werfen und ihn dann einen hellen Jodelruf anstimmen läßt, hat er immer und immer wieder, selbst in Zeiten schwerer Krankheit, die andere um alles Heil gebracht haben würde, aus glücklicher Sommerfrische Genesung und Daseinsfreude gewonnen, so daß er auch wieder und wieder Stimmung und Kraft fand für Lieder zum Lob der Natur, so frisch und echt wie der Jodelruf eines Sohnes der Berge! Und in diesem Zusammenhange erscheinen selbst die

zum großen Teil unfruchtbaren Forschungen und Studien, die seine aufs Große gerichtete Dichterkraft lähmten, in einem versöhnenden Licht; sie waren die Voraussetzung jener befreit aufjauchzenden Lyrik, welche die klingende Seele des Liederbuchs „Frau Aventiure“ ist, jenes von Tausenden ihm nachempfundenen reinen und freien Kultus der schönen Naturumgebung.

„Kein Mensch kann das uns geben,
Die Minne selber nicht,
Das sonnenwarme Leben,
Das hier zur Seele spricht.

Laß unsern Kahn nur treiben!
Allum ist's fein und schön,
Hier ist vom Weltenbauherrn
Ein Meisterstück geschehn.

Hier prangen Gottes Wunder
In still beredter Pracht:
Fahr' ab, verfluchter Plunder,
Der elend mich gemacht!“

Der geplante Roman Scheffels zum Ruhme der Wartburg ist nie erschienen. An seinem Versuch, vorher die Entstehung des Nibelungenlieds in strenghistorischer Forschung zu erklären, an der langen schweren, seine Geistesthätigkeit lähmenden Krankheit scheiterte das Unternehmen. Vollendet, wäre der „Meister Konrad“ eine großartige Ergänzung der poetischen Litteratur geworden, die in jener Epoche die Wiederbelebung der Nibelungensage auf verschiedenstem Wege erstrebte, der Hebbels „Nibelungen“, Geibels „Brunhild“, Jordans „Nibelunge“, Richard Wagners „Der Ring des Nibelungen“ angehören. „Viola“ war berufen, ein lebensvolles Gegenbild zu Richard Wagners romantischer Oper „Tannhäuser“ von echthistorischer Färbung zu werden — „es hat nicht sollen sein!“ Als Lyriker hat aber Scheffel der geliebten Wartburg doch den schönsten Ehrenkranz gewunden; nicht nur in den Wartburgliedern, welche „Frau Aventiure“ enthält, vor allem auch in dem schönen Lied, das nach seinem Tode in dem Band

„Aus Heimat und Fremde" erschien und in Ton und Weise an sein „Altheidelberg" anklingt:

„Wem wird nicht wohl zu Sinnen,
O Wartburg, adlig Haus,
Schaut er von deinen Zinnen
Ins grüne Land hinaus!

Brauchst Löwen nicht noch Drachen
Als Hüter am Portal;
Viel gute Geister wachen
Um Turm und Rittersaal.

Und wie ein güldner Schleier,
Durchsichtig, leicht und rein,
Schmiegt sich um dein Gemäuer
Der Dichtung Heiligenschein." — — —

X. Gaudeamus.

„Wenn ich mein Leben frei gestalten könnte, würde ich ein abgeschiedenes Häuslein im Gebirg oder an einem See bewohnen und die Städte nur ausnahmsweise betreten." Dieser im Frühjahr 1863 gegen Arnswald ausgesprochene Wunsch wurde bestimmend für unseres Dichters weiteres Lebensschicksal.

Als „Frau Aventiure" im Juni 1863 erschien, befand er sich bereits in einem solchen „abgeschiedenen Häuslein im Gebirg". Der Brief vom 27. dieses Monats, der das Widmungs-Exemplar für den Großherzog von Sachsen-Weimar begleitete, trug den Poststempel „Pienzenau in Oberbayern". „Ich schreibe diese Zeilen aus einem Dörflein am Fuße deutscher Alpen, wo ich, nachdem mir Gott wieder Kraft geschenkt, schwer unterbrochene Studien von neuem aufzunehmen, in ländlich stiller Zurückgezogenheit meine Zeit zwischen gelehrter Arbeit und friedlicher Erholung in den

Bergen teile. Dem städtischen und geselligen Leben bin ich physisch und geistig nahezu fremd geworden.“ Auf die Vollendung des Wartburg-Romans blieb sein Sinn noch weiter gerichtet. Thatsächlich aber war der Bann, den jene von ihm selbst heraufbeschworene Phantasiewelt über ihn ausgeübt hatte, mit der Vollendung des Liederbuchs „aus Heinrich von Ofterdingens Zeit“ zu seinem Heile gebrochen. Ruhigen Herzens übernahm er es, für das Wartburgfest der deutschen Kunstgenossenschaft, das dann am 21. August stattfand, den Festgruß zu verfassen, und die schönen Strophen, in denen er nun die guten Geister der Wartburg zum Segen der vaterländischen Kunst beschwor, ließen nichts von seinem glücklich überstandenen Schicksal ahnen, dem diese guten Geister zu Dämonen geworden waren.

In der friedlichen Idylle von Pienzenau erwachte aber auch sein Humor endlich wieder. Daß er hier vor den schlimmen Folgen gänzlicher Vereinsamung bei angestrengter Phantasiearbeit bewahrt blieb, dafür sorgte die Nähe Münchens und die große Zahl von ihm wahrhaft sympathischen Menschen, welche die lebenslustige Kunststadt an der Isar beherbergte und ihm zu Besuch oft herübersandte. Einer derselben, Ludwig Steub, hat nach des Dichters Tod in den Münchener „Neuesten Nachrichten“ ausführlich über die fröhlichen Tage berichtet, die ihm und anderen Münchener Freunden Scheffels damals im Verkehr mit dem Dichter erblühten. Er schildert den Ort als kleines, doch wohlgebautes Dorf in dem hügeligen Vorland, das vom Ausfluß des Tegernsees, der Mangfall, dem großen Innstrom und der langen Kette der Voralpen umschlossen ist. Die volle Ansicht des herrlichen Gebirges, das dem Dichter in alle Fenster schaute, gilt als besonderer Reiz dieser fruchtbaren Landschaft, dessen Hauptort der ansehnliche Markt Miesbach ist. Eine sehr beliebte Labestätte war damals schon die auf dem Wege von Pienzenau nach Miesbach gelegene Wallenburg, ein altes Schloß mit einem berühmten Bräuhaus, Keller und Garten.

Zu Pienzenau nun hatte der Münchener Kunstschriftsteller Dr. Ernst Förster, der Schwiegersohn Jean Pauls, etliche Jahre zuvor sich ein kleines, aber niedliches Landhaus erbaut, das er wohl etliche Sommer schon mit seiner Familie selbst bewohnt hatte, das er aber dieses Jahr zu beziehen verhindert war und daher einmal auch an einen guten Freund ablassen konnte und wollte. Dies hatte Scheffel durch Eisenhart erfahren und für den Sommer das Häuslein gemietet. Bei seinem Einzuge am 4. Juni gaben ihm außer Förster noch Eisenhart, Felix Dahn und Steub das Geleit. Da die Station Thalham mit der Eisenbahn von München aus leicht zu erreichen war, so wurde die Verbindung bald ziemlich lebhaft. Zu Scheffels näherem Umgang zählten noch die Maler August Vischer und Cäsar Metz, der Komponist Robert von Hornstein, der als Grundherr im Hegau heimisch war; auch die alte Freundschaft mit Julius Braun, der jetzt mit Rosalie glücklich verheiratet als Professor in München lebte, kam wieder ins rechte Gleis. Schöne Ausflüge ins bayrische Hochland wurden mit Steub u. a. ausgeführt; an einem über Tölz nach dem Walchensee nahm sein alter zu Besuch erschienener Freund Wilhelm Klose teil. Steub hebt hervor, wie gut sich Scheffel stets mit den eigentlichen Bauern zu stellen und zu unterhalten verstanden habe, während er vor jeder Berührung mit den Stammtischen kleinstädtischer Honoratioren eine geradezu unüberwindliche Scheu empfand. Scheffels Hinneigung zum bäuerlich-ländlichen Leben war nicht bloß jene mehr ästhetische Freude des Kulturmenschen an der gelegentlichen Berührung mit den einfachen Sitten des Landlebens, die ihm die Fesseln der Konvenienz abzustreifen gestattet, seine Hinneigung — von klein auf in ihm vorhanden — war von intensiverer Art, als ob das Blut der auf dem Lande seßhaften Vorfahren bei solcher Berührung sich regte.

Doch trug andererseits dieser Landaufenthalt im bayerischen Hochland auch dazu bei, Scheffel den Lebensbedingungen des modernen städtischen Gesellschaftslebens wieder zu nähern

und von seiner krankhaften Menschenscheu allmählich zu befreien. Ein für dies Uebergangsstadium charakteristisches Fest, das Scheffel am 15. August in schöner Alpennatur in einer größeren Gesellschaft von Münchnern beging, galt der Einweihung des kleinen Gasthauses vor dem Aufstieg zu den Audorfer Almen, der Rehau des Schweinsteigers. Der Wirt hatte Steub um einen recht schönen Namen für dasselbe ersucht; Steub schlug in Erinnerung an die in der Gegend heimische alte Drachensage „Zum feurigen Tatzelwurm" vor. Der Maler A. Vischer hatte dann auf mächtiger Metallplatte ein großartiges Drachenbild hergestellt und dieses als Wirtshausschild gestiftet. Scheffel aber war ersucht worden, für die Einweihung ein Festlied in der heiteren Weise des „Ichthyosaurus" zu dichten. An dem Fest nahmen außer den Genannten an bekannten Persönlichkeiten noch teil: der damalige Münchner Hofopernsänger Joh. Allfeld, der Baumeister Rud. Gottgetreu, die Dichter Wilh. Hertz und Heinrich Leuthold, der Baurat Ludw. Lange aus Darmstadt und dessen Sohn Emil, der später Direktor der Münchener Kunstgewerbeschule wurde, der Chemiker Seekamp, die Politiker Joseph Völk und Ludw. Fischer, der Silberschmied Weishaupt; auch an Damen fehlte es nicht in der heiteren Festversammlung. Nachdem diese ganze Gesellschaft sich in dem schönen, festlich geschmückten Wäldchen neben dem Gasthaus behaglich eingerichtet und die ersten Erfrischungen zu sich genommen hatte, trat Allfeld auf und trug mit seiner wohlklingenden und kräftigen Baßstimme das Scheffelsche Lied vom „Tatzelwurm" vor, in dessen Refrain alle Kehlen lustig einstimmten. „Der Tatzelwurm" war seit langer Zeit das erste Lied, das Scheffel wieder in humoristischer Tonart dichtete. Und es dauerte nicht lange, da hatte er endlich wieder Veranlassung, eine heitere Epistel an den „Engeren" im Tone seiner früheren zu schreiben.

Auch Ludwig Häusser erschien in Pienzenau als Gast. Der Heidelberger Historiker hatte seit der Gründung des National-

vereins am politischen Leben wieder lebhaften Anteil genommen; als Abgeordneter im badischen Landtage wie als Publizist war er einer der Führer der deutschen Bewegung in Süddeutschland, die der Politik Bismarcks mit hoffnungsvollem Vertrauen entgegenkam. Scheffels Ofterdingenträume, die Nibelungenfahrten in Oesterreich hatten in derselben Zeit seinen großdeutschen Standpunkt verschärft und nach der Katastrophe von Liestal hatte er unter dem Druck der ihn beherrschenden Melancholie und Menschenscheu sich auch den alten Heidelberger Freunden entfremdet. Die alte Freundschaft aber lebte doch fort in den Herzen! Es war schon Oktober, als Häusser als Mitglied der historischen Kommission der Kgl. bayrischen Akademie der Wissenschaften nach München kam, aber das rauhe Herbstwetter hielt ihn nicht ab, mit Förster, Steub und Vischer einen „Einfall" beim Siedler von Pienzenau zu unternehmen. Das Wiedersehen der alten Sodalen war das freudigste. Tausend frohe Erinnerungen wurden wach bei dem Mahle, das Scheffel seinen Gästen bot und der Genius Loci Heidelbergs war mitten unter ihnen. Aus der Stadt des „Engern" sandte dann Häusser dem Meister Josephus wieder einmal ein halbes Dutzend Flaschen edelsten Rheinweins „zur Probe." Um ihm dabei zu helfen, lud dieser eine kleine Auslese seiner Münchner Freunde ein, den Sänger Allfeld, den Komponisten von Hornstein, die Maler Vischer und Metz und den Kollegen Steub. Ueber den Verlauf der heiteren Sitzung, bei welcher die von Hornstein so prächtig komponierten Bérangerlieder in Abwechslung mit Scheffels „Tatzelwurm" und echten Schnadahüpfeln erklangen, setzte dann Scheffel die Epistel in meisterlichem Mönchslatein auf, die, 14 Quartseiten umfassend, am 25. November von Pienzenau an den „Engeren" abging; es war sein letztes humoristisches Sendschreiben dieser Art.

Vom „Engeren" selbst aber ist zu melden, daß seine Blütezeit, der Scheffels „feuchtfröhliche" Poesie, Häussers satirischer Humor und Schmezers und Knapps Vortragskünste

den Ton gaben, seit dem Tode des letzteren vorüber war. Man hielt wohl noch die Tradition in Ehren; aber der besondere einst hier gediehene Humor war inzwischen durch Scheffels Lieder, die nun in der mannigfaltigsten Weise Verbreitung fanden, Eigentum aller deutschen Musensöhne geworden, während sie für die Sodalen des „Engeren" die Erinnerung an vergangene Zeiten verkörperten. Es war denn auch in jenen Herbsttagen an der Stelle der Empfindungen, die Scheffel einstmals immer wieder nach Heidelberg getrieben hatten, um sich für neue Poetenfahrten zu rüsten, das Verlangen nach Seßhaftigkeit des Daseins seinem Bewußtsein immer vertrauter geworden. Nur schwer trennte er sich von der stillen behaglichen Klause in Pienzenau, aber zu Hause durfte er länger nicht fehlen. Am 16. Dezember reiste er zurück nach Karlsruhe, wo er mit Sehnsucht erwartet wurde. Jubelte die Mutter schon bei seinem Anblick auf, als er in die Thüre trat, „sehr wohl aussehend und breitschultrig wie ein bayrischer Bauer" — wie groß mußte erst die Freude werden, der sie sich bald danach — endlich, endlich! — ungetrübt hingeben durfte, als sich ihr Joseph, dem sie zu Weihnachten ein neuangebautes Gartenzimmer beschert hatte, in dem nun folgenden Winter mit einer jungen Dame verlobte, die ihr wie dem alten Herrn Major schon seit mehreren Jahren eine der sympathischsten Erscheinungen in ihrem Umgangskreise gewesen war. Fräulein Karoline von Malzen, die Tochter des damaligen bayerischen Gesandten zu Karlsruhe, Freiherrn Konrad Adolf von Malzen, verkehrte schon seit einigen Jahren in Scheffels Elternhaus und so oft er selber in die Lage gekommen war, ihr zu begegnen, hatte ihr Wesen ihn nicht minder sympathisch berührt wie die Eltern. Ihre Mutter war früh gestorben und sie lebte seit langem allein mit dem Vater, während ihr Stiefbruder Dr. Ludwig von Malzen (auf Grund genealogischer Forschung ist neuerdings die Schreibweise „von Malsen" üblich geworden) eine hohe Stellung am bayrischen Königshofe in München bekleidete. Am 29. August

1833 geboren, stand sie im 31. Jahre, während Scheffel jetzt 38 Jahr alt war.

Es hatte nicht an besonderen Fügungen gefehlt, um die gegenseitige Sympathie zur Liebe erstarken zu machen. In derselben Gegend der oberbayrischen Vorberge, in welcher der Dichter eben erst so viel erfreuliche Stärkung an Leib und Seele erfahren, war auch sie gar wohl bekannt. Sie selbst war eine Bayerin und in den Münchner Beziehungen vollständig zu Haus, durch die der träumerische weltflüchtige Poet nunmehr der städtischen Geselligkeit wieder zugeführt erschien. Dann aber war ein erquickliches Ereignis in des Dichters Laufbahn ebenso sehr geeignet, sein Selbstvertrauen zu beschwingen, wie seine Launen und Eigenheiten in verklärende vorteilhafte Beleuchtung zu rücken: die langsam aufgesproßte Saat seines Dichterruhms brachte dem Autor der „Frau Aventiure“ jetzt eine reiche Ernte. „Die deutsche Welt,“ schrieb er in dem folgenden Sommer befriedigt an Arnswald, „hat ihr (der „Frau Aventiure“) seit Jahresfrist eine kaum erwartet freundliche Aufnahme bereitet . . eine vollgehäufte Mappe von geschriebenen und gedruckten Zeugnissen wird Ihnen einst Unterhaltung gewähren, wenn ich sie öffne, . . in Karlsruhe, München, Nürnberg und in der Schweiz sind Vorlesungen darüber gehalten worden 2c.“ In seiner Vaterstadt war es namentlich die Künstlerkolonie, die seit der Berufung von Schirmer (1854), Karl Friedr. Lessing (1858) und eben erst wieder von Feodor Dietz (1862) einen wachsenden Aufschwung genommen hatte, welche es in die Hand nahm, den Dichter als Sohn seiner Vaterstadt zu feiern; aber die Teilnahme war eine allgemeine. Scheffels Wartburggruß zu dem glänzenden Künstlerfest, das der Großherzog von Sachsen im letzten Herbst der in Weimar tagenden deutschen Kunstgenossenschaft gegeben hatte, war damals offenen Herzen begegnet. Er war allgemein beachtet worden und hatte die Teilnahme der Karlsruher Künstler für seine Wartburgdichtung gesteigert. Am 22. Februar 1864

schrieb die Mutter an den jetzt leider viel kränkelnden Kommandanten von Arnswald:

„Verehrter Freund! Da die Frau Aventiure dem Joseph auf der Wartburg zuerst erschien, muß ich Ihnen doch erzählen, was ich in Betreff dieser wunderlichen Frau vorgestern Abend erlebte. Anfangs dieses Winters that sich hier eine Gesellschaft von Künstlerfamilien und Kunstfreunden zusammen, um alle vierzehn Tag eine heitere Zusammenkunft zu halten und sich aus dem Gebiete der Poesie, Musik oder der dramatischen Kunst etwas vorzuführen. Dietz, Lessing, Schrödter à la tête. Auch wir wurden dringend zum Beitritt aufgefordert, da aber Joseph wie immer ablehnte, war für mich auch keinerlei Motiv, anzunehmen, da ich in große Gesellschaften überhaupt nicht gehe. Nun bekamen wir dennoch vorgestern eine Einladung, lebende Bilder dort zu sehen — aus der Aventiure. Meine Herren waren wieder nicht vom Fleck zu bringen. Ich aber ging hin, teils aus Rücksicht gegen die Freundlichkeit der Gesellschaft, teils aus Interesse an der Sache selbst. Nun aber, kaum eingetreten, werden mir von allen Seiten Dinge über die Aventiure gesagt, die mich ganz verwirren — ich war nur froh, daß der Salon, der Bilder wegen, finster war — ich hatte in jüngster Zeit zu Hause wohl vielerlei Derartiges von unseren Freunden vernommen, daß aber die Aventiure hier solchermaßen Leben und Gestalt angenommen — daß sie das Schoßkind aller poetischen Gemüter geworden und gleichsam nun die 10. Muse ist — das wußt ich nicht, auch ahnt ich nicht, was der Abend bringen würde; als Dietz einen Katheder bestieg, glaubte ich, er werde uns irgend eine begleitende oder erläuternde Strophe lesen. Aber was geschah? Er hielt einen großen umfassenden Vortrag über die Aventiure und vollbrachte mit hinreißender Redekunst eine Verherrlichung derselben und Josephs, daß die tiefsten Grundwellen meiner Seele aufgestürmt wurden. Es ging über alle Vorstellung — auch weit über das billige Maß hinaus. Ich kann Ihnen nicht alles sagen — es war zu viel — zu viel — mir schwanden fast die Sinne. Ich, die ich bei den Geburtswehen dieser Lieder so viel mitgelitten, dachte nicht, einmal solche Dinge zu erleben. Ich mußte weinen und zwar so heftig, daß ich nur zu ringen und zu kämpfen hatte, um nicht in lautes Schluchzen auszubrechen. Nun rollte der Vorhang auf und zeigte Wolfram von Eschenbach, wie er den Parzival translatiert — die schöne helfende Französin — die Schreiber im Grase. Dann kam der Papegan, von einem sehr schönen Mädchen allerliebst dargestellt. Dann kam eine Gruppe fahrender Schüler. Und endlich die Frau Aventiure selber, wie sie den Ofterdinger wieder hinauslockt. Die Zwischenzeit füllte Dietz stets mit Vorlesung

der Lieder und Erläuterungen. Besonders ergreifend las er das „In wilden Bergen“ und das „Daheim“. Seine älteste Tochter, ein sehr interessantes Mädchen, stellte selbst die Aventiure dar, mit vieler Anmut und einem geistigen Ausdruck, der meinem Ideal der schönen Unholdin ganz entsprach. Ich glühte vor Aufregung — und entschlüpfte so schnell als möglich, um daheim, in meiner stillen Zelle, mich wieder zu fassen und Joseph zu erzählen. Es fiel in Dietzens Vortrag auch manches schöne herrliche Wort über die Wartburg, über ihre Vergangenheit und Gegenwart. Seit diesem Abend ist das Buch in aller Munde ... es ist ein wunderlich Treiben — ich könnte ihnen seltsame Dinge noch erzählen, welche die Zauberin Aventiure angerichtet, aber man muß ihr auch ihre Geheimnisse lassen. Ich bin noch ganz von Freude erfüllt, aber glauben Sie nicht, lieber Freund, daß diese Freude „befriedigte Eitelkeit“ heißt, wie es nach diesem langen Brief fast scheinen könnte. Ich fühle mich im Gegenteil bescheidener und demütiger als sonst. Aber dieser Abend hat einen Wendepunkt in Josephs ganzer Anschauung seiner Vaterstadt hervorgebracht, ihn wieder mehr der versäumten Heimat genähert.“

Das Geheimnis Frau Aventiurens, welches die Mutter ihr noch überlassen mußte, war das sich damals festende Herzensverhältnis zwischen ihrem Sohn und der jungen Aristokratin, deren Neigung er sich also als Dichter siegreich ersungen hatte, wie er es einst in sonnigen Jugendtagen ähnlich als Schicksal seines Werner Kirchhof geschildert. Es ist natürlich, daß auch diese Aehnlichkeit dazu beitrug, das nun endlich dem unsteten Dichter tagende Liebesglück mit dem Schimmer der Poesie zu verklären. Nach einem Briefe der Mutter hatte die Annäherung bereits kurz nach Josephs Heimkehr aus Pienzenau stattgefunden. Aber erst am 2. August durfte sie ihrem Herzen Luft und die Verlobung bekannt machen. — Nun schrieb sie voll Seligkeit an den Freund:

„Hören Sie nun, lieber Freund, und teilen Sie unsere Freude! Joseph ist verlobt — er hat ein Herz gewonnen, das ihn mit seltener Hingebung liebt, das ihm mit Freude und Lust die größten Opfer bringt und seine Liebe über alles stellt. Seine Braut ist Karoline von Malzen — die einzige Tochter des alten Freiherrn von Malzen, der seit neun Jahren als baierischer Gesandter hier wohnt. Sie giebt also Verhältnisse auf und eine Lebensweise, die Joseph ihr nicht bieten kann — aber die beiden lieben sich so un-

endlich, daß alles andere ganz untergeordnet erscheint. Der Vater natürlich dachte anders und es war sehr zweifelhaft, ob er seine Einwilligung geben werde. Doch er that, was wir ihm nie genug danken können. Hätte er seine väterliche Gewalt dieser Liebe entgegengestellt, so hätten wir jetzt zwei sehr unglückliche Menschen, während jetzt Freude und Dank zu Gott und seiner gnädigen Lenkung in allen Herzen waltet. Sie werden fragen, wie das so gekommen, wo sich die beiden gefunden. Bei uns selbst, verehrter lieber Freund. Seit unsere Karoline hier wohnt, kam sie zu uns — erst selten, dann immer mehr und mehr — ihre Erscheinung verbreitete immer großes Vergnügen im Hause, da sie in der That von seltener Anmut und Liebenswürdigkeit und von feinem klugen Geiste ist. Joseph betrachtete sie als ein Ideal reizender Weiblichkeit, Papa Scheffel behauptet, er sei schon vor seinem Sohn verliebt in sie gewesen. Ungefähr ebenso zeigte sich Herr von Malzen für Joseph eingenommen, lobte ihn und lud ihn ein. An Heirat dachte niemand. Diesen Winter begann die Liebe aufzublühn. Wir erschraken schier und hofften wenig. Aber bald sah der alte Herr ein, daß das ganze Lebensglück seines Kindes davon abhänge — und er gab seine Einwilligung, knüpfte aber die Bedingung daran, daß wir bis zum August, in welchem Monat auch die Trauung stattfinden solle, gegen jedermann es als ein tiefes Geheimnis bewahren möchten. Wie ritterlich wir dies Versprechen hielten, wissen Sie jetzt, teurer Freund. Es hat mich unendliche Selbstüberwindung gekostet, es Ihnen nicht zu sagen."

Die Geheimhaltung war um so leichter, als die beiden Brautleute in der Lage waren, bald nach Erwachen des Frühlings ihr junges Glück aus „der Laurer Unholdschar" in die Heimlichkeit der geliebten Gebirgswelt zu tragen. Scheffel hatte beim Abscheiden von Pienzenau das Landhaus Försters auch für das nächste Jahr gemietet, und einige Zeit nach seiner Uebersiedelung folgte auch seine Braut der Einladung einer ihr befreundeten Familie nach der benachbarten Wallenburg im Thale der Mangfall. Das mögen glückliche Tage gewesen sein, die dieser Lenz des Jahres 64 dem vielgeprüften Dichter bescherte!

Als am 22. August dann in Karlsruhe im Hause der Braut die Hochzeit gefeiert wurde, strahlte der erst wenige Tage vorher zurückgekehrte Bräutigam, wie seine Mutter schrieb, vor innerer Wonne, daß man ihn kaum wieder er=

konnte. Sein Freund Schwanitz, der ihn kurz vor der Hochzeit besuchte, fand ihn „hochbeglückt und einer rosigen Zukunft entgegensehend.“ Die gleiche Liebe zur schönen Natur und zu ihrem Genuß in frischer Wanderung teilte die Braut mit dem Dichter, und es hatte nach den Briefen der Frau Majorin ganz ihrem eigenen Geschmacke entsprochen, als dieser den Plan faßte, den jungen Hausstand in dem schön gelegenen Landhaus des Aarauer Oberrichters Dösselel zu Seon am Hallwyler See zu begründen, in dem er sich vor zwei Jahren schon als Patient Dr. Erismanns sehr wohl befunden hatte. Da Dösselel als Oberrichter des Kantons in der Stadt Aarau wohnen mußte, war ihm der Wunsch des Freundes sehr willkommen. Sowohl er und die Seinen wie Erismanns in Brestenberg bewährten sich dem jungen Paar dann auch als gute getreue Nachbarn. Vorher führte die Hochzeitsreise die Neuvermählten über den Bodensee durch die Schweiz nach den italienischen Seen. „Wie zwei gute Kameraden zogen sie, meist zu Fuß wandernd, über den Splügen. In Lugano nahmen sie längeren Aufenthalt.“

Mitte Oktober trafen sie in Brestenberg ein, wo sie zunächst bei Erismanns wohnten bis in der Villa in Seon alles schön eingerichtet war. Die Mutter schrieb hierüber:

„Erst im November konnte das Haus bezogen werden, unterdessen waren sie auf der Reise und dann am schönen Hallwylersee bei Erismann. Das Seon liegt so nahe, daß Joseph von dort aus die Einrichtung betreiben konnte, was er denn auch mit so viel persönlicher Geschäftigkeit that, daß wir uns nicht genug wundern konnten. Als umsichtiger thätiger, für alles sorgender Hausvater ruhte er nicht, bis alles bequem, nett und behaglich war und erst dann führte er seine geliebte Karoline an den eigenen Herd, der ihr nun unbeschreiblich wohl gefällt ... Eine brave Wiedertäuferin versieht ihre Küche und außer dieser ist zu Karolinens Bequemlichkeit ihr ihre alte langjährige Dienerin in die Einsamkeit gefolgt. So lebt nun mein teures Paar und ihre Briefe atmen nichts als Glück und Zufriedenheit.“

Freilich konnte das treue Mutterherz auch das Bedauern

nicht unterdrücken, das sie über das Getrenntsein empfand. Noch mehr schmerzte dies den 72jährigen Vater der jungen Frau. Er wollte seinen Schwiegersohn eine Stelle in der Welt einnehmen sehen, die dem schönen Dichterruhm entsprach, der ihn über die Menge so hoch emporhob. Er war sehr unzufrieden, daß dieser, als an ihn gegen Schluß des Jahres eine ehrenvolle Berufung zum Direktor des Germanischen Museums in Nürnberg erging, die Frage ablehnend beantwortete. Der alte Baron Hans von Aufseß, der Gründer des Museums, kam vergeblich nach Seon, um Scheffel zu überreden; dieser wußte genau, daß er in die pflichtenreiche Stellung nicht paßte. Er hatte seinen Schreibtisch in dem schönen Dichterheim vergnüglich mit Arbeiten einweihen können, welche die Herausgabe seiner bisherigen Werke nötig machte. Der zum viertenmal aufgelegte „Trompeter" hatte eine neue Vorrede gefordert; er schrieb das prächtige Widmungsgedicht, das eine so anschauliche Schilderung der „Stadt des heil'gen Fridolin" enthält, nach einem Ausflug dorthin; es zeigt sein lyrisches Talent auf der vollen Höhe seiner Eigentümlichkeit und spiegelt eine Stimmung voll reinster Befriedigtheit wieder. Als guter Hausvater begann er nun die noch in Vorrat befindlichen Früchte seines „fahrenden" Poetenlebens für den Druck vorzubereiten. Zuerst nahm er jene Episode aus dem Viola-Roman, die des Juniperus Jugendleben im Reviere der Donauquellen und des Rheinfalls erzählt, in Angriff. Er beschloß, sie für sich herauszugeben und für diesen Zweck abzurunden. Dann begann er den Anhang erklärender Anmerkungen zu dem Buch auszuarbeiten, die uns einen Begriff von den umfassenden Studien geben, welche dieses eine Kapitel allein schon gefordert hatte.

An Arnswald aber, der ihm gleichzeitig ehrenvolle Vorschläge zur Uebersiedelung nach Weimar machte, schrieb er, daß er für die nächsten Jahre in Seon zu bleiben gedenke und die gegenwärtige politische Lage, die einen Konflikt zwischen den süddeutschen Staaten und derjenigen Großmacht, an welche

auch die weimarischen Geschicke geknüpft seien, nur allzu wahrscheinlich mache, ihm weniger noch als früher gestatte, sein Gewissen mit einem Diensteid zu belasten, der ihn später zu irgend welcher Heuchelei oder falscher Parteinahme zwingen könne. Von sich und seinem gewonnenen Eheglück sagte er: „wir leben, nach fröhlichem Herbst an den italienischen Seen, nunmehr eintönige, aber nicht minder fröhliche Wintertage unter alemannischen Landleuten."

Leider vergönnte aber auch jetzt dem Dichter das Schicksal nicht, das neugegründete Dasein nach seinen Plänen frei zu gestalten. Noch bevor der Winter verging, trat ein Ereignis ein, das in seinen Folgen noch in ganz anderer Weise zerstörend auf die Hoffnungen des Dichters wirkte. Seine Mutter, die er seit dem Hochzeitstage noch nicht wieder gesehen hatte, deren baldigem Besuch in seinem Tuskulum er aber gerade erwartend entgegensah, wurde mit jäher Schnelligkeit vom Tode der Welt ihres liebevollen Wirkens entrafft. Am 5. Februar 1865 starb Frau Josephine Scheffel an einem Gehirnschlag, tief betrauert von all den vielen, denen sie im Leben wohlgethan hatte, sei's als gastliche heitere Wirtin durch die Gaben ihrer anmutig-geselligen Talente, sei's durch treuteilnehmende Freundschaft, sei's durch die rastlose Thätigkeit an der Spitze des von ihr schon 1848 zur Unterstützung bedrängter Arbeiterfamilien in Karlsruhe gegründeten Elisabethenvereins und als Vorstandsdame des Badischen Frauenvereins, der 1859 unter dem Protektorate der Frau Großherzogin Luise ins Leben getreten war.

Mit seiner Mutter verlor der Dichter nicht nur eine treue Vermittlerin für so manches, was zwischen ihm und seiner Gattin noch der Aussprache harrte, um ein völliges Verstehen der Rauheiten und Eigenheiten seines durch das lange Gemütsleiden beeinflußten Charakters von ihrer Seite herbeizuführen und ein harmonisches Ineinanderwachsen der Seelen beider weiterhin zu bewirken, er verlor in ihr auch die

geduldige unverdrossene Pflegerin des der Hilfe bedürftigen greisen Vaters und des an liebevolles Umhegtsein gewöhnten unglücklichen Bruders Karl. Nunmehr war Joseph gezwungen, diesen als schwere Erbschaft ihm überkommenen Pflichten seine „Pläne auf Reisen wie Studien und Arbeiten in ländlicher Zurückgezogenheit“ zu opfern; er mußte mit diesem Pflegamt die Verwaltung des durch Erbschaftszuwachs kompliziert gewordenen Vermögens sowie des väterlichen Haushalts übernehmen und suchen, sein Leben danach einzurichten. Seine Frau, von der er in dieser Zeit gegen Arnswald rühmte, daß sie mit viel Herzensgüte ihm zur Seite stehe, hielt noch bis zum Herbst das kaum eingerichtete Hauswesen in Seon aufrecht, mußte jedoch ihren Mann den größeren Teil dieser Zeit seinen Pflichten, die ihn nach Karlsruhe ins Vaterhaus riefen, überlassen. Am 13. Juni schrieb der nun bereits im 76. Jahre stehende Vater dankbar über seines Aeltesten Verhalten an Arnswald: „Joseph ist bei all seinem eigenen tiefen Schmerz um den Verlust seiner lieben Mutter in unserer Leidenszeit mir treulich beigestanden, und seine Versicherung, mich und seinen armen Bruder Karl auch künftig nicht allein in seinem jetzt mutterlosen, elterlichen Hause zu lassen, sondern sobald als möglich mit seiner Frau zu uns hierher zu ziehen, hat wohl am meisten beigetragen, mich selbst in dieser harten Prüfung aufrecht zu halten, und mir nicht alle Hoffnung auf eine — nach dem erlittenen Verluste doch noch erträgliche Zukunft zu benehmen. Seit dem Tode seiner Mutter war Joseph schon dreimal, immer auf drei bis vier Wochen, bei mir, und bei seiner letzten, erst vorgestern erfolgten Rückreise zu seiner Frau nach Seon versprach er mir, im August wiederzukommen und dann die nötigen Vorkehrungen zur späteren Unterbringung seines Hauswesens im elterlichen Hause zu treffen.“

Es ist bekannt, daß die Laren dieses Hauses der Ehe Scheffels sich feindlich erwiesen. Dem unter scheinbar so glücklichen Auspizien geschlossenen Herzensbund war kein Bestand

auf Dauer gewährt. Der Wechsel zwischen der Idylle von Seon und der in Karlsruhe gegebenen Situation, wo der unglückliche, geistig und körperlich verkrüppelte Karl den Mittelpunkt der Hausordnung bilden mußte, war zu grell, als daß er in einem nach stillem Glück verlangenden Frauenherzen nicht als Dissonanz hätte wirken müssen. Das viele Alleingelassensein in Seon nach der steten Gemeinsamkeit des ersten Glücks hatte schon verstimmend gewirkt. Hauptsächlich aber brachte das nunmehr beginnende Leben in der Stadt die große Verschiedenheit in wesentlichen Auffassungen des Lebens, welche zwischen den beiden Gatten obwaltete, und jene Eigenheiten in Scheffels Charakter zur Entfaltung, die schon immer verhängnisvoll gewirkt hatten und doch zugleich als Elemente seiner dichterischen Persönlichkeit zu betrachten sind: seine Antipathie gegen konventionelle Geselligkeit, die Reizbarkeit seines Wesens, sein Ungestüm im Affekte, sein Bedürfnis bald nach Einsamkeit, bald nach den Anregungen der heiteren Geselligkeit, wie sie nur der Verkehr von Männern unter sich entwickelt. Seine stärksten Sympathien vermochte die Frau nicht zu teilen; sich ihnen anzupassen fehlte ihr die Gabe. Indem er mit Ernst und Strenge den Familienverpflichtungen nachkam, die ihm als Sohn und Bruder das Schicksal auferlegte, büßte er das Familienglück ein, das er als Gatte sich hatte gründen wollen.

Die Katastrophe brach nicht sogleich über ihn herein und sie näherte sich ihm, ohne daß er es ahnte. Er beendete in Karlsruhe seine Arbeiten für die Buchausgabe des „Juniperus“ und übergab das Manuskript dann seinem jungen Freund Anton von Werner, damit er sie auf seine feine, echt künstlerische Weise illustriere; das Buch sollte gleich so ausgestattet in die Welt gehen. Der jetzt dreiundzwanzig Jahre alte Maler war seit jenen gesegneten Frühlingstagen des Jahres 1863, da der erste Verkehr zwischen ihm und dem von ihm so hochverehrten Dichter in seinen Zeichnungen zu „Frau Aventiure“ ihren Ausdruck fand, diesem immer

näher getreten, und diese Freundschaft hat sich selbst ein unvergängliches Denkmal in den von Werner illustrierten Prachtausgaben der Werke des Dichters errichtet. Wir haben schon am Schlusse des vorigen Kapitels das dankbare Bekenntnis des Malers mitgeteilt, wie sehr ihm die fördernde, beratende, helfende Teilnahme Scheffels bei diesen Illustrationen von Nutzen wurde. Auf jedes einzelne Blatt erstreckte sich dieselbe; die wundersame Harmonie zwischen Text und Bild ist diesem Zusammenwirken zu danken. Bereits 1864 waren die „Zwölf Zeichnungen zu J. V. Scheffels Frau Aventiure“ in Photographie als Album erschienen; eine Herstellung derselben in Holzschnitt für die illustrierte Ausgabe des Liederbuchs war im Gange. Jetzt ging Werner an die Illustration des „Juniperus“, während sich Scheffel entschloß, den immer dringender werdenden Wunsch seiner Freunde zu erfüllen, nun endlich auch seine humoristischen Lieder in einem Band zu vereinigen. Zu einigen derselben hatte Werner auch bereits prächtige Skizzen gezeichnet.

Im stillen war diesem Plan Scheffel schon in Seon nachgegangen. In der kurzen Zeit häuslichen Behagens hatte er gelegentlich auch die Laune gefunden, seinen „Liedern für den Engern“ ähnliche folgen zu lassen, die er nicht nach Heidelberg sandte; in der „Findlingslandschaft zwischen Aare und Reuß“ entstand der „Erratische Block.“ Das „kulturhistorische“ Lied vom „Pfahlmann“ wurde durch die Pfahlbautenfunde in den Schweizer Seen angeregt. Die 1866 in Nr. 1100 der „Fliegenden Blätter“ erschienene köstliche Schwankdichtung „Die Schweden in Rippoldsau“ mag auch in jenen Tagen des Glücks ausgereift sein. Die Trauer um die Mutter setzte diesem Aufschwung seines humoristischen Schaffens ein Ziel. Ein halbes Jahr war seit ihrem plötzlichen Scheiden vergangen, da erhielt er eine offizielle Einladung, die ihn nach Heidelberg rief. Am 26. September sollte dort der 24. Deutsche Philologentag stattfinden. Gleichzeitig lief die Bitte Professor Holtzmanns im Namen

des Festausschusses bei ihm ein, für das Festmahl im Bankettsaal des Heidelberger Schlosses ein Lied oder etwas Aehnliches zu dichten. Er schwankte, ob er der verlockenden Einladung folgen sollte: die Poesie des Heidelberger Schlosses, der er als Student sein Lied vom Zwerg Perkeo gewidmet hatte, wurde rege in ihm; der Gedanke an das Riesenfaß, das er den Perkeo hatte leeren lassen, gab ihm die Idee zu dem Festlied, in welchem dann beim Fest das Heidelberger Faß als „geleerte Größe“ die versammelten Germanisten Deutschlands mit ebensoviel Aufwand von Humor wie Gelehrsamkeit begrüßte. „Ich bin jetzt wieder im stande, an solche Heiterkeiten zu denken . . . vor kurzem war ich's noch nicht,“ antwortete er mit Bezug auf den Tod seiner Mutter. Das waren wieder Festtage für die „engeren“ Freunde, vor allem Häusser und Schmezer, als Meister Josephus bei dieser Gelegenheit endlich einmal wieder den echten vollen Gaudeamusklang in der fröhlichen Neckarstadt ertönen ließ, und die jubelnde Aufnahme, die sein, damals im Separatdruck erschienenes und beim Festmahl im Schloß von Wilhelm Mannhardt sehr wirkungsvoll zum Vortrag gebrachtes Lied bei allen Festteilnehmern fand, die allgemeine Teilnahme, die für seine anakreontischen, bisher von ihm noch immer nicht zum Buch vereinigten Lieder sich äußerte, gipfelte wieder in dem dringenden Verlangen, doch endlich einmal seinen Heidelberger Liederpsalter als solchen herauszugeben. Anton von Werner hat später in seinen „Erinnerungen“ erzählt, daß Scheffels Verleger Adolf Bonz, er selbst und andere Freunde ihn dazu schon seit 1863 zu bereden gesucht hatten. Er widerstrebte lange und energisch. Auch in den Kommersbüchern und den Fliegenden Blättern hatte er diese Lieder nur unter der Chiffre J. S. erscheinen lassen. „Warum?“ bemerkt dazu Werner. „Ihr werdet sehen,“ rief er den Freunden zu, „daß ich mit diesen Liedern in den Ruf eines Lumps und Kneipgenies komme!“ „Wie viele Tage, Wochen, Monate,“ fügt Werner hinzu, „habe ich mit Scheffel zusammen

verlebt, ernste und fröhliche, der Arbeit im stillen Daheim oder lustiger Wanderschaft gewidmete, habe mit ihm zusammen gegessen und getrunken und im selben Zimmer geschlafen, — aber nimmer wäre ich auf den Gedanken gekommen, daß mein guter biederer Joseph in den Ruf eines Trinkers und Kneipgenies kommen könnte." Ich habe schon früher zu dieser Frage Stellung genommen und verweise hier auf das Seite 224 u. f., 242 u. f., 271 und 324 Gesagte. Daß Scheffel in gesunden Jugendtagen, als der „Genius Loci Heidelbergs" ihn umfing, und auch später noch im Freundeskreise gern mit pokuliert hat, daß er die sorgenverjagende, freudeerregende, phantasiebeschwingende Macht des leuchtenden Rebentrankes zu schätzen gewußt hat, die fast alle großen Dichter des Altertums wie der Neuzeit von Homer bis Goethe verherrlicht haben, das hat er natürlich nicht verleugnen wollen. Aber, daß er als reifer Mann und in einer Zeit, da Krankheit ihn zu strenger Enthaltsamkeit zwang, in den Ruf eines Trinkers kam, das hatte ihn, wie wir sahen, geärgert.

Jetzt, nach der in Heidelberg erlebten Auffrischung, gab er endlich nach, zumal nun wiederum die humoristische Ader seines Talents mit stärkerem Pulsschlag sich regte. Das Studentenleben, in welchem dieser Zweig seiner Lyrik haftete, lieferte ihm auch den Titel für das nun fest ins Auge gefaßte Buch, das Anfangswort des ältesten, ehrwürdigsten aller Studentenlieder, das noch heute jeder größeren Studentenfeier in Deutschland die Weihe giebt: „Gaudeamus!" „Lieder aus dem Engeren und Weiteren" fügte er diesem Titelwort bei, dessen Zündkraft er kaum ahnte. Zu den feuchtfröhlichen Zechliedern sollten die Lieder kommen, die er als „fahrender Schüler," als Maler in Welschland und sonst auf Reisen gedichtet hatte, soweit sie seiner Selbstkritik noch genügten und in „Frau Aventiure" keine Stelle gefunden hatten.

„Von welschen wie von deutschen Landschaftsbildern
Hielt dies und das Erinnerung zurück,
Gleich Blättern eines Skizzenbuchs: sie schildern
Harmloser Wanderlust verflüchtigt Glück" —

heißt es über sie in dem schönen Widmungsgedicht, dessen Hauptstrophen das einstige Leben im „Engeren" so stimmungsvoll und so anziehend feiern. Er war sehr streng beim Sichten; nur das Vollkommene wählte er aus. Andererseits fühlte er sich getrieben, diese Abteilung durch neue Gedichte in charakteristischer Weise noch zu ergänzen. Der Herbst 1856 brachte bekanntlich einen der besten Weine des Jahrhunderts. Ein Lied, das den Geist jener Weinproben festhielt, wie er sie mit Freunden in Donaueschingen, in Pienzenau abgehalten, fehlte noch seiner Sammlung. Während der Weinernte reiste er mit seinem Freund, dem Maler Karl Roux von Karlsruhe nach Neustadt a. d. H. zu dessen Schwager Reiffel, dem späteren Landgerichtspräsidenten in Kaiserslautern; hier machte er die Bekanntschaft von Eduard Witter, der ihm im folgenden Jahre ausgezeichnete Proben des neuen Weins sandte. Die Antwort war das Lied „Der Fünfundsechziger," in dem eine gelehrte Begutachtung der Güte des edlen Tropfens humorvoll ausgestochen wird durch das schlichte Bekenntnis: „'S is halt e verflucht feiner Troppen — Ich segne die Hügel der Pfalz!" Ein Besuch in der württembergischen Abtei Maulbronn, in der einst Faust der Nekromantie oblag, als der Abt Johannes Entenfuß die „nasse Andacht" beim Elfinger kultivierte, rief das Gedicht „Die Maulbronner Fuge" ins Leben und damit ein Loblied auf einen der edelsten Weine Württembergs. Mit A. v. Werner unternahm er im Frühling 1866 eine Studienreise nach dem durch das Waltharilied ihm teuer gewordenen Wasgenstein im Elsaß und hier erblühte ihm das Lied „Der Wasgenstein," in welchem sein Saitenspiel wieder einmal das Kyffhäusermotiv aufnahm —

„Wann kommt die Zeit, wann bricht der Traum?
Wann greift Ihr wieder nach den Schilden?
Wann grünt des Reichs verdorrter Baum?"

So schwoll die Mappe seiner freudekündenden Gesänge aus dem „Engeren“ und „Weiteren“ noch merklich an, während er daran war, dieselbe für den Druck zu ordnen und zu sichten.

Eine tragische Fügung war es, daß, als er im Begriff stand, die Arbeit abzuschließen, Häusser und mit ihm die Seele und das Oberhaupt des „Engeren“ starb. Am 16. März 1867 schloß der gefeierte Historiker die Augen, die so lebensfroh in die Welt hineingeschaut und so teilnehmend auf dem Lebensgange unseres Dichters geruht hatten. So erlebte von den Hauptsodalen des „Engeren“ nur noch Schmezer das Erscheinen des „Gaudeamus.“ Anfang Mai dichtete Scheffel in Heidelberg, wohin er dazu reiste, die Widmung, in deren Humor die Erinnerung an „den Meister, dessen Tod wir klagen,“ einen Ton der Wehmut mischte. Es war ein poetischer, tief empfundener Abschiedsgruß an den „Engeren“ und all die schönen Stunden, die er in diesem Kreise erlebt und auf die er nun mit wehmütigem Lächeln zurückblickte:

„Nun schau ich aus solidem Schwabenalter
Auf dieser Lyrik jugendtollen Schwung
Und reiche lächelnd meinen Liederpsalter
Den Zechern allen, die im Herzen jung.
Wer Spaß versteht, wird manchmal kräftigst lachen,
Und wen manch Lied schier allzudurstig däucht,
Der tröste sich: ’s war anders nicht zu machen,
Der Genius Loci Heidelbergs ist feucht.“

Und der freundliche Anruf des Dichters: „Gaudeamus!“ — (Laßt uns fröhlich sein!) — fand ein tausendfaches Echo im Vaterlande. Der hier in mannigfachster Beleuchtung schillernde und funkelnde Humor war so echt deutsch, der weite Kreis der Zecher, die, „im Herzen jung“, für den hier geübten Spaß Verständnis hatten, nahm die Gabe so dankbar auf, daß binnen Jahresfrist vier Auflagen vergriffen waren und jedes folgende Jahr neue von ihr nötig wurden.

Doch der Sänger der Lieder konnte des Erfolges nicht froh werden. Denn eine, der er auch den Liederpsalter darreichte, hatte kein Lächeln für den „jugendtollen Schwung“

dieser Lyrik. Dies war seine Frau. Schon seit geraumer Zeit befand sich dieselbe fern von ihm: in befreundetem Kreise zu Clarens am Genfer See. Am 20. Mai 1867 schenkte sie dort einem Knaben das Leben; einige Tage später meldete der glückliche Vater aus Vevey das Ereignis: „Der blütenreiche Monat Mai hat mir außer seinen Herrlichkeiten speziell einen gesunden stattlichen Buben gebracht." In der Kirche von Vevey wurde der Sohn auf den Namen Victor getauft. Fürst Karl Egon zu Fürstenberg vertrat den eigentlichen Paten Karl Klose. Patin war die Jugendfreundin der Mutter, Frau Mathilde Keller, geb. Freiin von Rotberg. Leider konnte das gemeinsame Elternglück die Katastrophe nicht aufhalten: die nur langsam genesende Mutter, die im Herbst dieses Jahres ihren Vater verlor, konnte sich nicht überwinden, wieder nach Karlsruhe zurückzukehren. Sie ging mit dem Kinde zu ihrer Großmutter ins Salzburgische. Nach dem Tode dieser letzteren lebte die Gattin des Dichters getrennt von ihm in München. In A. v. Werners „Erinnerungen" aber heißt es in Bezug auf diese Zeit: „Zwischen den beiden Ehegatten war eine Entfremdung, eine Erkältung eingetreten. ‚Gott weiß wann und wie,' schrieb mir Scheffel. Es ist nicht meines Amtes, Schuld und Zufall hier gegen einander abzuwägen, ich kann nur sagen: mein armer Freund hat schwer gelitten unter der Versagung häuslichen Glückes, welche ihm vom Schicksal auferlegt war." Der Sohn Victor, dessen Erziehung Scheffel im Jahre 1870 übernahm — kurze Zeit nachdem er den eigenen Vater verloren hatte — wurde fortan der Inbegriff seines häuslichen Glückes.

Während er aber persönlich mit all dem Mißgeschick zu kämpfen hatte, erlebte er als Autor Erfolg auf Erfolg und eine ganz wunderbare Wendung vollzog sich in seinem Schicksal als Dichter. In dem Jahrzehnt von 1866 bis 76 wurde Scheffel der Lieblingsdichter der Generation deutscher Jugend, deren beste Kraft 1870 auf den Schlachtfeldern in Frankreich die großen Siege mit erstritt, dank denen am 18. Januar 1871

in Versailles die Gründung des neuen Deutschen Reichs vollzogen werden konnte. Dem Dichter, dem das Leben wieder und wieder da Liebe versagt hatte, wo er darum warb, brachte nun seine ganze Nation ein von ihm nie erwartetes Maß von Liebe dar!

Um diesen Aufschwung von Scheffels Dichterruhm herbeizuführen, wirkten vielerlei Ursachen zusammen. Vergegenwärtigen wir uns zunächst den Aufschwung selbst! „Der Trompeter von Säkkingen" und „Ekkehard" waren jetzt beide über zwanzig Jahre alt. Sich langsam, aber stetig verbreitend, hatten sie die ganze Reaktionszeit überdauert. 1864 erlebte der „Trompeter" die vierte Auflage und das damals schon viel citierte, viel gesungene Lied „Es ist im Leben häßlich eingerichtet" fand, wohl aus diesem Anlaß, Abdruck in der „Gartenlaube". Von 1866 bis 70 wurde jedes Jahr eine neue Auflage nötig und bis 1876 stieg die Zahl derselben auf fünfzig! In ähnlichem Verhältnis stieg die Verbreitung des „Ekkehard". „Frau Aventiure" wurde in dem Jahrzehnt in sieben, „Gaudeamus" in einundzwanzig Auflagen verkauft. Ganz unabhängig hiervon fanden Scheffels Lieder aus dem Engern in flotten wirkungsvollen Melodien den Weg in immer weitere Kreise des Volkes; die schönsten Lieder aus dem „Trompeter", von Abt, A. Jensen, Riedel, Reinthaler u. v. a. komponiert, wurden gleichzeitig zu Lieblingen der am Klavier singenden weiblichen Jugend. In demselben Zeitraum eroberten sich die in ihrer Art klassischen Prachtausgaben von Scheffels Dichtungen mit A. v. Werners Bildern den Salon. Dem illustrierten „Juniperus" folgte 1868 der Prachtband des „Gaudeamus" mit seinem reichen köstlichen Holzschnittschmuck. Weihnachten 1869 brachte die „Bergpsalmen", begleitet von den sechs großen stimmungsvollen Bildern aus der Alpenwelt, und 1872 erschien der „Trompeter von Säkkingen" mit Werners meisterhaften, in Humor und Ernst echt Scheffelisch anmutenden Illustrationen und wurde in dieser Gestalt von Kritik und Publikum mit gleicher Wärme begrüßt.

Daß bei dem liebenswürdigen Charakter, dem großen poetischen Reiz der Werke Scheffels die innige Verbindung, die sie teils mit der Musik, teils mit der Kunst des Malers eingingen, ihrer Verbreitung ungemein förderſam war, ist selbstverständlich. Im Rahmen des „Trompeters“ wirkten die Lieder Jung Werners und Margarethens lange nicht so lyrisch wie nun in ihrer gesungenen Selbständigkeit. Daß dem „Gaudeamus“ so schnell auch die Prachtausgabe folgte, die Scheffels kräftigen Humor in Werners fein abtönender Kunst widerspiegelte, trug nicht wenig dazu bei, dem künstlerischen Wert dieses Humors die rechte Anerkennung auch in solchen Kreisen zu verschaffen, wo die Poesie der deutschen Kneipe bisher noch keinen ästhetischen Anspruch hatte erheben dürfen.

Doch alle diese Erfolge, die sich gegenseitig stützten und hoben, hatten doch zur Voraussetzung, daß gerade jetzt in weiten Kreisen der Nation eine ganz besondere Empfänglichkeit gerade für Scheffels Poesie vorhanden war.

Wie herrlich spiegelte sich in seinen Werken die Schönheit just der deutschen Ländergebiete, in denen 1866 der Ausgang des Kriegs, der Preußens Hegemonie entschied, als Niederlage betrauert wurde! Wie wohl that die Liebe, mit der Scheffel sein „alemannisch Land“, die Schwabenheimat, die Pfalz, das Hessen-, Franken- und Bayernland, die deutsche Ostmark, die bayrische und österreichische Alpenwelt in ihrer kulturhistorischen Bedeutung für ganz Deutschland, in ihrer landschaftlichen Pracht und Anmut gepriesen und geschildert hatte, jetzt überall da, wo man sich nur schwer in den damaligen Umschwung der deutschen Machtverhältnisse fügte! Aber diese Verherrlichung des deutschen Südens war frei von jeder partikularistischen Tendenz, von jeder kleinlichen Voreingenommenheit gegen die deutschgesinnten Landsleute nördlich vom Main. Der Dichter dieser Lieder war auch der Verherrlicher des Thüringer Walds und der Wartburg, deren Jubiläumsfest im Jahre 1868 zu einer großartigen Kundgebung jenes Geistes wurde, der seit dem Wartburgfest von 1817 so viel

erlitten und erstritten und Anhänger im Süden und Norden geworben hatte zur Verwirklichung des Ideals eines neuen in freier Verfassung geeinten deutschen Reiches! Dieser Dichter verherrlichte die Heimat, weil sie deutsch war; er hatte sein Entzücken an der deutschen Erde überall, wo ihre Schönheit ihn ergriff, sein Humor redete die Sprache des echten deutschen Studenten, der das eine Semester in Jena oder Leipzig, das andere in Heidelberg oder Kiel, jetzt ein Jahr in Berlin oder Tübingen, dann eines in Marburg, Wien, München u. s. w. studiert und überall sich heimatsberechtigt fühlt. Man wußte nicht, daß von Scheffels intimsten Universitätsfreunden der eine ein Mecklenburger, der andere ein Thüringer war, daß er selber einst in Berlin wie in Heidelberg das schwarz-rot-goldne Band der Burschenschaft getragen hatte, aber in jedem Korps, in jeder burschenschaftlichen, jeder Finkenverbindung, regte sich beim Singen von Scheffels Liedern das Gefühl: wahrhaftig, dieser Scheffel verdiente „alter Herr" und Ehrenmitglied bei uns zu sein!

Sein Zusammenwirken mit dem Maler Anton von Werner aus der Brandenburger Mark entsprach durchaus der Vorstellung, die man sich im deutschen Norden auf Grund des „Gaudeamus" und „Ekkehard" von diesem süddeutschen Dichter bildete. Es weckte diesseits und jenseits der Mainlinie gleich viel Sympathien für ihn, als er bald nach dem Krieg, der die Kluft scheinbar vertieft hatte, in der Vorrede zum „Juniperus" schrieb: „Möge die freundlich gemeinte Doppelarbeit des Dichters und des Malers unbefangen ihren Weg suchen durch die von ernsten Stimmungen bewegte Zeit; — möge sie, nachdem mitten in Tagen der Kriegsbedrängnis ein Schienenweg des Friedens vollendet worden und des Dampfrosses Schnauben nunmehr das hegauische Wiesengelände entlang bis zum Gipfel des Neuenhewen hinaufschrillt, manch einen Leser veranlassen, sich der eigenartigen Schönheit jener Höhen und Thäler zu erfreuen; — möge sie zugleich Zeugnis ablegen, daß ehrliche deutsche Herzen nichts wissen und

nichts wissen wollen von Haß, Trennung und Bruderzwist, und daß hier ein Mann vom Oberrhein und ein Mann von der Oder in guter Kameradschaft zusammengearbeitet haben an einem Werke deutscher Kunst." Der Schienenwege des Friedens aber wurden in jener Zeit der Bündnis- und Zollverträge zwischen dem Norddeutschen Bund und Baden, Bayern, Hessen-Darmstadt und Württemberg noch mehr vollendet! Die Eröffnung der Brennerbahn ward zum Signal für bequeme Schnellzugsverbindungen des deutschen Nordens mit der deutschen Alpenwelt; das Reisen nach Bayern und Tirol nahm damit einen bedeutenden Aufschwung; die Vorliebe für Sommerfrischen an den von Scheffel so geliebten Gebirgsseen verbreitete sich über ganz Deutschland; Alpenfreunde thaten sich in den größeren Städten zu Vereinen zusammen, die zu den großen Organisationen des Oesterreichischen und Deutschen Alpenvereins zusammenwuchsen: eine große Gemeinde entstand für Scheffels Berg- und Waldpsalmen und frohlockende Wanderlieder, für die Säntispoesie im „Ekkehard".

Und noch in anderer Beziehung wirkte Scheffels Poesie an dem friedlichen Einigungswerke mit, das sich vor dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich zwischen dem deutschen Norden und dem deutschen Süden vollzog. So viel Verstimmung direkt nach dem Krieg, der den Norddeutschen Bund schuf, in Süddeutschland gegen Preußen noch herrschte, die Wichtigkeit eines schlagfertigen Heeres, das Uebergewicht einer auf ein solches Heer sich stützenden Politik, wurde auch hier im Volk mehr und mehr eingesehen. In Baden und Hessen, in Bayern und Württemberg verstand man sich zu Reformen des Heerwesens nach preußischem Muster; die allgemeine Wehrpflicht zog jetzt auch hier die Söhne des wohlhabenden Bürgertums, die „Musensöhne" der deutschen Hochschulen heran. Die Zeit war kriegerisch gestimmt. Die einst vom achtundvierziger Parlament, von Friedrich Wilhelm IV. begangenen politischen Fehler Schleswig-Holstein gegenüber,

traten in scharfe Beleuchtung. In Zorn und Mißmut über die schwächliche Politik war Scheffel damals zum Dichter des „Ekkehard“ gereift. Je mehr sich jetzt zeigte, daß ohne einen Waffengang mit dem Napoleonischen Frankreich Deutschlands Erstarken zur einigen politischen Macht unmöglich war, gewann dieser Roman eine aktuelle Bedeutung. So wie die wilden Ungarn, die „Hunnen“, im 10. Jahrhundert, hatten später die Franzosen in Deutschland gehaust. „Die Großen des Reichs hatten in langen Fehden verlernt, zu gemeinsamem Handeln einzustehen,“ las man im Kapitel „Der Alte in der Heidenhöhle“. „Warum seid Ihr kein Kriegsmann geworden!“ sagt ebenda die Herzogin Hadwig zu dem jugendkräftigen Mönch aus der Sankt Galler Abtei, dessen gelehrtes Wissen keinen Rat weiß, als die Hunnen das Schwabenland bedrohen. Durch die Reden des kaiserlichen Einsiedlers in der Ueberlinger Höhle am Bodensee klingt die Klage über den elendigen Frieden mit den Nordmännern, zu dem er sich bereden ließ: eine Analogie zu dem Frieden von Malmö! Der alte kranke Kaiser aber sagt zu Ekkehard als Antwort auf die Botschaft der Herzogin: er habe einmal einen schlechten Frieden geschlossen und thäts nicht wieder. „Dreinschlagen!“ giebt er als Losung. „Das Schwabenland hat Lanzen genug. Euch Mönchen kanns auch nicht schaden, wenn ihr den Spieß tragt.“ Die gelehrten Mönche von der Reichenau und Sankt Gallen folgen dem Rat und treten ins Heer der Herzogin zur Abwehr der Hunnen; auch Ekkehard wird in dieser Zeit des Krieges ein „Kriegsmann“ und kämpft heldenhaft mit in der Schlacht. Und später als er in einem Sang von Heldenkampf und Heldensieg das Leid seines Herzens überwunden hat, kehrt er nimmer ins Kloster zurück. Er widmet sich dem Staatsdienst und wird am Hofe des sächsischen Kaisers „einer der Hauptursächer, daß der übermütige Dänenkönig Knut mit Heeresmacht überzogen wird.“ Der fahrende Schüler Werner Kirchhof, der „deutsche Träumer“, der zu Säkkingen des Freiherrn von Schönau „Schreiber“ wird und dazu „Trom-

peter" in dessen Musikkapelle, gewinnt das Herz des Fräuleins nicht nur durch sein schönes Musizieren, sondern auch durch die tapfere Teilnahme an der Verteidigung des Schlosses: an dem Lager des Verwundeten wird sich Margaretha ihrer Liebe erst voll bewußt . . . Wie vieler deutschen Frauen und Mädchen Lieben und Sorgen war in den Kriegsjahren nicht verknüpft mit dem Schicksal verwundeter Krieger.

Welche Aktualität erhielt aber erst so manches von Scheffel einst unter ganz anderen Voraussetzungen gedichtete Gaudeamuslied, als der herrliche Siegespreis im Krieg mit Frankreich errungen war. Es kam die Zeit, in welcher das Lied von der „Teutoburger Schlacht" im Volksmund den neuen Schluß bekam, der auf die Vollendung des Hermannsdenkmals und der deutschen Einheit siegesfroh hinwies, in welcher der „Festbardit" der Chatten in der „Grenzwall"-Ballade „Ha! . . . hamm . . . hammer dich emol!" auf den gefangenen Kaiser Napoleon bezogen ward und der Hohn auf die „Polizeistunde" des Polizeistaats, der in den Rodensteinliedern auftrutzt, sich beim Singen noch verschmolz mit der Freude an den freiheitlichen Errungenschaften des jungen Reichs.

In jenen Jahren des friedlichen Ausgleichs vieler Gegensätze und der idealen Ueberbrückung der Mainlinie ging von Scheffels Poesie schließlich auch ein versöhnlicher Einfluß aus auf dem Gebiete kirchlicher Anschauungen. Der Geist der Toleranz, der auf Scheffels Bildungsgang eingewirkt hatte, als das kirchliche Leben in Baden noch unter der Wirkung von Hebel und Wessenberg stand, die Pietät gegen seine Vorfahren, die in alten Benediktinerabteien als Gutsverwalter gewirkt hatten, und schließlich die Frömmigkeit seines eigenen Gemüts, das Gott in der Natur verehrte und in der Naturerforschung Gottesdienst sah, hatten mit seinem mildlächelnden Humor im „Trompeter" wie im „Ekkehard" eine Mischung gefunden, die bei aufgeklärten Protestanten wie Katholiken gleich sympathisch berührte. Im Jahre 1865 widmete der Domkapitular Wilhelm Molitor in Speyer, dessen „Domlieder" streng-

katholische Gesinnung atmen, „dem Dichter des Ekkehard“ einen Sonettenkranz, in dem er ihn mit hohem Lob bedachte . . .

„Der Weltgeschichte Buch ist aufgeschlagen
Vor deines Auges ungetrübter Helle —“

am Schluß freilich beklagte er, daß der Dichter trotzdem für ein rechtes Priesterherz kein Verständnis bewiesen habe. Als Teilnehmer an den Vorarbeiten für das vatikanische Konzil in Rom hat Molitor selber dann nur allzu wenig Verständnis für den Geist bezeugt, der aus Scheffels Dichtung spricht. Um so lebendiger war deren Wirkung in jenen katholischen Kreisen, die in den Tagen des Konzils und späterhin in Döllinger ihren geistigen Führer erblickten.

So zurückgezogen der Dichter auch während der Jahre lebte, in denen seine Poesie allmählich diese Erfolge errang, eine tiefe Wirkung auf sein inneres und äußeres Leben blieb natürlich nicht aus. Viele von den düsteren Vorstellungen, die ihn unter dem Druck seines Gemütsleidens gequält, die ihm die Vaterstadt, die eigne Zeit verleidet hatten, wichen jetzt vollends von ihm, als er so viele Beweise echter Liebe und Verehrung sowohl aus seiner heimatlichen Umgebung wie aus allen Teilen Deutschlands empfing. Die Freude daran ward seiner Seele zum Verjüngungsbad. Und ähnlich wirkte in den Jahren, da ihn die Trauer um den Tod seiner Mutter, der Schmerz um sein vernichtetes Eheglück noch ganz beherrschten, das künstlerische Nacherleben seiner Jugendpoesie, wie es ihm das Zusammenwirken mit Werner für die Illustration des „Gaudeamus“ und „Trompeters“ vermittelte. Durch diese Thätigkeit fühlte sich der Dichter ungemein befriedigt; hier konnte er seine Begabung und seinen Geschmack als Maler, seine ursprüngliche Auffassung als Poet, wie seine große kulturhistorische Gelehrsamkeit in gleichem Maße ins Spiel setzen. Als Werner 1867 zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris ging, setzte sich der Verkehr schriftlich fort. Der Maler betrieb dort die Vorstudien für die Illustration der „Berg-

psalmen" und des „Trompeters". „Unser Briefwechsel darüber," erzählt Werner, „war außerordentlich lebhaft." Er führte zur Verabredung einer gemeinsamen Reise; der Dichter wollte den Maler in die Alpen und an die Orte führen, welche für die Trompeterdichtung von Bedeutung waren. Am 22. Juli 1868 trafen sie sich in Basel und machten von dort aus über Thun eine genußreiche Fahrt durchs Berner Oberland, größtenteils zu Fuß, über Interlaken, Wengernalp, die Scheidegg, den Rosenlauigletscher, durchs Meiringer Thal, über den Brünigpaß nach Alpnacht, Beckenried und Luzern, auf welcher Werner für die in Paris entworfenen Bergpsalm-Illustrationen die nötigen Naturstudien machte. Von Luzern gings nach Zürich, von wo Scheffel am 30. Juli nach Brestenberg ging, um Dr. Erismann zu konsultieren. Einige Tage später trafen sie in Säckingen wieder zusammen, machten Ausflüge ins Murgthal, nach dem Harpolinger Schloß, an den Bergsee, pokulierten im „güldenen Knopf" festlich mit Bürgermeister und Rat und waren zu Gast beim Besitzer des Säckinger Schlosses, dem Seidenfabrikanten Th. Bally aus Basel. Ueber Basel und Freiburg reisten sie in ihre Standquartiere zurück, Scheffel nach Karlsruhe, Werner nach Ottenhöfen im Schwarzwald, wo er die gewonnenen Eindrücke verarbeitete. „Welche Fülle von Humor, tiefsinnig wissenschaftlichem Ernst und künstlerischer Anregung," schließt der Maler seinen Bericht, „offenbarte Scheffel auf solchen Fahrten, und wie viel Stunden höchster Freude und reinsten Glückes danke ich dem prächtigen Manne!" Wiederholt haben Scheffel und Werner noch solche gemeinsame Künstlerfahrten gemacht. Denn nach dem „Trompeter" kam der „Ekkehard" an die Reihe, dessen Illustration leider in den Anfängen stecken blieb, als Werner 1870 nach Ausbruch des Kriegs Gelegenheit hatte, seine Kunst auf dem Kriegsschauplatz zu entfalten, und er dann in Berlin mit dem Velarium zum Einzug Kaiser Wilhelms und der heimkehrenden Truppen seine reiche Thätigkeit zur Verherrlichung der gewaltigen Ereignisse begann, deren Zeuge er in Frankreich gewesen war. Im Frühjahr 1870

hatte er sich noch in Karlsruhe unter Scheffels herzlicher Teilnahme mit einer Tochter des Malers Schroedter verlobt.

Welch' reine, echt künstlerischen Grundsätze Scheffel leiteten, als er in der geschilderten Art an der Illustrierung seiner Werke teilnahm, hat er theoretisch in einem Brief an Eduard Ille in München ausgesprochen, als dieser im Jahre 1866 mit einem Cyklus von Lohengrin-Bildern beschäftigt war. „Wir freuen uns der alten Dichtungen, Tannhäuser, Lohengrin 2c.," heißt es darin, „nur noch um des rein Menschlichen, gemütlich Ansprechenden willen. Die Form jener Gedichte ist, was heutigen Sprachgenius betrifft, nicht mehr nachzubilden, und ist ebenso Renaissance oder Zopf oder Kind des betreffenden Jahrhunderts, wie alles andere, was den bestimmten Typus seiner Epoche trägt. — Deswegen halte ich nicht für nötig, wenn wir den Geist einer Dichtung des 13. Jahrhunderts in plastischer Form wiedergeben wollen, daß wir auch die künstlerisch befangene Denk- und Lineamentweise dem freieren künstlerischen Denken und Lineamentieren des 19. Jahrhunderts aufnötigen. Es kommt sonst ein gewisser formaler Zwang, der nicht einmal stilvoll der richtige ist, in die Schöpfung und ein Anhäufen der kulturhistorischen Hobelspäne um die Statue, die man mühsam aus dem alten, überwachsenen Lindenstrunk herausgeschnitzt hat. — Deswegen halte ich zum zweiten Ihren — kulturhistorischen Inhalt reichlich erstrebenden und gebenden, tief durchdachten Kompositionen die freundschaftliche technische Maßschnur zur Seite und sage: die Hauptsachen — das rein Menschliche, gemütlich Ansprechende und zugleich als künstlerisches Motiv plastisch wirkende — noch mehr, d. h. um einen Grad mehr als Hauptsache — das Beiwerk, Säulen, Wappen, Schrift, Kostüm und archaistisches Lineament noch mehr, d. h. nur um einen leisen Grad mehr, als Beiwerk charakterisiert, so wird man die hölzernen Reste der gelahrten Vorstudien gar nicht mehr spüren und in frischer neugeborner Kraft, vermittelst glücklicher

Seelenwanderung der ersten Urheber, springt der alte Geist wieder in das moderne Leben."

Diese Sätze haben für die Nachwelt die Bedeutung eines ästhetischen Glaubensbekenntnisses, eines künstlerisch-kritischen Testaments desjenigen deutschen Dichters, dem es wie keinem anderen gelungen ist, auf dem Gebiet des kulturhistorischen Romans wie der kulturhistorisch malenden Lyrik sich als freier und großer Künstler zu bewähren. Sein „Trompeter von Säkkingen" und sein „Ekkehard", sein „Juniperus" und die „Bergpsalmen", die düsteren Lieder seines Heinrich von Ofterdingen, wie die heiteren Gesänge seiner fahrenden Schüler und die humoristischen Rodensteinlieder: all diese poetischen Schöpfungen waren — das ist das litterarhistorische Ergebnis dieser Biographie — kraft solcher „glücklichen Seelenwanderung" entstanden. Er hatte in ihnen dem rein Menschlichen und gemütlich Ansprechenden aus Geschichten und Gedichten deutscher Vergangenheit zu einer lebendigen Wiedergeburt verholfen, und weil er so streng und hoch von seiner Kunst dachte, hat er diejenigen von ihm in Angriff genommenen Werke, bei denen es ihm nicht gelang, die plastische Gestaltung von den „kulturhistorischen Hobelspänen" zu trennen, und der Gelehrte in ihm mächtiger geblieben war als der Dichter, lieber aufgegeben und der Welt vorenthalten, eh' daß er diesen Grundsätzen untreu geworden wäre.

Daß er als Lyriker noch im Vollbesitz seiner Kräfte war, hat er in dieser Zeit und auch weiterhin noch durch manches tiefempfundene Gedicht bewiesen. In einem dieser Gedichte, das im Frühjahr 1869 entstand, gewann aber auch sein ursprünglich so freudiges, jetzt wieder erwachendes Lebensgefühl und zugleich seine beglückende Naturanschauung einen Ausdruck, der uns deutlich verrät, wie sehr er sich endlich wieder im Einklang mit Heimat und Gegenwart wußte. Am 16. Januar dieses Jahres war sein Vater gestorben, den er bis zum Ende treu gepflegt hatte. Wie nach dem Tod seiner Mutter, empfing der Trauernde auch jetzt wieder viele Zeichen der Teilnahme

aus den Karlsruher Kreisen, in denen seine Eltern eine so geachtete Stellung eingenommen hatten, während er dem Lockruf Frau Aventiurens immer aufs neue gefolgt war. Als dann der Frühling trostverheißend anbrach und er seine Wanderungen in der waldigen Umgebung von Karlsruhe wieder aufnahm, da erwachte in ihm eines Morgens am Ufer des Rheins machtvoll der Drang, nach all der Trauer sich hoffnungsfroh dem neuen Leben zuzuwenden. „Maimorgengang“ nannte er das Lied, als er es der „Gartenlaube“ zur Veröffentlichung übergab, und „am Rhein bei Dettenheim, den 1. Mai 1869“ setzte er als Datum hinzu. Das Lied besiegelte seine Versöhnung mit Heimat, Gegenwart und Vaterland . . .

„Erneut im Licht! so will's des Lebens
Gesetz, das allen Stoff durchkreist;
Ahrimans Winter drohn vergebens,
Der Sieg verbleibt dem guten Geist.
Sein weltverjüngend Maienwunder
Weckt Saft und Farbe, Ton und Klang,
Drum schallt von allen Wipfeln munter
Der Nachtigallen Lobgesang.
  Sie jubeln feiner denn in Worten:
  Sieh! es ist alles neu geworden.“ — —

„Gekränktes Herz, wozu dein Härmen?
Streif ab den fleckendunkeln Rost,
Laß dich von diesen Lüften wärmen
Und schöpf aus dieser Landschaft Trost:
Kein Leid, kein Groll darf allzeit dauern,
Es kommt der Tag, da alles grünt,
Da Kränkung, Schuld und herbes Trauern
In goldner Sonne Strahl sich sühnt.
  Auch im Gemüt, wie allerorten,
  Sieh! ist dann alles neu geworden.“ ..

„Auf einem stillen Gang durch die Rheinwälder ist mir die Dichtung eingefallen,“ schrieb er an Frau Alberta von Freydorf, deren Freundschaft sich ihm nach dem Tod seiner Mutter besonders wohlthuend bewährt hatte. War doch ihre eigne Mutter eine der intimsten Freundinnen der Frau Majorin

gewesen, erst als Schauspielerin Wilhelmine Thöne, dann als Freiin von Cornberg, und Alberta hatte sich schon als kleines Mädchen ihrer mütterlichen Liebe in besonderem Grade erfreuen dürfen. Selbst poetisch und mit einem schönen Organ ganz besonders zum Vortrag von Poesien veranlagt, war sie als begeisterte Verehrerin der Muse Scheffels aufgewachsen; jetzt als junge Frau des Ministerpräsidenten von Freydorf ließ sie es sich angelegen sein, den Dichter immer mehr von seiner Menschenscheu zu heilen, ihm die Wiederaufnahme so mancher vernachlässigten alten Beziehung zu erleichtern und ihn so in der Vaterstadt wieder ganz heimisch zu machen, die unter der Regierung des Großherzogs Friedrich auch zu neuem Leben sich aufschwang. Rudolf von Freydorf, seit 1866 Ministerpräsident, war in Heidelberg „Schwabe“ gewesen, als Scheffel in die „Alemannia“ trat, ein Korpsbruder von Kußmaul und dem späteren Generalarzt Beck, der dem Scheffelschen Haus längst schon nahestand; Scheffels Mitalemannen, Stoesser und Ellstätter, befanden sich in hohen Staatsämtern; letzterer war bereits Finanzminister, Stoesser wurde 1876 Freydorfs Nachfolger. Es konnte nicht fehlen, daß Scheffels freundschaftlicher Verkehr mit diesen Männern ihm allmälich zu einer anderen Auffassung der preußenfreundlichen deutschen Politik des Großherzogs verhalf, als er in der Zeit seiner Nibelungenfahrten mit vielen seiner Landsleute geteilt hatte. Seine Liebe für Deutschösterreich erlitt hierdurch natürlich keine Einbuße und als im Juli 1870 das geeinte deutsche Heer unter der Führung des Königs Wilhelm von Preußen über den Rhein zog, da sprach er gegen Anton von Werner sein Bedauern aus, daß der alte Kamerad fehle, „der so oft die Franzosen am Rheine klopfen half.“

Vor allem zeigte sich Scheffel in dieser Zeit von dem Wunsche beseelt, sich seinen Eltern, denen er im dunklen Drange seines Dichterstrebens so manche schwere Sorge hatte bereiten müssen, über das Grab hinaus als dankbarer und

pietätvoller Sohn zu bewähren. Das hielt ihn vornehmlich in Karlsruhe fest, und bald fand er auch Gelegenheit, diese Stimmung öffentlich zu bekunden. Für den Sommer 1870 war in Karlsruhe die XVI. Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure anberaumt. Wie bei den vorausgegangenen Versammlungen in Wien und Hamburg sollte eine Festschrift die Gäste begrüßen. Für das Redaktionskomitee wurde vom badischen Techniker-Verein neben den hervorragenden Fachleuten J. Berkmüller, J. Durm, R. Gerwig auch Scheffel gewonnen. Beim Ausbruch des Krieges mußte der Architektentag verschoben werden; er fand erst 1872 statt; auch die Festschrift „Karlsruhe im Jahre 1870, baugeschichtliche und ingenieurwissenschaftliche Mitteilungen“ konnte erst dann, Karlsruhe, Braunsche Hofbuchhandlung, erscheinen. Auf Scheffels Veranlassung war sie in der Druckerei seines Verlegers in Stuttgart gedruckt worden. Die Vorrede ist von Scheffel mit unterschrieben; da die Artikel selbst keine Unterschriften erhielten, war nicht mehr festzustellen, was von dem Inhalt alles aus seiner Feder stammt. Aber sicher wohl fiel ihm die Abfassung der historischen Abschnitte zu: in den „Alt- und Neu-Karlsruhe“ überschriebenen, in dem über Heidelberg und dem Aufsatz „Der Rhein und seine Korrektion von Basel bis zur hessischen Grenze“ läßt sich gut seine Hand erkennen. Mit liebevoller Wärme ist in letzterm das große Unternehmen besprochen, dem Scheffels Vater unter der Oberleitung Tullas die beste Lebenskraft gewidmet hatte; auch eine Strophe aus dem Gedicht der Mutter zum Ruhme Tullas ist darin zitiert, freilich ohne Nennung ihres Namens. „Die Stadt Karlsruhe,“ heißt es in dem geschichtlichen Rückblick, „hat ihren Besuchern weder antike Tempeltrümmer, noch romanische Klosterhallen, weder gothische Dome, noch kühne Renaissancepaläste als Denkmale weit zurückreichender Vergangenheit aufzuweisen. Sie ist ein Kind des 18. Jahrhunderts, fürstlicher Laune und des Rokokogeschmackes, welcher

damals, den Vorbildern Louis XIV. und seines Baumeisters Mansard sich gehorsam fügend, auf deutschem Boden so manches Monbijou und Monrepos und Sanssouci in das Leben rief." In diesen Sätzen war kurz und klar gesagt, was Scheffels romantischer Sinn von klein auf als Mangel seiner Vaterstadt empfunden hatte. In der Besprechung der Bauthätigkeit von Hübsch und Eisenlohr äußerte sich dann die Freude über das organische Auswachsen der Stadt und ihre zukunftreiche Entwicklung unter dem Großherzog Friedrich, der „sich die Hebung seiner Vaterstadt wie die Pflege der bildenden Künste zur besondern dankbaren Aufgabe erkor." In dem Absatz über Hübsch, dem 1863 verstorbenen Freund seiner Eltern, ist gesagt: „sein neues Akademiegebäude wurde 1844 als Vorbote neuer Kunstentfaltung mit Sonetten begrüßt." Das war wohl auch ein Hinweis auf Gedichte seiner Mutter.

Noch wärmer gelangte die Liebe zur Vaterstadt in dem „Festgruß der Stadt Karlsruhe" zu Wort, den er für dieselbe Gelegenheit im Frühjahr 1870 dichtete, und hier nahm er ein Motiv auf, das ihm das Seite 21 zitierte Gedicht seiner Mutter bot. In ihm hatte diese 1840 ihrer Sehnsucht nach der Wiedergeburt des Vaterlands, nach der Zurückeroberung des Elsaß, Ausdruck verliehen, indem sie den Geist Erwins von Steinbach, des großen deutschen Meisters beschwor, der den Straßburger Münster gebaut hat. Jetzt beschwor der Sohn diesen hehren Schatten, damit er die deutschen Architekten und Ingenieure in seiner Heimat begrüße und Meister Erwin schloß seine Rede mit dem prophetischen Trinkspruch:

„Dem Bau der Zukunft! — bis die Schranken allen,
Leg' Süd wie Nord vorplanend Ehre ein:
Zwei Preisaufgaben stell' ich heut Euch allen
Und wer sie löst, mag Baudirektor sein:
Architektur: des deutschen Reichstags Hallen,
Ingenieurs: die Brücken übern Main!"

Der Ausbruch des Kriegs verhinderte dann, daß die Verse als Prophetie zur Wirkung kamen.

Ganz in der Nähe von Karlsruhe wurden die ersten Schlachten — bei Weißenburg, bei Wörth — geschlagen; die Bedrängnis des Kriegs machte sich hier am stärksten in Deutschland geltend. Scheffel hatte infolge dessen als Hausvater viel Sorgen zu überwinden, beide Diener des Hauses waren einberufen; die Beschießung von Straßburg, der ihm von klein auf teuren Stadt, erfüllte ihn mit herzlichem Bedauern: deutlich war oft in Karlsruhe der ferne Kanonendonner zu hören. „Ich habe ein zu scharfes Auge für die Leiden des Krieges, die auch den Siegern nicht vorenthalten bleiben," schrieb er an Eisenhart, „so daß mir eine ungetrübte Freude und der Ausdruck in poetischer Form nicht möglich wird." Tief erschütterte ihn der jähe Tod seines alten Freundes Feodor Dietz; der Maler war als Delegierter des Karlsruher Frauenhilfsvereins ins Lager der badischen Truppen geeilt, wo ein Herzschlag ihn dem Leben entriß.

Als dann aber das deutsche Heer mit glänzender Entfaltung seiner Wehrkraft unter der siegreichen Führung seiner Feldherren das feindselige Frankreich und seinen ehrgeizigen Herrscher niedergeworfen hatte, als aus dem blutigen Krieg die Einigung Deutschlands zu einem starken mächtigen Reich hervorging, da jubelte auch seine Seele freudig auf. Schon nach der Kapitulation von Straßburg hatte er an seinen Freund und Verleger Adolf Bonz geschrieben: „Für den Fall, daß Deutschland das Elsaß behält, möchte ich in irgend einer Weise mit der Feder des Historikers und Poeten an der Deutsch-Umstimmung der wieder gewonnenen welschen Brüder thätig sein. Wir dürfen alle Gott auf den Knieen danken für die Geschicke dieses Sommers!" Am 16. Februar 1871 richtete er dann an Werner die bedeutsamen Worte: „Es freut mich, daß Du diese gewaltige und für Deutschland ehrenvolle Zeit so mitten im Zentrum der Ereignisse miterleben und studieren kannst . . . die beste und echteste Geschichtsmalerei

ist die aus der Gegenwart; wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre und keinen, aus der Dir glücklicherweise unbekannten Reaktionszeit der fünfziger Jahre stammenden Rost in der Seele angesetzt hätte, so würde ich mit voller Energie mich ebenfalls diesen Geschichten und den neu angebahnten, hoffentlich schwungvollen Entfaltungen deutscher Kraft und deutschen Geistes widmen."

Seinem Vorsatz, auch seinerseits zur inneren Wiedergewinnung des Elsaß als Schriftsteller beizutragen, suchte er bald nach Beendigung des Krieges nachzukommen, und zum Zwecke der Vorbereitung machte er wiederholt lange Wanderfahrten ins benachbarte Elsaß. Er plante eine volkstümliche historische Erzählung, die den elsässischen Landsmann von seiner deutschen Nationalität überzeugen sollte, doch verleidete ihm die anhaltend deutschfeindliche Stimmung der Elsässer das Vorhaben. Die 1872 in „Ueber Land und Meer" veröffentlichten „Skizzen aus dem Elsaß", die sich speziell mit Rosheim, Lützelburg, Rathsamhausen, Girbaden und dem Odilienberg beschäftigen, waren das Resultat dieser Wanderstudien. Freudigen Wiederhall im ganzen Vaterland weckte sein Festlied für die Gründungsfeier der Universität Straßburg am 1. Mai desselben Jahres, zumal die Strophe, in der sein alter echter Gaudeamushumor zündend aufleuchtete:

„Was schaust du noch trauernd nach Westen,
Elsässischer Landsmann und Freund?
Du zählst ja schon heut zu den Besten,
Die unsre Matrikel vereint.
Bedenk, was die Reben all wollen
Von Wolxheim hinauf bis nach Thann:
Der Wein reift fürwahr nicht zum Schmollen,
Der reift zum Schmollieren heran!"

In gehobener Stimmung nahm er teil an den Straßburger Festen, und die letzte der „Skizzen aus dem Elsaß", die zugleich die letzte seiner Arbeiten auf dem Gebiete des Reisebilds war, schloß mit einem Rückblick auf den herr-

lichen Ausflug nach dem Odilienberg, der am 2. Mai wohl fünfzehnhundert Festgäste unter den Linden des sonst so stillen Klosterhofs auf der Höhe des alten „heiligen Berges“ vereinte. „Da lagerten in bunten Reihen Kriegsleute, Studenten und Männer der Wissenschaft und donnernder Jubelruf umdröhnte die Ruhestatt des Herzogs Attich und der heiligen Odilia, als Berthold Auerbach dem glorreichen deutschen Heer, dem Heer des Mutes und der Bildung, und als der Elsässer Egbrecht Graf Dürkheim-Montmartin dem Kaiser Wilhelm ihre beredte Huldigung brachten. Auf des Männelsteins Felsterrasse aber, wo nachher der Festzug die zweite fröhliche Bergrast hielt und der Ausblick in die maigrüne Pracht der Landschaft sonnenrein und duftig war wie je, stand wie ein ehrwürdiger Wasgaudruide, Kolmars Staatsprokurator Vaccano und hielt in deutscher Sprache dem versammelten Volk eine Bergpredigt, die klang, als solle der uralte Geist des Wasichen in seinen Bergen aufgestört werden und mit bewegten Wipfeln seiner Bäume mitrauschen in dem Festjubelruf der Epigonen: Das ganze Deutschland vom Fels zum Meere hoch!“

Erneute Durchforschungen des Wasgensteins bei Obersteinbach und der urkundlichen Papiere des Klosters Weißenburg, auf die ihn seine Wanderfahrten ins Elsaß führten, mögen dem Dichter auch die direkte Veranlassung gegeben haben, den alten Plan einer wissenschaftlich erläuterten Separatausgabe seiner Uebersetzung des Walthariliedes in Gemeinschaft mit Dr. Alfred Holder auszuführen. Die Vorrede und die vier ersten Kapitel der „Erläuterungen“ enthalten Stellen, welche an Anschaulichkeit der Schilderung und Darstellung mit solchen des Romans Ekkehard wetteifern, und erweisen sich als das Produkt erschöpfender Forschungen auf dem hier beschrittenen Gebiete. Der „glückliche Hauch jugendlicher Frische“, der die in jungen Jahren entstandene Uebersetzung durchweht, durchdringt auch einzelne der gelehrten Ausführungen des Gealterten mit belebender Wirkung. So

hat das Waltharilied, welches den jungen Uhland zuerst für das Studium und die poetische Wiedergeburt der altdeutschen Poesie begeisterte auch im geistigen Leben Scheffels an dessen größter Dichterthat wie seiner bekanntesten Gelehrtenleistung den innigsten Anteil gehabt. Die Ausgabe erschien 1874 und gleichzeitig brachte der Metzlersche Verlag als Prachtwerk „Das Waltharilied verdeutscht" mit Illustrationen von Albert Baur. Im folgenden Jahr hatte Scheffel als Gast seines Landesherrn, des Großherzogs Friedrich, auf dessen schönem Sommersitz am Bodensee, dem Inselschloß Mainau, der Kaiserin Augusta ein Exemplar dieses Werks mit einer Widmung zu überreichen. Der Anlaß bot ihm Gelegenheit, auf die patriotische Tendenz hinzuweisen, mit der er einst seinen Ekkehard, dem Dichter des Walthariliedes zum Berater eines Sachsenkaisers werden ließ, der den Feinden Deutschlands kraftvoll entgegentrat. Er schrieb in das Buch:

„Als einst der Sachsenkaiser
Kriegsruhm die Welt durchklang,
Schuf einer in Sankt Gallen
Lateinisch diesen Sang.

Neunhundert Jahre flossen
Im Zeitenstrom dahin,
Erneut bring' ich ihn heute
Der deutschen Kaiserin.

Glückauf — noch blüht Altdeutschland,
Und Helden, den alten gleich,
Wissen zu kämpfen und siegen
Und schirmen das neue Reich!"

So wurde Scheffel unter Anknüpfung an die patriotische Poesie seiner Mutter und an die eigenen zur Verherrlichung deutscher Vergangenheit geschaffenen Werke zum Verherrlicher der neuen Zeit und des neuen Deutschen Reichs. Die erfolgreiche Bündnispolitik Bismarcks Oesterreich gegenüber versöhnte ihn mehr und mehr mit der energischen Lösung des

„Dualismus“, die der Krieg von 1866 gebracht hatte, und als er 1875 eingeladen wurde, für die Gründungsfeier der Universität Czernowitz das Festlied zu dichten, da huldigte er dem modernen österreichischen Staatsgedanken:

„Heil dir, gewaltig Oesterreich,
Heil Wissen dir, im Osten,
In Sprachen bunt, im Geiste gleich
Ziehn wir am Pruth auf Posten.“

Von einer anderen Wacht am Pruth hatte die Mutter in ihrem „Reimbuch“ gesungen. Dort fand der Sohn ein Gedicht zu Ehren jenes ritterlichen Markgrafen Ludwig von Baden, der sich einst im Kampf gegen die Türken zum Schutze Wiens als siegreicher Feldherr bewährte. Als die Karlsruher Künstlerschaft 1881 zur Feier der silbernen Hochzeit des badischen Großherzogspaares die Festschrift „Geschichten und Bilder aus Baden“ vorbereiteten, ließ Scheffel darin dies Gedicht seiner Mutter erscheinen; er selbst stiftete die Doppelromanze „Zwei Gedenktage“ — sie stellte der Zerstörung der Karlsburg der ehemaligen Markgrafen von Baden-Durlach durch Melacs Kriegshorden auf Befehl Ludwigs XIV. die Proklamation des neuen deutschen Kaisertums im Spiegelsaal von Versailles gegenüber, bei welcher der Enkelsprosse jener Markgrafen das erste Hoch auf Kaiser Wilhelm ausbrachte. Seine Liebe für Deutschösterreich sprach Scheffel noch öfter in Grüßen und Sprüchen an Oesterreichs Studenten aus, die ihn ihrerseits mit dankbarer Begeisterung feierten; am schönsten that er es wohl zum 25jährigen Stiftungsfest der Burschenschaft „Libertas“ in Wien:

„Germania streckt den Mutterarm
Nach allen Söhnen segnend aus,
Ihr altes Herz schlägt liebewarm
Auch denen in der Ostmark draus.
Nachbarn sind heut und nicht entzweit
Die an der Donau, die am Rhein;
O mögen sie für alle Zeit
Siegreiche Waffenbrüder sein!“

In den Jahren, da ihn sein Interesse für das Elsaß von Karlsruhe oft hinüber aufs linke Rheinufer führte, fand er sich auch angeregt, den Plan zu einem Roman zu entwerfen, dessen Stoff ihm die Vorzeit der Karlsruher Rheinlandschaft darbot. „Tabernae romanae“ sollte er heißen nach der alten Römerstadt, auf deren Trümmern das pfälzische Städtchen Rheinzabern steht. Hier war einst die Stätte einer blühenden Kunsttöpferei gewesen: die Zerstörung der Kolonie in Völkerwanderungszeit mit dem Gegensatz von keltischen Ureinwohnern und eindringenden Germanen sollte den Hintergrund bieten. Der freundschaftliche Verkehr mit Felix Dahn, der jetzt als Professor in Würzburg an seinem historischen Hauptwerk arbeitete, dem der Roman „Ein Kampf um Rom“ folgte, bot ihm dafür manche Anregung, und ganze Abschnitte der Dichtung arbeitete Scheffel im Kopfe aus, ohne daß es zur Niederschrift kam. Das Grenzgebiet zwischen Franken und Schwaben sah beide Dichter auf gemeinsamer Wanderfahrt. Im Jahre 1870 war das Endziel die Stadt Lauffen am Neckar, wo die Hölderlinfeier sie mit Freiligrath vereinte, der seit seiner Rückkehr aus dem Exil in Stuttgart lebte und für jene Feier den Prolog gedichtet hatte. Durch den „trinkbaren“ und sangesfreudigen Oberamtsrichter Ganzhorn in Neckarsulm war Scheffel zu dem vielgeprüften Sänger der Freiheit schon vorher in freundschaftliche Beziehung gebracht worden. Sie hatte zu einem Stelldichein in Maulbronn geführt, wo Scheffel damals öfter zur Sommerfrische erschien. Er machte in liebenswürdigster Weise die Honneurs der alten Abtei, zeigte und erklärte alles, und, es war, wie Freiligraths Witwe mir später erzählte, „eine wahre Freude, die beiden Dichter in heiterster Laune und sprudelndem Humor zusammen verkehren zu sehen.“

Im Herbste 1871 begann Scheffel damit, sein altes Ideal eines abgelegenen Wohnsitzes in schöner Naturumgebung für die Dauer zu verwirklichen. „Das Gescheidteste,“ meldete er darüber Werner nach Berlin, „was ich dieses Jahr

unternommen, war, daß ich nach Deiner Hochzeit an den Bodensee ausgeflogen bin und mir bei Radolfzell ein Stück Gartenland, das bis an den See reicht, erworben habe." Auf dieser Seehalde ein behagliches Wohnhaus zu bauen und einzurichten, war sein Plan und im Juli 1872 schrieb er an Eisenhart, der seit 1866 in München das verantwortungsvolle Amt eines Kabinettssekretärs bei dem jungen König Ludwig II. bekleidete: „Leider bin ich nicht im Stande, in München mit zu jubiliren; ich habe im Mai in Straßburg mitgeschwärmt und würde mich herzlichst der heranblühenden Jugend erfreuen, aber der Körper ist allmählich mürb und ruhebedürftig, ich bin seit einigen Tagen in Radolfzell und soll mindestens zwei Wochen lang täglich im See baden; ich fühle auch instinktiv, wie mich dies lakustre Leben stärkt und langsam kräftigt, während Reisen und große gesellige Aufregungen mich aus dem Geleise bringen. Außerdem halten mich hier freudige Arbeiten fest; ich baue an einer schön gelegenen Seehalde ein stattliches Haus, zu dem ich später einen Baumgarten anlege, finis laborum — der Ruhesitz, der dereinst mich und meinen Buben Victor erfreuen wird und zugleich die einzige Revanche ist an den Verleumdungen, die die giftigen Zungen mir angethan, denn Gut und Haus werden bis auf den letzten Kreuzer aus den Ersparnissen und Schriftsteller-Honoraren hergestellt, die ich in den letzten sechs Jahren anzusammeln verstand."

Seinem Freunde, dem Baurat Durm, übertrug er den Bau des Landhauses, das er „Seehalde" taufte; im Frühjahr 1873 konnte er seinen Einzug halten, und entzückt rühmte er, „daß Gottes Sonne frei und licht über die blaue Flut in alle Fenster hineinleuchte." Er hatte sich für sein Asyl einen Platz inmitten der Gegend ausgesucht, die er in seinem „Ekkehard" vor allem verherrlicht hat. Das altertümliche Radolfzell, im Roman die Siedelei des jagdfreudigen Möngal, liegt am Hegauer Ufer des Konstanzer Untersees, durch den der Rhein abfließt. Aus der schmucken, in einem

Rebgarten gelegenen Villa, hatte der Dichter einen prächtigen Blick nach allen Seiten, nach Osten und Süden auf Konstanz und die Insel Reichenau, nach Westen auf den Hohentwiel und die anderen Berge des Hegaus. Er hat diesen Sommersitz oft besungen.

„Mit Reben umrankt vor dem Thor sich die Höh'
Bis hinab zum Mettnaugestade,
Und schimmernd ladet der Untersee
Zum kühlenden Wellenbade.

Wenn dort ich in wohligem Schwimmerspiel
Der Fluten Tiefe durchschneide,
Grüßt altbefreundet der Hohentwiel
Aus bergstolzer Hegauweite.

Schön ist er, im dämmernden Morgengrau
Vom Duft der Ferne umflossen,
Und schön, wenn zum Abend-Purpurblau
Sich der Sonne Glühgold ergossen.

Nur langsam verglastet der blendende Schein,
Doch kaum ist erloschen der Schimmer,
So hüpft auf den Wellen der Mondenschein
Mit silberweißem Geflimmer . . ."

1876 kaufte er sich die 20 Minuten davon gelegene Mettnau dazu, eine auf die Reichenau zu gerichtete schilfumwachsene mövenumflogene Landzunge, auf welcher er sich nach dem Entwurfe C. v. Großheims einen stattlichen altertümlichen Turm mit holzgetäfelten Zimmern an das vorhandene alte schlichte Wohnhaus bauen ließ. Ein lieber Gedanke war es ihm, daß auf dieser Mettnau, wo früher ein kleines Jagdschloß gestanden hatte, der Bischof Wolfgang von Regensburg als Enkel des Nellenburger Grafengeschlechts zur Welt gekommen war. Das so vergrößerte Besitztum, auf dem er nun bis ans Lebensende den Sommer über wohnte, wenn nicht etwa Bade- und Studienreisen ihn entführten, hat ihm überhaupt viel Freude gemacht. „Seine ganze Zeit und Sorge," berichtet Werner, „war jetzt zunächst der Erziehung seines Sohnes gewidmet, mit welchem er das Hegau durchstreifte,

im Röhricht des Untersees der Wildente auflauerte und ihm Herz und Sinn für Gottes schöne Natur erschloß; jeder seiner damaligen Briefe an mich enthält einen Satz voll innigster Liebe zu seinem Sohn, und Glück und Freude über dessen Gedeihen oder schmerzlichster Sorge bei gelegentlichen Krankheitsanfällen des Kindes. Neben Freude und Behagen am Landleben hat es an bösem Aerger indeß auch nicht gefehlt, und wenn die Reichenauer Fischer bei Hochwasser auf seinen Grund und Boden zum Fischen gefahren sind, dann sind Zorn und Galle oft bedenklich Meister geworden über den sonst grundgutmütigen Dichter, und mit unfruchtbaren Prozessen hat er viel schöne Zeit verloren.“ Schwer litt er unter seinem Eheleid. Oft klagte er Eisenharts, seinen Vertrauten in diesem Kummer, die er in München und Leoni am Starnberger See wiederholt besuchte und auch als seine Gäste in Radolfzell sah, daß er Hausherr und Hausfrau zugleich sein müsse und ihm ein liebendes Herz fehle, das ihm die Lasten erleichtere. Seine Lebensführung war die eines Gutsherrn. Ich bin ein Landmann geworden, sagte er zu einem ihn besuchenden Verehrer, und habe keinen andern Ehrgeiz, als den: ein freier Mann auf freiem Grund zu sein. Und als solcher, nicht mehr durch den Gedanken an daraus sich ergeben könnende Folgen gehemmt, nahm er die Ehrenbezeigungen ruhig an, die — ohne sein Zuthun — ihm jetzt von den verschiedensten Seiten, aus der Sphäre des Volks wie der Fürsten dargebracht wurden.

Der fünfzigste Geburtstag Scheffels, am 16. Februar 1876, brachte diese Popularität des Dichters zu glänzendster Entfaltung: Hoch und Niedrig, Alt und Jung aus den verschiedensten Kreisen der Nation wetteiferten miteinander, dem verehrten Dichter Zeichen der Liebe und Dankbarkeit zu spenden. Deputationen, Lorbeer- und Edelweißkränze, Ehrenhumpen, kunstvoll ausgeführte Adressen, Weinproben aus den schönsten Rebengauen des Rheins, poetische Grüße von jüngeren Dichtern, die in ihm ihr Vorbild sahen, von älteren, die in ihm

einen Koryphäen der gemeinsamen Kunst verehrten, waren die Symbole des herzhaften „Gaudeamus!“, in das an diesem Tage die deutsche Welt einstimmte. Am schönsten feierte ihn Ferdinand Freiligrath, der von ihm sang:

„Er ward von Apollos Gnaden
Ein Fürst von Hohentwiel,
Und heut bekränzt ihm Baden,
Sein herrlich Saitenspiel.
Und wo Studenten wandern,
Sei's Rhein, sei's Donaustrand,
Da schüttert von Salamandern
Zu Ehren ihm das Land.“

Ja, namentlich auch Deutschösterreich beging das Fest mit allgemeiner Begeisterung. Alfred Klar in Prag hob damals in einer größeren Schrift über den Dichter die inneren Beziehungen des Poeten zur alten Ostmark des früheren deutschen Reichs hervor. Scheffel nahm mit gleicher Genugthuung die Grüße aus Wien, Graz und Prag, wie die Ehrenmitgliedschaft so mancher Studentenverbindung im Reich, so manches bürgerlichen geselligen Vereins, die Ehrenbürgerschaft der Städte Karlsruhe, Säckingen, Radolfzell, wie die Orden und Ehrenbezeugungen an, die ihm die Gunst deutscher Fürsten verlieh. Dem großen Festbankett in Karlsruhe wohnte Großherzog Friedrich bei. Auch Fürst Bismarck war unter den Gratulanten mit einem Glückwunsch vertreten, der den nationalen Geist von Scheffels Dichtung hervorhob; Scheffel erwiderte ihn mit dem Gegengruß, daß ein gutes Blatt Geschichte mehr wert sei als tausend Gedichte. Ihm that es in seiner Zurückgezogenheit wohl, solche Beweise schöner Wirkung seines poetischen Schaffens zu empfangen. Er, der abgelöst von der großen Welt und ihren Kämpfen lebte, sah darin einen erhebenden Beweis der Einigkeit im Vaterland zu Gunsten der Anschauungen, die er standhaft als Poet in den Zeiten der Reaktion der fünfziger Jahre vertreten hatte. Ueber die Versetzung in den erblichen Adelstand, durch die ihn sein Landesherr ehrte, war er, der seine Meinung über solche

Auszeichnung 23 Jahre vorher in den Worten ausgesprochen hatte „Wen die Kunst geadelt, dem ist solcher Schmuck unnützes Beiwerk“, um seines Sohnes willen erfreut. Den bayrischen Maximiliansorden, der nur an hervorragende Männer der Kunst und Wissenschaft verliehen wird, wußte er nicht minder zu schätzen, und durch die Auszeichnung, die ihm der König von Württemberg hatte zu Teil werden lassen, sah er in festlicher Form bestätigt, daß man im Geburtsland seiner Mutter das schwäbische Element in seiner Poesie erkannt und gewürdigt hatte. Im stillen hoffte er, all diese Ehren würden auf seine Frau versöhnend wirken. Daß Freiligrath, sogar vom Krankenlager aus, ihn so liebevoll und ehrend besungen hatte, machte ihm ganz besondere Freude.

Zehn Jahre waren dem Dichter noch zu leben vergönnt. Das schwere Leiden, das ihn während des ersten Mannesalters so hart bedrängt, das er nach der Liestaler Katastrophe so mannhaft überwunden hatte, blieb nicht ohne Folgen in diesen Jahren des Alterns. Das Leben auf der flutumspülten Mettnau, das ihm in vieler Beziehung so wohl that, setzte ihn zudem Erkältungen aus; rheumatische Uebel stellten sich ein, während sich langsam in ihm die Krankheit entwickelte, der er dann später erlag: Herzwassersucht und Verkalkung der Arterien. Doch merkte man seinem Aeußeren hiervon lange nichts an; sein Körper, vom Wanderleben gestählt, wirkte kraftvoll bei behäbiger Fülle. „Die Gestalt fest gebaut, derb, wie für den Harnisch gebildet, und dabei doch wieder geschmeidig und mild im Wesen und Ausdruck, wie ein Einsiedler gewordener Bischof, als welcher er seine Bergpsalmen dichtete,“ so schilderte 1870 Berthold Auerbach seine Erscheinung nach einem Zusammensein mit ihm in Gernsbach. Seine Dichterlaufbahn betrachtete jetzt Scheffel als abgeschlossen. Erstorben aber war sein Talent keineswegs. Das beweisen gar manche der zahlreichen Gelegenheitsdichtungen aus dieser Zeit, die später aus seiner litterarischen Hinterlassenschaft an die Oeffentlichkeit traten und

die ihm Pietät, Dankbarkeit und Freundschaftssinn, diese drei großen Haupttugenden seines Gemüts, eingaben. Schon 1869 hatte er, angeregt durch die Feste des Karlsruher Künstlervereins, zum besten der Karlsruher Frauenvereine einen Prolog zu lebenden Bildern gedichtet, die von Künstlern gestellt, das badische Landvolk in heimatlicher Landschaft bei der Arbeit zeigte. An einem ähnlichen Wohlthätigkeitsabend im Karlsruher Museum trat auch 1875 „Die Mär vom Rockertweibchen, wie sie im Schwarzwald die Mutter den Kindern erzählt,“ zuerst als Text zu lebenden Bildern an die Oeffentlichkeit. Als sie darauf in Rodenbergs „Deutscher Rundschau“ erschien, brachte die anspruchslose Gabe freilich all denen eine Enttäuschung, die, ohne des Dichters Zustand zu kennen, von ihm mit Spannung ein neues Werk von der Art des Ekkehard erwarteten, wie er es selbst lange Jahre hindurch im Wartburgroman seinem Geist hatte abtrotzen wollen. Jetzt war der Dichter frei von diesem Ehrgeiz. Mit der Gestaltung des Murgthalmärchens von dem Bergweiblein, das der verfolgten Unschuld hilft, hatte er eine frühere Absicht der Mutter ausgeführt, und zwar im Dienste der Wohlthätigkeit, die diese geübt hatte. Seine Liebe und Trauer um die Mutter fand in der Dichtung poetische Sprache; aus den Nesseln vom Grab ihrer Mutter muß die Gärtnersbraut auf Geheiß des grimmen Ebersteiner Burgvogts ihr Brauthemd und dessen Totenhemd spinnen.

Bedeutender an poetischem Gehalt ist die originelle Schöpfung, die Scheffel 1877 dem Publikum darreichte, freilich in einer Gestalt, die, so schön sie war, die Verbreitung erschwerte: das Prachtwerk „Waldeinsamkeit, Dichtung zu zwölf landschaftlichen Stimmungsbildern von Julius Marak, radiert von Eduard Willmann.“ Das anmutige Idyll, dessen leichte novellistische Einkleidung ganz modern anmuten würde, wenn der Förster nicht auf recht altmodische Weise „Waldfreund“ und sein Forsthaus „Schratimberg“ hieße, reiht landschaftliche Stimmungsbilder aneinander von echt Scheffel-

scher Anschaulichkeit und Stimmung. In den ernsten Partien fühlt man sich an die „Bergpsalmen“, in den heiteren an den Schwank vom Bruder Rippold erinnert. Auch an dieser Dichtung war Scheffels Herz beteiligt. In dem Forstmann, der in seiner Einsamkeit sich so wohl fühlt und immer sein Skizzenbuch bei sich trägt, um seine Freude an der schönen Natur durch ihre Nachbildung zu vertiefen, zeichnete er sein jetziges Wesen als Siedler auf der Mettnau, naturgetreu bis auf die hohen Schaftstiefeln, die er hier wegen der Jagd auf das geflügelte Wild im Röhricht zu tragen pflegte. In dem Konflikt des kunstbeflissenen Waldfreunds mit dem schönen Stadtfräulein, das einseitig für die Natur des Südens schwärmt, während er die Heimat über alles liebt, hat er wohl ein Motiv aus seiner eigenen Ehetragödie verklärend dargestellt. In der treusorgenden Mutter aber, die alles zum Guten lenkt, setzte er der eigenen ein Denkmal. Im Schluß heißt es: „Was Forstmeister Waldfreund einst glücklich skizziert, hat Julius Marak nun schmuck komponiert,“ so daß man meinen könnte, Skizzen von Scheffel lägen dem Werk zu Grunde. Doch sollen die stimmungsvollen Bilder des österreichischen Malers den Dichter zu den Texten erst angeregt haben. Ehe das Werk (das seitdem auch in einer handlichen Volksausgabe erschien) in die Welt hinausging, brachte Scheffel die Dichtung in Karlsruhe, Mannheim, Pforzheim und Neustadt a. d. Hardt zum Vortrag. Er verdiente, wie er an Eisenhart schrieb, „für die Frauenvereine schöne Honorare“, für sich „Lorbeerkränze, Herausrufungen, solenne Soupers und Frühstücke.“ Dann aber spann er sich sofort wieder in sein einsames Leben ein.

Aus aufrichtiger Dankbarkeit ist der „Festgruß“ entstanden, den Scheffel 1877 zum 25jährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs Friedrich von Baden dichtete. Indem er des edlen Fürsten „Ideal“ pries, dem dieser in Treue nachgestrebt habe, vermied er gerade, was ihm damals von einzelnen Schriftstellern als „Kriecherei“ ausgelegt ward. Scheffel, der wie wenige seiner Landsleute

„des Zweifels Qual“ erlebt hatte, ehe „des Siegs Gewißheit“ ihm wurde, war ganz besonders berufen, dem Dank des badischen Volks poetischen Ausdruck zu geben. Von gleichem Alter wie der Großherzog, hatte er 1852 verzweifelnd an den politischen Zuständen den badischen Staatsdienst quittiert, um in der Kunst Trost zu suchen, als dieser die Zügel der Regierung kraftvoll in die Hand nahm. Tief empfand Scheffel jetzt, was er dem Landesfürsten in markiger Sprache nachrühmte; jene Angriffe verfolgte er als Ehrenbeleidigungen. Als Zeugnisse seiner Dankbarkeit gegen den Großherzog von Sachsen-Weimar traten die Festspiele „Der Brautwillkomm auf Wartburg“ und „Die Linde am Ettersberg“ ins Leben, von denen das erstere 1873 zu Ehren des Erbgroßherzogs Carl August und seiner Braut Pauline im Sängersaal der Wartburg aufgeführt wurde, während das zweite 1878 der Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums Carl Alexanders in Weimar die Weihe gab. Für beide war Schillers „Huldigung der Künste“ das würdigste Vorbild gewesen. Doch wußte Scheffel in die Allegorie realistisch volkstümliche Züge zu mischen, in denen gelegentlich auch sein Humor heiter aufblinkte. Wehmütig aber mag es ihn gestimmt haben, als er die Helden des Sängerkriegs nunmehr als Gratulanten in den Sängersaal der Wartburg citierte. Auf Ersuchen des Konstanzer Offizierskorps dichtete er 1881 das Huldigungsspiel „Das glückhaft Schiff“ für die festliche Begrüßung des greisen Kaisers Wilhelm auf der Insel Mainau, der dort als Großvater erschienen war, um mit seiner geliebten Tochter und seinem Eidam die Verlobung der Enkelin Viktoria mit dem Kronprinzen Gustav Adolf von Schweden festlich zu begehen. Es war ein hübsch ersonnener Willkommen, „dem Schirmherrn Deutschlands an des Südens Grenzmark“, am Ufer des Schwäbischen Meeres, entboten. Der Prolog für die Festvorstellung des 112. Regiments im elsässischen Mülhausen zum Ehrentag seines Chefs, des Prinzen

Wilhelm von Baden, feierte im ersten Bild den Türkenludwig; das letzte zeigte die sieggekrönte Germania, wie sie alle deutschen Stämme zu Arbeiten der Kultur unter ihrem Schutze vereinigt. Noch heute kann man diese Gelegenheitsdichtungen, die Scheffel mit dem „Rockertweibchen“ kurz vor seinem Tode zu dem Band „Fünf Dichtungen“ vereinte, mit Interesse lesen. Die anschauliche Kraft der Sprache, die ihm in so hohem Grad eigen war, verleugnet sich nicht in ihnen, und die Freude am Reich, die damals in vielen Festspielen nur allzu phrasenhaft sich äußerte, giebt sich hier mit männlicher Würde. Der Aufbau zeugt durchweg von Sinn für das theatralisch Wirksame, obgleich der Dichter schon Jahrzehnte hindurch das Theater gemieden hatte. Was er 1860 an den Großherzog von Weimar schrieb, daß er aus Gesundheitsrücksichten den Besuch des Schauspiels dauernd meiden müsse, hatte seitdem immer gegolten. Wenn er 1881 nach Stuttgart hinüberfuhr, um einer Aufführung von J. Aberts Oper „Ekkehard“ beizuwohnen, so war das ein großes Zugeständnis seines Interesses. Neßlers Trompeteroper, die erst 1884 auf die Bühne gelangte, hat er sich nicht angehört.

Mußte dem ehelichen Glück gegenüber die Klage seines Jugendlieds „Es hat nicht sollen sein!“ fast sein ganzes Leben hindurch leider Geltung behalten, so hat sich Scheffel dagegen des Glücks der Freundschaft in seltenem Maße bis ans Ende erfreut. Er selbst hat sich seinen Freunden allen als echt und treu bewährt, ja er, der in seiner besten Zeit köstliche Ferientage versitzen konnte, um zur Erheiterung des „Engeren“ die köstlichen Episteln zu schreiben, der die Hälfte der Gaudeamuslieder nur schuf, um die Freunde in Heidelberg zu amüsieren, war als Freund von einer liebenswürdigen Mitteilsamkeit, von einer hochherzigen Hilfsbereitschaft, von einer zartfühlenden Aufmerksamkeit, die seinem Charakter zu höchster Ehre gereicht. Er hatte aber auch Glück mit seinen Freunden! Die drei Maler z. B., für die er aus Ueberzeugung mit freundschaftlicher Wärme eintrat, als sie noch um Aner-

kennung rangen, Feodor Dietz, Anselm Feuerbach, Anton von Werner, wie kamen sie voran in der Welt! Wie rühmliches hatte er zu melden, als er nach dem Tod von Julius Braun, Friedrich Eggers, Feodor Dietz diesen den Nekrolog schrieb! Mit den drei besten Freunden aus der Universitätszeit, mit Staatsrat von Eisenhart in München, Oberamtsrichter Schwanitz in Ilmenau, Oberamtsrichter Eichrodt in Lahr, blieb er, wie mit den Brüdern Klose, seinen ersten Spielkameraden, in innigem Verkehr bis an sein Ende. Als es galt dem Bürgermeister Leo in Säckingen, dem Pfarrer Schmezer in Ziegelhausen, seinem alten Freund und Verleger Adolf Bonz in Stuttgart die letzte Ehre zu erweisen, war die eigne Krankheit für ihn kein Behinderungsgrund. Wie erwies er sich dankbar für die Liebe, mit welcher ganz Säckingen seine Liebe für die schöne Waldstadt erwiderte! Mit Otto Bally, dem Fabrikanten, hielt er besonders gute Kameradschaft. Der Geist der Freundschaft ließ ihn auch immer wieder den alten „Gaudeamuston“ finden: die Jubiläumsgrüße an Heyse, Schmezer, Eichrodt u. a. bezeugen es. Auch seinem Freund Schwanitz stiftete er ein solches Lied, in dem er sich nach einem letzten Zusammensein mit ihm in Ilmenau, der „Gemeinde Gabelbach“, der Stammtischgesellschaft des Freundes, die sich im Forsthaus auf dem Kickelhahn zusammenfand, als Gemeindepoet bewährte. Er nahm es in die Jubiläumsausgabe des „Gaudeamus“ auf; Werner hatte es dafür illustriert. Das gleiche geschah mit dem Glückwunschgedicht, durch das Scheffel den „Hegausänger“ R. Stocker in Engen geehrt hatte. Ueber seine Krankheit wachte mit Freundesaugen Generalarzt Bernhard von Beck.

Am lebhaftesten gestaltete sich in den letzten Jahren sein Verkehr mit Anton von Werner. Er gab die Hoffnung nicht auf, daß dieser die Illustration des „Ekkehard“ doch noch beenden werde, nachdem sie durch die großen Staatsaufträge, die der Freund in Berlin erhielt, und die Pflichten, die ihn als Direktor der Berliner Kunstakademie festhielten, immer aufs neue Aufschub erlitten hatte. Werner hatte

den besten Willen: wiederholt kam er nach Radolfzell zu gemeinsamen Beratungen und Studienreisen ins Bodenseegebiet, nach Sankt Gallen und Appenzell. Noch 1884 machten die Freunde eine solche — diesmal nach Ueberlingen, wo Werner die „Heidenhöhlen“ zeichnete. Leider kam dieser doch nicht dazu, das Unternehmen zur Vollendung zu bringen. Dafür aber war ihm vergönnt, dem Dichter die persönliche Bekanntschaft mit einem Verehrer seiner Muse zu vermitteln, dem sein weltbewegender Beruf nur wenig Zeit ließ, sich um Werke der Poesie zu bekümmern. Der Jubiläumsgruß, den Fürst Bismarck dem Dichter zum fünfzigsten Geburtstag geschickt hatte, war diesem ein Anlaß gewesen, dem ihm so gewogenen Kanzler ein Exemplar des illustrierten „Gaudeamus“ durch Werner überreichen zu lassen. Bismarck freute sich aufrichtig der ihm sympathischen Gabe. Als Werner dem Freund von dieser Aufnahme berichtete, schrieb dieser zurück: „Daß Bismarck sich am Gaudeamus freut, ist eine stattliche Anerkennung.“ Dies war anfang 1877; im Sommer darauf war der Dichter in Kissingen bei Bismarck zu Gast. Er begann damals das fränkische Salinenbad in Abwechslung mit Dürrheim im Schwarzwald zu gebrauchen. Bismarcks Badearzt, der Geheimrat Dr. Oskar Diruf, war einst in Heidelberg Scheffels Bundesbruder in der „Frankonia“ gewesen — so ergab es sich von selbst, daß die Annäherung stattfand, von der Scheffel am 22. Juni an Werner schrieb: „Fürst Bismarck war mir mehr als freundlich, ich war zweimal bei dem Gewaltigen zu Tisch und liebe ihn und die Seinigen in ihrer Eigenart.“ Noch einmal war Scheffel Bismarcks Gast — im Herbst 1885 in Berlin. Er begleitete dorthin seinen Sohn, der als Avantageur bei den Garde-Ulanen eintrat — es war das erstemal seit seiner Studentenzeit, daß er wieder nach Berlin kam. Wie Werner erzählt, nahm er mit lebhaftestem Interesse von allem Kenntnis, was die Reichshauptstadt an gewaltigem Leben und Treiben, und namentlich an künstlerischen Sammlungen und Schöpfungen bot. Einen schönen geselligen

Abend verbrachte er bei Julius Wolff, dem Dichter der „Aventiuren“ vom „Rattenfänger“ und der „Wilden Jagd“.

Sonst war er für größeren gesellschaftlichen Verkehr nicht mehr zu haben; auch in der Karlsruher Mittwochs-Gesellschaft, wo seine Freunde, die Brüder Klose, Oberbibliothekar Brambach, Baurat Durm, die Maler A. Vischer, Rudolf Gleichauf, August Hörter, der Bildhauer Adolf Heer, der Architekt J. Th. Cathiau u. a. zusammenkamen, war er ein seltener Gast geworden. Seine Gastlichkeit im eigenen Haus, in Radolfzell wie in Karlsruhe, war aber, so lange ihn seine Leiden nicht hinderten, eine „homerische“. So haben sie Berthold Auerbach und viele andre seiner illustren Gäste gerühmt. Von den Karlsruher Schriftstellern stand ihm Heinrich Vierordt persönlich nahe. Von den zeitgenössischen Dichtern Schwabens war ihm Eduard Paulus besonders sympathisch. Bis zum Tode des pensionierten Ministers von Freydorf belebte dessen Familie wiederholt das genußreiche Sommerleben auf Mettnau und Seehalde. Nachdem im Oktober 1879 der Bruder Karl im Karlsruher Pfründnerhaus gestorben war, verlegte der Dichter immer mehr den Schwerpunkt seines Lebens in sein Tuskulum am Bodensee. Mit Teilnahme verfolgte er das Schaffen seiner alten Freunde Heyse, Geibel, Riehl, Steub, Lingg, W. Hertz, Dahn, Bodenstedt. Der Einfluß, den sein Beispiel auf das heranwachsende Dichtergeschlecht übte, konnte ihn nur teilweise erfreuen. Echte Naturen, wie Baumbach, Stieler, Kaden, fanden seine wärmste Teilnahme; gegen die stümpernden Nachahmer verhielt er sich abwehrend und abmahnend. Lange Zeit entsprach er mit rührender Geduld den Bitten um Albumsprüche, um Begutachtung poetischer Arbeiten. Später wurde er auch hierin zurückhaltend. Nicht immer war er auch zum Empfang von Gästen aufgelegt, namentlich nicht von fremden, die nach Radolfzell kamen, um auch einmal den berühmten Dichter zu sehen. Zudringlichkeiten gegenüber konnte er sehr sarkastisch werden. Als einmal der Kellner vom „Hotel Schiff“ ihm abends unter Zittern und Zagen die Be-

stellung überbrachte, er möchte doch ins Hotel zu einer Herrschaft kommen, die eigens wegen ihm den Umweg über Radolfzell gemacht habe, ließ er antworten: „Die große Fütterung findet nur morgens zwischen 11 und 12 statt!" Wie eingezogen er für gewöhnlich lebte, erhellt aus einer Anekdote, die E. von Günthert erzählt hat. Als Scheffel eines Tages mit diesem Gast einen Ausflug nach dem Hohentwiel gemacht hatte, begegneten sie einer alten Frau, die mit Andenken an den Twiel handelte. Der Dichter entdeckte unter den Sachen sein eignes Porträt in einem schreckenerregenden Zustande. Er frug in seiner schalkhaften Art: „Wer ist der Kerl da?" „Herr, das ist ein rechter Mann," gab die Frau lebhaft zurück. „Er hat den Berg beschrieben, daß jetzt jeder ihn sehen will. Der hat's verstanden!" „Nu, nu — ich wünsch' ihm nichts böses!" begütigte Scheffel und frug dann weiter: „Lebt er noch?" „Ich glaub' schon, daß er gestorben ist," war die Antwort. So weltentrückt Scheffel aber lebte, so entfremdete er sich in dieser Zeit der Welt doch nicht mehr wie früher. Er war auch für die politischen Kämpfe, die jetzt das Vaterland bewegten, nicht unempfindlich. Aber wenn er sich hin und wieder noch veranlaßt sah, als Dichter das Wort zu ergreifen, so that er es im Geiste der Versöhnung, des Ausgleichs, des Friedensworts Gaudeamus. Sein Glückwunsch zu Bismarcks siebzigstem Geburtstag ist dafür bezeichnend, nicht minder der Segensspruch, den er dem Vaterland hinterließ:

„Stoßt an! Ein Hoch dem deutschen Reich!
An Kühnheit reich, dem Adler gleich,
Mög's täglich neu sich stärken . . .
Doch Gott behüt's vor Klassenhaß
Und Rassenhaß und Massenhaß
Und derlei Teufelswerken!"

Sein letztes Lied galt dem geliebten Altheidelberg. Das Fünfhundertjährige Jubiläum der Universität nahte heran; im Sommer 1886 sollte es feierlich begangen werden. Daß Scheffel dem Feste die poetische Weihe geben müsse, wie er sie 1882 im echten Gaudeamuston

dem Würzburger Jubiläum gegeben hatte, war längst eine ausgemachte Sache. Schon im Januar 1885 übersandte er dem Rechtsanwalt A. Mays, einem der wenigen noch am Leben befindlichen Genossen der feuchtfröhlichen Tage des „Engeren“, das fertige Lied als „der Stadt Heidelberg zum Jubiläum gewidmet“. Feierlich war der Ton dieses Schwanenlieds, und doch klang durch sein „Nun grüß' dich Gott, Altheidelberg“ ein Wiederhall aus jener Zeit, da er der Stadt zugejubelt hatte „Es klingt wie junges Lieben dein Name mir so traut“. In ihres Frühlings Herrlichkeit sah sein geistiges Auge sie auch jetzt, und vom Schimmer ihres „Maienkleids“ fand sich ein Wiederschein in den Strophen. Der sich stets neu verjüngenden Wissenschaft galt sein Heilruf:

„Der Geist ist's, der das Rechte weist,
Der Wahrheit schafft und Leben,
Der starke, freie, deutsche Geist,
Der uns das Reich gegeben.“

Beim Dichten des Lieds war in seiner Seele die Sehnsucht rege geworden, noch einmal in der „Vaterstadt seiner Poesie“ einige Zeit zu verbringen. Doch machte ihm schon in diesem Jahr seine Krankheit schwer zu schaffen. Ein beängstigender Anfall, der ihn im Frühjahr traf, preßte ihm den schmerzlichen Ruf aus: „Mutter, hole dein Kind, ich bin ganz verlassen!“ Ein Aufenthalt in Bad Teinach, dessen zum württembergischen Schwarzwald gehöriges Thal er gleich der Burgruine Zavelstein schon früher besungen hatte, brachte ihm einige Linderung. Die Reise nach Berlin mit dem Sohn griff ihn an; nach der Heimkehr nahm seine Krankheit eine bedenkliche Wendung. Als es ihm im Januar 1886 etwas besser ging, zog er wirklich nach Heidelberg, wo er im Neckarhotel auf der rechten Seite des Flusses eine schön und bequem gelegene Wohnung fand. Doch sah er sich durch die wieder zunehmende Krankheit bald am Ausgehen verhindert. Von den Professoren der Universität stand ihm der Germanist Karl Bartsch, der Nachfolger Holtzmanns, besonders nahe. Von den einstigen

Sodalen des „Engeren" lebten neben A. Mays noch C. Pfeiffer und H. Schleuning. Sein getreuer Freund Karl Klose, der Hauptmann, besuchte ihn getreulich von Karlsruhe aus. Den sechzigsten Geburtstag, am 16. Februar, beging er schwer leidend; kaum war er im Stande, sich der vielen Beweise der Liebe und Teilnahme aus allen Gegenden Deutschlands und der ihm zu Ehren veranstalteten Beleuchtung der geliebten Schloßruine zu erfreuen. Zu krank, um Ansprachen zu halten, ließ Scheffel das Hotel illuminieren, um der Stadt, die ihn zum Ehrenbürger ernannt hatte, seinen Dank zu bezeugen. An Werner schrieb er resigniert: „Ich bin hier mit Ehren aus der Welt verabschiedet, ich werde nichts mehr mitmachen." Ja — das Heidelberger Jubiläum und den feierlichen Moment, da sein Festlied in der Festhalle von tausenden junger und alter Studenten gesungen wurde, hat er nicht mehr erlebt! Das von Vincenz Lachner komponierte Lied mit seinem aufjubelnden Schluß „Ein brausend Hoch sei dir gebracht, Altheidelberg du Feine" wurde zum Requiem für ihn.

Aber nicht in Heidelberg, sondern in seiner Vaterstadt Karlsruhe schloß der Dichter für immer die Augen, mit denen er so schönheitsdurstig in die Welt geschaut hatte. Als Ende März sein Jugendfreund Kußmaul aus Straßburg an sein Krankenbett kam, konnte er der Ansicht der Heidelberger Kollegen Erb und Fehr nur zustimmen, daß der Kranke dem Tod verfallen sei. Man verhehlte dem Kranken es nicht mehr. Nun befiel ihn das sehnsüchtige Verlangen, nach Hause gebracht zu werden, und Hauptmann Klose und Professor Fehr gaben ihm am 2. April dorthin das Geleite. Daheim wollte er sterben. Und hier gönnte ihm das Leben noch eine Freude. An seinem Schmerzenslager erschien, auf Becks Veranlassung durch Klose herbeigerufen, die erschütterte Gattin. Die Versöhnung mit ihr weckte in dem Sterbenden noch einmal den Wunsch, er möchte genesen. „Jetzt nur noch ein paar Jährle, nur noch eins!", sagte er am Tag vor seinem Tod zu Karl Klose. Von seinem Sohn, der jetzt in Hannover die

Kriegsschule besuchte, hatte er sich bereits in Heidelberg verabschiedet, als dieser auf die Kunde von dem schlimmen Zustand des Vaters zu ihm geeilt war. Am 9. April 1886 abends 7 Uhr erlöste ihn der Tod von seinem Leiden. Durch die geöffneten Fenster tönte von der Stadtkirche das Abendläuten — „summend, singend, rein verklingend“. An seinem Totenbett trauerten die Witwe und der Sohn, aufs neue vereinigt. Ihre Trauer teilte die ganze Nation.

Nur wenigen, vielleicht Niemandem, waren die näheren Umstände seines Lebens, wie sie mir klar zu legen vergönnt war, bekannt; keine einzelne Partei hatte ein Recht, Scheffel als einen der ihrigen zu bezeichnen; aber von allen gebildeten Deutschen ward er betrauert, nicht nur als ein Dichter, der zu den besten des Jahrhunderts zählte, nein, wie ein Freund, dem man in guten und schlimmen Tagen herzerheiternden und erhebenden Zuspruch zu danken gehabt hat. Was er der Nation gewesen, trat hell in dem tausendfachen Nachruf zu Tage, den die Presse ihm weihte. Der hohe poetische Wert seiner Hauptdichtungen, vor allem des „Ekkehard“, erlebte von allen Seiten einmütige Anerkennung. Im besondern aber wurde er als der Dichter des „Gaudeamus“ gefeiert; der Titel seines fröhlichen Liederbuchs erschien seinen Zeitgenossen wie ein Symbol der Lebensfreude, die auch seine ernsten Dichtungen sonnig durchwärmt. Aus welchen schmerzlichen Krisen seine Dichtung erwuchs, war noch nicht zu erwägen, aber allgemein empfand man, daß von ihr eine befreiende und erlösende Kraft ausgegangen war. In Scheffels Poesie trat an die Stelle der Romantik, die aus Vaterlandsliebe und Verzweiflung über das deutsche Elend sich an unklaren Träumen von deutscher Vorzeit berauschte, eine farbenfreudige Wirklichkeitskunst, für welche Naturtreue und historische Wahrheit ebenso maßgebend waren wie das Gefühl für klassische Formschönheit. Was sie feierte, war die kräftige Art in Denken, Fühlen, Handeln naturfrischer Menschen, war die Schönheit heimatlicher Landschaft und Natur, deren Frische sich mit jedem Frühling

erneut. Selbst mit romantischen Idealen aufgewachsen, hatte der Dichter 1848 schwer unter ihrem Bankerott in der politischen Welt gelitten, aber aus der tiefen Empfindung für den Widerspruch zwischen Romantik und Wirklichkeit entwickelte sich sein Humor, der mit dem Lächeln der Toleranz das Unzulängliche an beiden bespöttelte und mit burschikoser Frische gegen die Herrschaft des Abstrakten im Leben, der „ledernen" Ideen, gegen den Ungeist der Reaktion und die Unnatur im gesellschaftlichen Leben einen fröhlichen Kampf führte. Inmitten einer Epoche, deren Triumphe der Naturwissenschaft, der Technik und der Realpolitik angehörten, ward er zum Sänger des Abschieds von alten trauten Anschauungen und Freuden, die der Wandel der Zeit verdrängte. Und wenn sein Gemüt unter dem Zwiespalt seiner Sympathien und Einsichten, unter dem Drucke von Krankheit und Unglück der Melancholie zu erliegen drohte, dann schöpfte er aus dem Verkehr mit der schönen großen Natur immer wieder Kraft zur Genesung, zur Lust am Leben, wie er auch seine Helden es thun ließ. In welchem Grade diese Genesungspoesie aus seinem eigensten Erleben quoll, hat erst die biographische Forschung aufklären können. Durch die Darlegung desselben konnte aber auch die Verehrung und Sympathie nur gewinnen, die wir der Persönlichkeit des Dichters schulden. Daß Scheffel unter den Kämpfen, die seine Seele bestand, nicht ein Sänger des Weltschmerzes wie Heine geworden ist, dessen Poesie freilich auch dem Schmerz ihre vollsten Töne entrang, daß er vielmehr trotz alledem ein Sänger der Weltfreude geblieben ist, das giebt seinem Charakterbild einen Zug von trotziger Kraft, der unsre Bewunderung fordert und der harmonisch zu dem Geist seiner Werke stimmt, der das Kraftvolle in Natur und Menschentum, im Genusse der Freuden dieser Welt feiert. Diese Kraft beseelte auch seine tiefinnige Liebe zur Natur, deren begeisterungsvoller Bekenner er war. Als solcher hat er die große Beliebtheit gewonnen, die er auch heute genießt. Das bezeugt nicht allein die seit seinem Tod noch stetig gestiegene Verbreitung seiner Werke.

Hoch ragt sein Standbild vor der herrlichen waldumhegten Schloßruine von Heidelberg, vor der Kunstschule in Karlsruhe, vor dem Fridolinsstift in Säckingen. In Erz und Marmor grüßt uns sein Bild, in leuchtenden Lettern sein Name auf dem Hohentwiel und in Radolfzell, auf dem Freudenberg bei St. Gallen und beim Appenzeller Wildkirchli, auf dem Staffelberg über dem Main, bei Ilmenau im Thüringer Wald und zu Teinach und Rippoldsau im Schwarzwald, in der Rodensteinruine des Odenwalds wie in der Aggsteinruine auf dem österreichischen Donauufer, auf steirischem Boden bei Mürzzuschlag und „fern im Süd" unter den Eichen von Olevano, deren Hain Dank den Anstrengungen eines begeisterten Scheffelverehrers, des Karlsruher Malers E. Kanoldt, deutsches Reichseigentum wurde. Den Dichter der „Bergpsalmen" rühmt eine Inschrift an der Falkensteinwand am Sankt Wolfgangsee, die der deutsche und österreichische Alpenverein gestiftet hat, und an der Spitze derselben beim Scheffelblick ein poetischer Spruch der Erzherzogin Marie Valerie von Oesterreich, der Protektorin des Scheffelbunds, dessen Protektor der Erbprinz Friedrich von Baden ist. Zu Auerbach an der Bergstraße und in Ueberlingen am Bodensee sind schöne Plätze nach dem Dichter benannt. Auf Capri, wo Scheffel den „Trompeter" schrieb, hängt Scheffels Bild im Albergo Pagano wie im „Kater Hiddigeigei", und ebenso grüßen uns im Rheingau des Dichters vertraute Züge, wenn wir zu Aßmannshausen in die „Krone" treten. Am Mattsee in Salzburg ragt Breitners Scheffelturm, bei Bordighera an der Riviera rauschen die Scheffelpalmen. Als Apostel der beseligenden Naturandacht in den Tempelhallen des Walds, auf himmelanragenden Bergeshöhen, an den stillen Alpenseen, welche den Himmel spiegeln, wirkt und lebt der Dichter weiter in unzähligen Seelen, Freude weckend und auch in diesem Sinn — der Sänger des „Gaudeamus!"

Anmerkungen und Nachträge.

Zu Seite 11. Empfänger der Briefe war Badwirt Gabriel Malzacher. Säckingen hat warme Mineralquellen, die schon im 15. Jahrhundert zu Badezwecken gefaßt waren. Mit dem Bad stand seit langem ein Gasthaus in Verbindung.

S. 16. Die Veste Hohentwiel kam 1538 an Württemberg: der Berg bildet jetzt eine Domäne des Königreichs im badischen Hegau. Oberst Wiederhold wußte im dreißigjährigen Krieg die Veste gegen alle Feinde zu halten. 1800 ließ General Vandamme ihre Werke sprengen.

S. 17. Herr Stadtpfarrer Adolf Brinzinger in Oberndorf hat im Jahrgang 1892 der „Württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte" aus dem Familienbuch von Oberndorf den Eintrag mitgeteilt: „Katharina Krederer, geb. Eggstein, wanderte aus nach Carlsruhe den 10. Juli 1826." Dies kann aber nur das Datum ihrer Abmeldung gewesen sein, denn ein Enkel der Frau Anna Stolz in Gengenbach, der Redakteur der „Augsburger Abendzeitung" Karl Stolz, konnte mir einen Brief seiner Großmutter mitteilen, aus dem hervorgeht, daß schon bei der Geburt des Dichters die Großmama Krederer ihrer Tochter zur Seite stand.

S. 49 und 65. Da Scheffels Mutter bereits den „alten Rittern am Rhein", die sich, wie mit dem Schwert so auch mit dem Humpen als Helden bewährten, ein Loblied gesungen hatte und er selbst schon als Primaner mit Julius Braun u. a. König Artus' Tafelrunde auf der Kneipe nachahmte, bedarf der lebhafte Sinn für Zecherhumor, den er schon als Student poetisch bethätigte, keine besondere Erklärung. Beachtenswert bleibt dennoch, daß in seiner Studentenzeit auch litterarische Vorbilder in dieser Richtung auf ihn eingewirkt haben. Karl Blind, der in Heidelberg bei Professor Hahn Germanistik studierte, machte den Freund mit dem mittelhochdeutschen Gedicht „Der Weinschwelg" bekannt, in dem das Zecherheldentum bereits humoristisch behandelt ist. Im Karlsruher Falstaff-Klub, der im „Prinzen Karl" zusammenkam, war ein beständiges Citieren aus Shakespeares Falstaffszenen im Gange. Die Mitglieder, welche alle kurz vorher, z. T. als Frankonen, in Heidelberg studiert hatten, hielten sich im Charakter der Genossen Sir Johns in der Eastcheapschenke. Heinrich Goll, ein Kneipgenie edler Art von poetischer Begabung, führte als Sir John Falstaff den Vorsitz in der Tafelrunde. Max Wirth war Prinz Heinz, Lepique Bardolph, Julius Braun Friedensrichter Schaal, Scheffel, wohl seiner Neigung zum Citieren wegen, „Fähnrich Pistol". Durch Goll wurde dann Scheffel auf die Gedichte des Persers Hafis aufmerksam gemacht, der damals in der Uebersetzung Daumers erschienen war. Mit Bezug auf diesen „feuchtfröhlichen Sänger des Orients" schrieb er am 21. November 1847 an Schwanitz: „Wenn Du einmal wieder einen recht frischen Ton, wie von Pokalanstoßen und Sang und Klang in Dir ertönen lassen willst, so nimm die Lieder dieses Biedermanns zur Hand, der schon vor 500 Jahren so vernünftig war, Dogmatik und Askese mit der Weintaberne und dem Kultus des Schönen zu vertauschen." Stärker als diese Einflüsse wirkte aber auf ihn der komische Kontrast zwischen dem Riesenfaß im Heidelberger Schloßkeller und dem Standbild des Zwergs Perkeo, das dem Faß gegenüber aufgestellt ist. Pfalzgraf Karl Philipp hatte seinen winzigen Hofnarren thatsächlich zum Hüter des Fasses bestellt. Der sagenhafte Riesendurst des Zwergs erhöhte noch diese Komik. Hauffs und Heines Bremer Ratskellerphantasien konnten zu poetischer Gestaltung des Motivs reizen.

S. 89. Die kurze Selbstbiographie erschien 1855 in Hub's „Die deutsche komische Dichtung", Band 2.

S. 152. Der in der Epistel „Andrée" genannte Maler war Cäsar Metz.

S. 159, Z. 16 v. o. ist statt „ziemlich salopp" „flott" zu lesen.

S. 174. Der Brief, mit welchem Scheffel die Sendung des „Trompeters von Säkkingen" an Uhland begleitete, ist neuerdings mit Uhlands litterarischem Nachlaß Dank einer Schenkung von Stuttgarter Litteraturfreunden in das Archiv des Schwäbischen Schillervereins gelangt. Das Entgegenkommen des Vor-

stands, des Königlichen Kabinetschefs Freiherrn von Gemmingen und des Herrn Oberstudienrats Dr. Jul. von Hartmann in Stuttgart, setzt mich in die Lage, das für den jungen Scheffel höchst bezeichnende Schreiben hier nachzutragen:

„Ein unbekannter fahrender Schüler erlaube ich mir Ihnen, hochverehrter Herr, das beifolgende Büchlein zu übersenden. Betrachten Sie es als Dank für Anregung und Unterweisung in der löblichen Kunst des Gesanges, die der Junge aus den Werken des Meisters vielfach geschöpft hat, — und als einen Versuch, sich mit harmlosem Humor durch die peinliche Gegenwart durchzuarbeiten.

Gern wär' ich mit höheren Endzielen, gewaltigerem Stoff und wahrhaft epischem Schwung vor Sie getreten, aber ich kann mich nur auf Ihre eigenen Worte berufen: „Fehlt das äußre freie Wesen, leicht erkrankt auch das Gedicht", und bitte Sie, darum dem Trompeter zu Gut zu halten, daß er nicht mehr sein will und sein kann, als er ist, schlicht, aber gesund.

Ob ich hoffen darf, aus Ihrem eigenen kundigen Mund ein Wörtlein über des Trompeters Blasen zu vernehmen? In unserer Epigonen Zeit, wo in allen Gebieten der Kunst so nahe ans Höchste schon gearbeitet ist, stellt man sich billig die Frage, ob nicht das Schweigen Gold, das andre nur Silber sei? und Sie, verehrter Herr, haben zwar seiner Zeit männiglich die Erlaubniß gegeben, im deutschen Dichterwald seinen Sang zu erheben: es ist aber inzwischen des Gezwitschers und Geschnatters so viel geworden, daß Sie vielleicht selber zur Zeit strengerer Ansicht geworden sind. In diesem Sinn würde eine Belehrung von Ihnen auf dankbaren Boden fallen — doch ich darf nicht wagen, Sie darum zu ersuchen.

In der kecken Hoffnung, daß mein Büchlein eine freundlichere Aufnahme finden möge, als gewisse güldene Ordenssterne, wiederhole ich den Ausdruck inniger Verehrung, und verbleibe Ihr hochachtungsvoll ergebener

Jos. Scheffel
der Rechte Doctor.

Heidelberg, den 8. Januar 1854
(„bei Schlosser Kraus am Museum")."

Der Schluß war eine Anspielung auf Uhlands Ende 1853 erfolgte Ablehnung des preußischen Ordens pour le mérite, die er gegen Alex. von Humboldt mit dem Hinweis begründete, daß er durch die Annahme in um so schneidenderen Widerspruch zu seinen Grundsätzen geraten würde, als viele seiner Gesinnungsgenossen, die nach dem Schiffbruch nationaler Hoffnungen in der letzten Zerrüttung weiterschritten, dem Verluste der Heimat, Freiheit und bürgerlichen Ehre, selbst dem Todesurteil, verfallen seien. In Konsequenz davon lehnte er dann auch den bayrischen Maximiliansorden ab. Uhlands Beispiel hat auf Scheffel lange nachgewirkt, wie sein Verhalten dem Großherzog von Weimar gegenüber bis in die Zeit nach der Gründung des Deutschen Reiches beweist. Als er sich dann im Einklang fühlte mit den werdenden deutschen Zuständen, erschienen ihm diese Bedenken verjährt.

S. 175. Die Kunsthandlung von Domenico Artaria in Mannheim galt im Beginn des vorigen Jahrhunderts als erste Firma ihrer Art durch den großartig angelegten und durchgeführten Verlag von Kupferstichen nach den Meisterwerken der klassischen italienischen Malerei. Stephan Artaria war der jüngste der vier Söhne Domenicos. Krankheit zwang ihn schon 1846, sich vom Geschäft zurückzuziehen. Zeile 16 von oben ist statt „deren Eltern" „der Mutter" zu lesen.

S. 196. Scheffels Bewerbung um den Lehrstuhl für deutsche Litteratur am Züricher Polytechnikum ist damals wirklich erfolgt, wie Professor Adolf Frey in dem Buche „Briefe Jos. Scheffels an Schweizer Freunde" (Zürich 1898, F. Schultheß) nachweisen konnte. Die Frau des Stadtrats Wilhelm Meyer-Ott in Zürich war eine intime Jugendfreundin von Scheffels Mutter; Karoline Ott hatte als Mädchen bei Verwandten in Karlsruhe gewohnt, als Josephine Scheffel sich als junge Frau dort einlebte. Nachdem Joseph von dem zu gründenden Lehrstuhl gehört hatte, wandte er sich am 30. November 1854 an den Stadtrat mit der Bitte, er möchte seine Bewerbung bei dem Präsidenten des Schweizerischen Schulrats Dr. Joh. Konrad Kern unterstützen.

„Meine ganze Entwicklung," führte er aus, „ist nämlich, um so zu sagen, eine dem polytechnischen Geiste entsprechende; es hat in mir der Künstler den

Juristen durchkreuzt, und nachdem ich mich in Italien dieses Zwiespalts entledigt und in der Poesie die Versöhnung gefunden, habe ich mir die Linien meines weiteren Schaffens dahin gezogen, den Ernst und stofflichen Gehalt der historischen Wissenschaft mit den Gesetzen künstlerischer Schönheit zu verschmelzen. In dieser Weise habe ich jetzt ein Werk unter der Feder, auf dessen Erfolg ich selbst gespannt bin; ich möchte es einen streng historischen Roman nennen, der in spielender Weise das Kultur- und Geistesleben einer längst verklungenen Epoche enthält und der, wenn man ihn des psychologischen Rahmens der Geschichte entkleiden wollte, sich mit Leichtigkeit in eine Reihe gelehrter Abhandlungen auflösen ließe . . . Nach meiner Vorbildung und den vielen inneren Erfahrungen, die sich an das produktive Schaffen knüpfen, würde ich die Geschichte der deutschen Litteratur weder als silbenstechender Philologe noch als hohler phraseologischer Aesthetiker vortragen, sondern meine Zuhörer auf den Pfaden lebendig wehenden Geistes durch die heiteren Labyrinthe geleiten." Am 2. Dezember erbot er sich dann in direktem Schreiben an den Präsidenten Kern zu persönlicher Vorstellung und Probevorlesung und reichte das Manuskript seiner Verdeutschung des Walthariliedś ein. In einem späteren Brief an Meyer-Ott bemerkt er in Bezug auf die ins Auge gefaßte Probevorlesung, daß er wegen dieses Punktes wenig Bedenken trage, „denn die Natur hat mich, so sehr ich auch gelernt habe, schweigsam zu sein, mit einem im Fall des Bedarfs reichlich und unverzagt überströmenden Mundwerk gesegnet." Scheffel reiste dann auch nach Zürich, um die Angelegenheit persönlich zu fördern, wobei ihm sein „Vetter" Ignaz Heim, der Komponist und Dirigent des Züricher Sängervereins „Harmonie" behilflich war. Ignaz Heim war der Bruder des Fürsprechs Wilhelm Heim in Großlaufenburg und des Apothekers Karl Heim in Zell a. H. Die Bewerbung blieb vergeblich. Den Lehrstuhl erhielt Friedrich Theodor Vischer, nachdem Gottfried Keller und Hermann Hettner aus verschiedenen Gründen abgelehnt hatten.

S. 244. Den Balladencyklus „Der Herr von Rodenstein" brachten die „Fliegenden Blätter" im Jahrgang 1859 (Nr. 737), von Ille illustriert.

S. 305 u. 309. Die Gedichte „Kahnfahrt", „Reutti im Winkel", „Ad Thaliarchum" erschienen im Frühjahr 1862 in dem von Geibel herausgegebenen „Münchner Dichterbuch" (Stuttgart, A. Kröner). Schon im Sommer 1861 waren sie in Geibels Händen. „Kahnfahrt" (im Dichterbuch „Seefahrt" betitelt) spiegelt die Landschaft des Chiemsees ganz deutlich: „Die Kampenwand glänzt blau". Es ist daher ein Irrtum, wenn A. Frey meint, das Gedicht sei ebenso wie „Am Traunsee" erst im Sommer 1862 am Hallwyler See entstanden. Der Schluß („Fahr ab, verfluchter Plunder") ist von ganz derselben Stimmung beherrscht wie „Am Traunsee".

S. 366. In einem Brief an den als Gemäldesammler und Militärschriftsteller bekannten Emil Rothpletz in Aarau, der dem Dichter in der Brestenberger Zeit befreundet wurde, sprach er am 18. Mai 1873 die Hoffnung aus auf „ein Christentum des heiligen Geistes, das im Einklang und in Einheit steht mit den Kulturidealen der im Staat vorstrebenden Menschheit."

S. 391. Ein ungemein bezeichnendes freundliches Bild vom alten Scheffel in seinen guten Tagen ergiebt sich aus folgendem kurzen Eintrag in den Rechenschaftsbericht des Württembergischen Altertumsvereins von 1893 aus der Feder J. v. Hartmanns: „Ausflug des Altertumsvereins und der Anthropologischen Gesellschaft nach Karlsruhe am 23. Mai 1880. Unser Landsmann Geheimrat Dr. Wagner, Landeskonservator, machte mit den Herren Prof. Dr. Bissinger, Geh. Hofrat Knop und Dr. J. V. Scheffel den Führer durch die von Wagner vorzüglich angeordneten und aufgestellten Sammlungen, deren Eindruck Prof. O. Fraas nachher in seiner Tischrede mit Recht einen überwältigenden nannte. Zur Belebung des gemeinsamen Mahles (im Palmengarten) trug insbesondere die Anwesenheit Scheffels bei, welcher der Gesellschaft aus einer eben erst aus Italien ihm zugekommenen Kiste mit Capriwein eine reiche Probe vorsetzte und in seiner humoristischen Weise die kulturgeschichtliche Bedeutung dieses Weins erzählte."







